Opp. 582 t/13

Lc 125.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Dreizehnter Theil.

Des Schweizerboten Spruch und Schwank.

Aarau 1825.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Wb9/66/191

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Des
Schweizer-Boten
Spruch und Schwank.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eines Tages, während die Regierung der helvetischen Republick noch den Hauptsitz in der Stadt Luzern hatte, traten Heinrich Pestalozzi, der Verfasser von Lienhard und Gertrud, und Heinrich Geßner, des Dichters Sohn, in das Zimmer ihres gemeinschaftlichen Freundes, um ihn zu bewegen, Mitarbeiter an einem „helvetischen Volksblatt" zu werden, welches sie zur Belehrung des großen Haufens über die öffentlichen Angelegenheiten herausgaben. Dies Volksblatt hatte sich aber nur geringen Beifalls zu erfreuen, theils weil die Verbreitung desselben durch eine Regierung befördert wurde, welche nicht des allgemeinen Vertrauens genoß, theils weil die Sprache des Blatts viel zu weit über die Fassungskraft des Volks hinausging. Der Großtheil von den Bewohnern Helvetiens lebte noch in einer unglaublichen Gedankenarmuth, und hatte sich meistens bisher an der mündlichen Ueberlieferung dessen begnügen müssen, was geistliche und weltliche Vorsteher mitzutheilen nöthig gefunden. Höchstens kauften ländliche Haushaltungen alljährlich einen Kalender, der mit den gefährlichen Thorheiten des Aberglaubens erfüllt war; die ge-

ringere Bürgerschaft in den Städten hielt dazu etwa noch eine inländische Zeitung, die, unter der ängstlichsten, oft lächerlichsten Zensur gehalten, über inländische Angelegenheiten ehrerbietiges Schweigen zu beobachten hatte.

Pestalozzi, welcher, wie keiner vor ihm, die geistige und sittliche Verwilderung des großen Haufens in seinem Vaterland kannte, trachtete ihr entgegen zu arbeiten. Es entspann sich zwischen ihm und dem Freunde, den er zur Mitarbeit aufgefordert hatte, ein lebhaftes Gespräch über Form und Ton, in welchem man zum kindlichen Geist des Volkes reden, und wie man sich zu demselben niederbeugen müsse, wenn man ihn zu sich erheben wolle. Dies gab dem Gegner Anlaß, seine Forderungen an ein Volksblatt aufzustellen und in fröhlicher Laune, aus dem Stegreif, Proben des Inhaltes herzusagen, auch den allfälligen Titel zugleich, z. B. „Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben, schweizerischen Vaterlande zugetragen und was ausserdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun."

Der Wortwechsel lösete sich in die heiterste Stimmung Aller auf, und Pestalozzi ruhete nicht, bis sein bisheriger Widersprecher gelobte, einen Versuch mit Herausgabe solches Blattes zu ma-

chen. So entstand das Volksblatt des Schweizer-Boten.

Kaum waren (im Anfang des Jahres 1799) die ersten Stücke davon erschienen, erregten sie so allgemeines Aufsehen und wurden so häufig gelesen, daß sie alsbald nachgedruckt werden mußten. Inzwischen konnte sich der Verfasser kaum einige Monate damit beschäftigen. Die Regierung übertrug ihm eine Sendung in die kleinen Kantone. Andere setzten die Wochenschrift fort, aber mit geringerm Glück. Sie hörte bald auf.

Als nach gestillten bürgerlichen Unruhen die Vermittelungsurkunde des ersten Konsuls von Frankreich das Bundeswesen der Schweiz hergestellt hatte (im J. 1803), schien der schon rege gewordene Sinn aller Eidsgenossen für ein gemeinsames Vaterland, für Volksbildung, Freiheït und Offenkundigkeit wieder mit Untergang bedroht. Die Regierung von neunzehn kleinen durch die Vermittelungsurkunde verknüpften Staaten, zogen sich, stolz auf ihre Selbstherrlichkeiten, in sich selber zusammen; nahmen altübliche Formen, Titel und Zeremonien an, und schienen hin und wieder mehr als geneigt, auch jenen Geist zurückzuführen, der das tödtliche Verderben der alten Eidsgenossenschaft gebracht hatte. Die bisherige Freimüthigkeit der öffentlichen Blätter fing an zu verstummen.

Damals ermunterten sehr achtbare Männer den ehemaligen Herausgeber des Schweizerboten, jene Wochenschrift neuerdings zu beginnen und mitzuwirken, daß dem Volke die edlern Früchte der Revolution gerettet blieben. Besonders dringend warb darum der hochverdiente Bürger von Aarau, Vater Rudolf Meyer, Herausgeber des großen Schweizeratlasses, dessen tugendvolles Leben E. Evers auf würdige Weise beschrieben hat.

So erschien das Volksblatt mit dem Anfang des Jahres 1804 noch einmal. Der unvergessene Name desselben, so wie der erste Laut der ersten Nummern, versammelte plötzlich um dasselbe eine zahlreiche Leserschaft aus fast allen Kantonen.

„Ich trage auf meinem Hut," sagte der Schweizerbote in seiner ersten Woche, als Vorrede: „ich trage neunzehn Kokarden *), wie einen Rosenkranz; kann sich jeder seine liebste aussuchen, und für die andern das Auge zudrücken; und Farben sind drin, mehr, als der Regenbogen, seitdem er erschaffen worden, aufzuweisen hatte.

„Und da man nun endlich seines Wegs in Frieden wandern kann, trete ich meinen Boten-

*) Die Wappen der neunzehn Kantone, in welche die helvetische Republik, durch die Vermittelungsurkunde, zerfallen war.

dienst wieder an; wer mich bestellt, zu dem komm' ich, wie sonst, alle Woche, so lang und breit wie diesesmal.

„Die Winterabende sind lang und die Sommertage noch länger. Da erzähle ich euch denn, was die Menschen in der Welt Kluges und Dummes treiben, jeder nach seiner Weise; wie sie aus Verzweiflung Hochzeit machen, oder sich einander mit christlicher Liebe todtschlagen; wie sie Frieden schliessen, um einen frischen Pfahl vom Zaun zu reissen, oder einander um des lieben Friedens willen Krieg machen. Und ihr werdet daraus sehen, daß die Menschen noch eben so große Narren sind, wie zur Zeit des Königs Salomo, worüber sich dieser König manchmal ärgerte, was wir aber nicht thun wollen.

„Auch was Neues im Schweizerland geschieht, will ich euch nach meiner Art erzählen. Und wenn ich unterwegs vor einem hochgeachteten Herrn unserer Obrigkeit vorbeigehe, will ich höflich den Hut mit neunzehn Kokarden abziehen und ihn freundlich grüßen, und hat er was zu bestellen, so nehm' ich's auch mit.

„Und da man's Geld in diesen theuern Zeiten braucht, will ich euch lehren Gold machen. — Man kocht's in der Schweiz, aber nicht in Töpfen, sondern zieht's mit dem Pfluge aus der Erde, oder schneidet es vom Acker, holt's aus dem

Viehstall, oder aus dem Walde, wo es am Baum wächst. — Versteht mich wohl! — Und solche Goldmacherkünste sind noch viel besser, als Konstitutionenmacherkünste, und desgleichen.

„Und will euch auch das Geheimniß lehren, lustig zu leben und selig zu sterben, ein Ding, das mancher studirte Herr nicht kennt, und mancher ehrliche Bauer im Schlaf lernt. Aber Geheimniß muß das Ding wohl sein, denn wenn ich hundert Menschen frage: „wie geht's? lustig und vergnügt?“ so antworten immer neunundneunzig: So, so!“ und sagen das mit einem Gesicht, welches nicht lustiger, als ein Klagelied Jeremiä, aussieht. Und was das Selig-Sterben betrifft, muß es damit auch nicht weit her sein. Denn ich wette zehn Batzen gegen einen, daß an der offenen Himmelspforte sich nicht halb so viele fromme Seelen drängen, als Sonntags Abends durstige Seelen zum Wirthshause.“ —

Die Erscheinung des Boten kam, wie sich erwarten ließ, Vielen ungelegen. Einzelne geistliche oder weltliche Herren erhoben, warnend oder drohend, gegen ihn die Stimmen. Er aber ließ sich nicht einschüchtern, und setzte seine Bahn unter mancherlei Anfechtungen derer fort, denen Belehrung und Bildung des Volks, so wie überhaupt Publizität, widerwärtig war. Von Zeit zu Zeit ward ihm in einzelnen Kantonen sogar

der Eingang untersagt; sogar auf Tagsatzungen das Wort gegen ihn geführt. Hinwieder sandten wohlwollende, vaterländische Männer aus allen Kantonen, aus allen Ständen, die eine Angelegenheit zur Sprache und öffentlichen Kunde bringen wollten, ihre Beiträge, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Laien, Regierungsglieder und unbekannte Landleute. So blieb sein Blatt, von dem auch beinahe nach einem Vierteljahrhundert noch immer 2000 bis 3000 Exemplare wöchentlich durch Dörfer und Städte der Schweiz flogen, nicht ganz ohne wohlthätige Einwirkung.

Soviel zur Geschichte des Volksblattes, dem hier einige solcher Artikel enthoben sind, welche, auch getrennt von den Augenblicken und Umständen, unter denen sie ans Licht traten, verstanden werden können. Weit aus der größere Theil hatte nur Bezug auf Angelegenheiten des Tages und des Jahres, oder behandelte in der Sprache des Volks Gegenstände einheimischer Gesetzgebung und Politik, oder der Naturkunde, Landwirthschaft, Haushaltung, Jugendbildung u. s. w., oder theilte Nachrichten von inländischen und ausländischen Ereignissen (zeitungsartig) mit, bald in ruhiger Stimmung und Einfalt, bald in jenem ironischen Ernst und Spott, der den Schweizern eigen und lieb ist. Die wenigsten jener Artikel aber würden ausländischen Lesern, ohne Kommentar, verständ-

lich, oder, wenn sie bekannte Dinge behandelten, anziehend sein. Man hat sich daher auf die Auswahl des Nachfolgenden beschränkt, und selbst die hin und wieder eingemischten Eigenthümlichkeiten schweizerischer Sprechart gelassen, um den Karakter nicht zu verwischen.

Der Aetti und Großätti. *)

In einem gewissen Schweizerdorfe, es heißt — doch nein, zu bösen Dingen muß man nicht den guten Namen nennen!

Da lebte ein Bauer, der seinen alten Vater ernähren sollte, wie der Vater auch ihn in seiner Jugend von Kindesbeinen an ernährt hatte. Der Bauer hielt seinen Vater aber schlecht, wie es leider oft geschieht, und machte ihm zuletzt ein hölzernes Trögli, um daraus zu essen, wie man den Katzen macht.

Es kam das Kind des Bauern, und sah den Vater das Trögli machen. „Gelt!“ sprach das Kind, „wenn ich erst groß bin, Aetti, und du so alt bist wie der Großätti, dann will ich dir auch ein hölzernes Trögli machen, daraus du essen kannst.“

---

*) In Schweizermundart heißt Aetti Vater.

Da schämte sich der Bauer, und ließ seinen alten Vater aus ordentlichem Geschirr speisen, und dachte an den heiligen Spruch: du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir es wohl gehe, so lange du lebest auf Erden.

Anmuthige Historie von den drei Söhnen eines Bettlers, die endlich reiche Herren geworden sind.

Es gibt allerlei Arbeiten, die der ärmste Bauersmann ohne Mühe anfangen kann, um sein Brod zu verdienen und Weib und Kind zu ernähren; wer nur aufmerksam, fleißig und sparsam ist, der verdirbt in der Welt nicht. Das beweiset die Geschichte vom Hansjörg Schmid.

Der alte Hansjörg war ein Bettler, der in Kriegsdiensten das rechte Bein verloren hatte. Er ging noch vor mehrern Jahren von Haus zu Haus in den Dörfern am Bodensee, bald zu Fischbach, bald zu Salmannsweiler und so weiter, um Brod zu heischen. — Jetzt aber sitzt der alte Hansjörg als ein reicher Mann im Lehnstuhl; und die Leute wundern sich seiner, und niemand weiß, woher er es hat. Da sagt der

Eine: er hat einen Schatz gefunden! — Nein, schreit der Andere, der Drache hat es ihm durch den Kamin gebracht! Nein, schreit der Dritte: er hat mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen! — Und ich sage: Ihr seid alle insgesammt einfältige Tröpfe. Ich will's euch besser sagen.

Hansjörg hatte drei Sohne, die er, trotz seiner Armuth, in christlicher Tugend auferzog, und durch die Güte des Herrn Pfarrers und des Schulmeisters unentgeldlich zur Schule schickte.

An einem heißen Tage saß Hansjörg auf dem Felde, und theilte mit den drei Knaben sein Brod.

„Buben!" sagte Hansjörg: „Ihr seid groß genug, und könnet mit Arbeiten euer Brod selbst verdienen. Aber betteln dürfet ihr nicht, denn Bettelbrod ist bittere Noth; Diebesbrod bringt Galgentod! — Du da, Peter, bist vierzehn Jahre alt, hast zwei gesunde Augen — such dir Arbeit! — Du, Gabriel, bist dreizehn Jahre alt, hast zwei gesunde Arme, geh und schaff! — Du, Veit, bist eilf Jahre alt, hast gesunde Beine, lauf nach deinem Brod!

Da riefen alle verwundert: Vater, wo sollen wir Brod suchen, ohne es zu betteln?

Hansjörg antwortete und sprach: „Ob wir gleich in der Welt nicht eigen Haus und Hof haben, eigen Wald und Gärten, so fällt doch manches hin, was Keinem gehört, und was Keiner

will, und daraus machet Geld. Ich will's euch aber lehren; denn viele Hundert verstehen dies Kunststück nicht. Und wenn ihr euch damit Geld erworben habt: so sammelt es, und verzehrt es nicht. Bringet ihr es nur erst dahin, daß ihr alle Tage gegessen und getrunken habt und alle Tage nur einen Batzen erübriget von eurem Verdienst: so hat jeder von euch in einem Jahr schon vierundzwanzig Gulden gewonnen. In zehn Jahren sind das schöne zweihundert und vierzig Gulden."

Darauf führte Hansjörg seine drei Söhne durch Dorf und Stadt und Feld und Wald.

Er ließ sie alle große Beine und Knochen sammeln, die weggeworfen waren, und an geschickte Dreher verkaufen, die dergleichen zu mancherlei verarbeiteten. Desgleichen lasen sie alles alte Glas in großen Säcken zusammen, und verkauften es an die Glaser. Im Sommer brachten sie große Päcke von gesammten Reckholderbeeren, Salbei, Rosenblätter, Hollunderblüthen u. dgl. in die Apotheken, und wurden schön bezahlt, und bekamen frische Bestellung. Alle Kühhaare sammelten sie, und wieder Roßhaare, wo solche zu finden waren, und auch Menschenhaare, besonders lange. Hatten sie einen Haufen beisammen: so trugen sie die Kühhaare zu den Tapezierern, die Roßhaare zu den Sattlern, Stuhl- und Wagenmachern,

die Menschenhaare zu den Perückenmachern, die dergleichen brauchen: und das Alles brachte Geld ein, und war doch nur im Vorbeigehen gesammelt. Eben so suchten sie Schweinsborsten zusammen für Bürstenbinder, alles Gedärme von geschlachtetem Vieh, so sie fleißig auswuschen, trockneten, und den Saitenmachern brachten, die dergleichen gern kaufen. Wo man ihnen Asche gab, schleppten sie solche zusammen, da waren denn immer Seifensieder und andere Handwerker, die sie gern hatten. — Wollene und leinene Lumpen hoben sie sorgfältig auf; je größer ihr Haufen war, den sie an den Papierer verkauften, je dicker schossen die Batzen aus dessen Tasche hervor. — Ja keine Feder, die zur Bettfeder taugte, keine Feder aus einem Gänsflügel, die zur Schreibfeder taugte, durfte verloren gehen. Und ging es gleich damit langsam, so kamen doch nach Monaten ansehnliche Bündel unvermerkt zusammen.

Im Herbst nun gar gab's für die drei Knaben vollauf zu thun. Wo es erlaubt war, suchten sie alles wilde Obst zusammen, woraus verständige Haushaltungen Essig, Most und andere nützliche Sachen bereiten; im Walde suchten sie eine ausserordentliche Menge von Samen der Eichen, Buchen, Hagebuchen, Birken, Erlen, Ulmen u. dgl. usammen, der ihnen von den Oberförstern und

den Samenhändlern theuer bezahlt ward. Unter den wilden Kastanienbäumen lasen sie die Kastanien in ihre Säcke auf, liessen sie in einer Mühle mahlen, wo man sie zwar auslachte, weil der Müller meinte, sie wollten das Mehl von diesen bittern Kastanien essen, die kein Thier und kein Mensch geniessen mag. Aber die kleinen Söhne des Hansjörg liessen den Müller lachen, und verkauften ihr Kastanienmehl schön an die Buchbinder, Tapezierer und andere Handwerker zu Kleister und Pappe. — Und wenn es nichts zu thun gab: so wuchsen doch nach einem warmen Regen Pilze und Schwämme für die Leckermäuler in der Stadt; oder es gab Moos (Miesch) zu scharren, an der Sonne wohl auszudörren, und an die Kaufleute zum Packen, zum Sesselausstopfen und andern Dingen zu verhandeln.

Im Winter beschäftigten sich die Kleinen damit, Besen zu binden, aus Weidenruthen zierliche Körbe zu flechten, oder alte auszubessern, oder von Stroh Teller und Körblein zu flechten (darin war der alte Hansjörg Meister), oder Sessel zu flechten.

Genug, das Haus des armen Mannes, bei welchem Hansjörg mit seinen Söhnen wohnte, war wie ein großes Magazin von allerlei Zeug, daß es kaum Platz hatte. Denn die Knaben

schleppten alle Tage, die Gott werden ließ, von links und rechts zusammen, wie die kleinen Vögel, welche sich ein frisches Nest bauen wollen. Sie wurden nach und nach mit ihren Kaufleuten immer bekannter, wußten, wie man die Waare am liebsten hatte, und wurden dabei immer geschickter.

Als nun das Jahr zu Ende war, rechnete Vater Hansjörg zusammen, und siehe, es ergab sich, daß die drei Knaben etwas mehr als einen Batzen des Tages zusammengearbeitet hatten. Denn in der Kasse lagen von allem Verkauften, wobei es dann und wann von den Herren in der Stadt noch ein artiges Trinkgeld gegeben hatte, hundert und vier Gulden dreiundzwanzig Kreuzer.

Hansjörg trug die Summe sogleich zu einem angesehenen Kaufmann und that sie auf Zins aus. Das freute die drei Knaben, denn sie hatten in ihrem Leben nicht so viel Geld beisammen gesehen. Freilich hatten sie noch viel schlechter gelebt, denn sonst, wo sie heischen gingen; aber das mühsam erworbene Brod schmeckte ihnen viel süßer. Ja, riefen sie lustig am Neujahrstage:

Bettelbrod ist bittre Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod,
Aber Arbeit segnet Gott!

Nun gings frisch ins folgende Jahr hinein. Man ward wieder fleißig. Hansjörg ging nicht

mehr betteln, sondern bestellte das Hauswesen, ging zu Lohgerbern, Seifensiedern, Samenhändlern, und half die Waaren besser an Mann bringen.

Nach vier sauern Jahren hatte er die Freude, beim Kaufmann schon sechshundert und vierzehn Gulden untergebracht zu haben.

Aber nun waren die drei Buben größer, und es gab unter ihnen allerlei Hader. Bald hatte der Eine zu wenig gearbeitet, bald der Andere zu wohlfeil verkauft; bald der Dritte wo einen Schoppen Weins getrunken.

Da Hansjörg den Zank nicht leiden wollte, sprach er: „Ich gebe jedem von euch hundert Gulden. Ihr taugt nicht beisammen. Geht in die Welt; arbeite jeder für sich. Das übrige Geld bleibt bei unserm Kaufmann für den Fall der Noth euch aufgehoben, und soll alljährlich der Zins zum Kapital geschlagen werden."

Da drückten die Brüder einander die Hand, und sprachen zum Hansjörg: Lebet wohl, Vater! Peter ging gegen Morgen, Gabriel gegen Abend, Veit gegen Mitternacht.

Und Hansjörg erfuhr nie wieder von seinen Söhnen; sie blieben verschwunden, und es gereuete ihn, sie alle fortgeschickt zu haben, denn er ward alt und schwach. Aber er rührte das Geld seiner Kinder nie an bei dem Kaufmann, sondern ließ

sich das Kapital durch die darauf geschlagenen Zinsen mehren. Er ging wieder heischen von Haus zu Haus, und man gab dem alten lahmen Hansjörg wohl gern, so lange er fordern konnte.

Aber endlich konnte er nicht mehr fordern, denn er war krank, und war schon zweiundsechszig Jahre alt. Die Leute, die ihn kannten, schickten ihm wohl von Zeit zu Zeit einige Lebensmittel. Doch die Gemeinde, in welcher er seit vierundzwanzig Jahren gewohnt hatte, verstieß ihn unbarmherzig, weil er ein Fremder war. „Er soll uns nicht zur Last fallen!“ sagten die Bauern: „in vierzehn Tagen muß er zum Dorf hinaus!“

„Ich weiß nirgends hin!“ antwortete Hansjörg: „doch zur Last will ich keinem fallen. Jetzt ist Noth am höchsten!“

Darauf schrieb er an den Kaufmann in die Stadt einen Zettel. Und in den Brief schrieb er: „Sendet mir dreihundert Gulden von meinem Kapital, denn ich bin alt und schwach, und von meinen armen Kindern hab' ich schon seit vierzehn Jahren nichts vernommen! Sie leben nicht mehr. Ich folge ihnen bald in die Ewigkeit!“

„Ihr seid reich genug!“ antwortete der Kaufmann, „denn Euer Geld hat sich über zweitausend Gulden nach und nach vermehrt. Hiemit sende ich dreihundert Gulden.“

Als das Geld ankam, rissen alle Bauern im

Dorfe die Augen weit auf, und thaten wieder freundlich zu Hansjörg, und jeder sagte: der lahme Kerl kann hexen.

Doch Hansjörg war bei seinen dreihundert Gulden nicht froh; er sehnte sich zu sterben, um bald wieder zu seinen drei Söhnen zu kommen, die er für gewiß todt hielt, und längst im Himmel vermuthete. Er war oft sehr niedergeschlagen.

„Ich werde allein sterben!“ sprach er: „und an meinem Todtenbette wird kein mitleidiges Auge weinen; und meine brechenden Augen wird nicht die weiche Hand eines geliebten Sohnes zudrücken. Hätt' ich nur wenigstens den kleinen Veit behalten!“

Doch Hansjörg starb nicht, ward vielmehr wieder gesund, und pflegte sich im Alter gar wohl, und that sich alle Woche einmal am Sonntag im Wirthshaus beim Schoppen Wein gütlich.

An einem schönen Sonntag Abend saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause unter der alten blühenden Linde. Hui, kömmt wie ein Wetter ins Dorf gesprengt ein Bedienter zu Pferd, in rothem Scharlach gekleidet, mit silbernen Tressen daran.

Er hielt vor dem Wirthshaus still, und fragte mit lauter Stimme: wohnt hier im Dorfe der Herr Hans Georg Schmid?

Die Bauern verwunderten sich und sprachen:

„Ja freilich. Er trinkt sein Schöppli unter der alten Linde.“

Da dreht der Bediente das Roß um, und schnell wieder zurück im vollen Galopp. Und die Bauern gingen alle zum Hansjörg und erzählten, was sie gehört und gesehen, und riethen hin und her, was es bedeuten könne?

Siehe, da kamen zwei prächtige Kutschen ins Dorf, und hielten vor der Wohnung des Hansjörg still. Dann stiegen drei junge Herren und zwei schöne Frauenzimmer in reichen Kleidern heraus, und alle fielen mit offenen Armen an den Hals des alten Hansjörg, der nicht wußte, wie ihm geschah.

„Vater, kennet Ihr uns nicht?“ rief der älteste: „ich bin Euer Peter, und dermalen ein Spezerei- und Gewürz-Händler in Warschau (einer großen Stadt in Preussisch-Polen), und dieses Frauenzimmer ist meine Frau!“

Darauf sprach der zweite Herr: „Und ich bin Euer Gabriel, und dies ist meine Frau, und habe bisher großen Kornhandel in Warschau getrieben. Nachher sprach der dritte: „Und ich bin Euer Veit, und komme aus Ostindien, wohin ich dreimal mit allerlei Waaren reisete; und habe aus den Zeitungen den Aufenthalt meiner Brüder erfahren, und mir ein Landgut bei Warschau ge-

kauft. Nun kommen wir, und wollen Euch mit uns nehmen und Eurer im Alter pflegen."

Da weinte der arme Hansjörg Freudenthränen am Halse seiner vielgeliebten Kinder, und er segnete sie und ihre Weiber.

„Ja," riefen die Söhne: „Ihr müsset bei uns wohnen, denn nur Euch sind wir unser Glück schuldig. Hättet Ihr uns nicht gelehrt, Moos und Lumpen, Knochen und Haare, Kräuter und Federn, Baumsamen und Rosenblätter u. dgl. sammeln und benutzen: so wären wir noch heute arme Bettler. Aber wir haben Euern Spruch uns oft vorgebetet, wenn's uns sauer ward:

Bettelbrod ist bittre Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod;
Aber Arbeit segnet Gott!

und dann gings!"

Also sprachen die frommen Söhne, und nahmen ihren hochbeglückten Vater mit sich, und vermachten das Geld, so er beim Kaufmann hatte, an die Gemeindskasse zur bessern Besoldung des Schulmeisters, und lebten alle froh und vergnügt.

Da standen die Bauern da, und sperrten die Schnäbel auf, und wußten nicht, wie das Ding zugegangen; und der Klügste von den Dummen sagte, indem er bedenklich den hohlen Kopf schüttelte: „der Hansjörg muß mit dem Teufel einen

Bund haben, wie könnte er sonst zu so vielem Reichthum kommen?"

Sendschreiben des berühmten Herrn Kaspar Dummbart, an den aufrichtigen Schweizerboten.

Herr Schweizerbote!

Wahrscheinlich kennet Ihr mich nicht von Person, aber doch dem Namen nach, denn das Geschlecht der Dummbärte ist eine große und alte Familie in der Schweiz, und fast in allen Kantonen daheim. Meine Vorfahren haben sich meistens in Staatsgeschäften hervorgethan; der eine war Weibel, der andere Scharfrichter, der dritte ein Schreiber, und der vierte sogar Hausknecht bei einem regierenden Bürgermeister. — Auch zählen wir unter uns viele geistliche Dummbärte. Ich aber habe mich, da es mit meiner Wirthschaft nicht mehr gut ging, auf das Doktern und Kuriren gelegt. Ich bin zwar kein Studierter, und habe auch keine große Apotheke, aber ich habe eine Universalarznei, die ist für Alles in der Welt gut. Ich kurire damit hitzige Fieber, Leibesverstopfungen, Kopfweh und Gichter; ich kurire damit Hunde, Säue, Menschen,

Kühe und Rosse, und ich kann es als ein ehrlicher Mann bezeugen, daß alle davon wieder gesund werden, wenn sie nicht sterben. — Dies kostbare Arzneimittel habe ich von meinem Urgroßvater geerbt, der war ein gewaltiger Scharfrichter, und hat viele Menschen hingerichtet und in die Ewigkeit gebracht.

Nun aber fängt mein Verdienst an, seit einigen Jahren schlechter zu werden. Darum schreibe ich dir. Die Leute nehmen sich in Acht; brechen einander weder Arme noch Beine, und selbst die Chiltbuben *) schlagen sich heut zu Tage nur ganz kleine Löcher in den Kopf. Dabei aber kann kein ehrlicher Mann bestehen, und ich möchte mich über die Gesundheit unserer Bauern die Schwindsucht an den Hals ärgern.

Sonst hatte ich noch von den Kinderpocken guten Verdienst, und sind immer viele Kinder daran gestorben und zur rechten Zeit in die ewige Seligkeit gekommen. Jetzt aber will's auch damit nicht mehr gehen, sondern man läßt überall den Kindern die so geheißenen Schutzblattern oder Kuhpocken einimpfen. Wenn sie dergleichen gehabt haben, bekommen sie die natürlichen Pocken niemals, das hab' ich selbst erfahren, und ist recht ärgerlich für unser einen. Denn wovon soll denn

*) So heißen in der Schweiz die jungen Bursche, welche ihren Schönen nächtliche Besuche abstatten.

künftig unser eins sich ernähren, da ich bis dato von Krankheiten und Tod Anderer lebte?

Nun laufe ich von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, und ermahne die Leute, sie sollen doch ja nicht den Kindern die Schutzblattern einpfropfen lassen. Und da ich ein Mensch bin, gelebt haben muß, und mich selbst von Herzen liebe, so kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich aus wahrer Menschenliebe die Leute von den Schutzblattern abrathe.

Ich will dir auch sagen, wie ich es anfange, wenn ich die Leute ermahne, und ihnen beweise, daß die Schutzblattern zu nichts dienen:

1) Leider ist es wahr, daß bisher die Kinder niemals die wirklichen und tödtlichen Blattern bekommen haben, wenn man ihnen die Schutzblattern eingepfropft hat. Aber da die wirklichen und tödtlichen Blattern durch Zulassung Gottes in der Welt sind: so frage ich, ist es nicht eine Sünde, wenn man verhütet, daß die Kinder nicht die Pokken bekommen und daran sterben?

2) Die Schutzblattern helfen darum nichts, weil Kinder demumgeachtet die sogenannten Wind-Pocken oder wilden Blattern bekommen können, die freilich gar nicht gefährlich und nicht tödtlich sind.

3) Die Schutzblattern helfen darum nichts, weil sie doch kein Mittel gegen den Tod sind. Das beweise ich damit: Ein Knabe, dem man die

Schutzblattern eingepfropft hatte, stieg neulich auf eine hohe Leiter, fiel herab, brach das Bein und ein paar Rippen und ist daran gestorben. Da sieht man's also deutlich, daß die Schutzblattern nichts gegen den Beinbruch und den Tod helfen. Desgleichen ist vergangenen Sommer ein Töchterlein, dem man die Schutzblattern eingeimpft hatte, am Faulfieber eben so gut gestorben, wie andere Menschen.

Siehst du, Schweizerbote, das sind meine Hauptgründe. Mitunter mach' ich auch wohl eine kleine Nothlüge, und erzähle, daß da und dort ein Kind nach den Schutzblattern doch noch die wirklichen Pocken bekommen habe, wenn es gleich nicht wahr ist. Aber, so wahr ich Kaspar Dummbart heiße, man muß unsere Bauern nicht zu klug machen, und ihnen nicht immer die Wahrheit sagen, sonst würde unser eins schlecht bestehen.

Nun frage ich dich, Schweizerbote, ob ich Recht oder Unrecht habe? — Lobe mich nur ein wenig; wenn du einmal das Bein brichst, will ich dir dafür unentgeldlich eine Purganz geben und Aderlaß, der ich bin dein allezeit dienstwilliger Diener

Kaspar Dummbart, Doktor.

Antwort des Schweizerboten.

Berühmter Herr Rindvieh-, Hunde-, Säu- und Menschendoktor!

Meine Arme und Beine haben die Ehre, sich für Eure anerbotenen Dienste, Purganzen und Aderlässe recht demüthig zu bedanken, und haben dato keine Lust, davon Gebrauch zu machen. Aber loben will ich Euch dennoch. Besonders freut mich eure große Menschenliebe, womit ihr Euch so sehr liebet, daß andern Leuten angst und bange wird. Auch habet Ihr große Verdienste um den Himmel. Denn da die unschuldigen Kinder ins Himmelreich kommen sollen, und Ihr schon manches Kind zu Tode gedoktert habet, und noch jetzt wünschet, daß man die Kinder lieber sterben lasse, als sie mit Einpfropfung der Schutzblattern zu retten: so habt Ihr im Sinn, noch viele Kinder in den Himmel zu schicken. Und das ist nicht anders als sehr fromm gedacht.

Leider aber ist die heutige Welt sehr böse. Die Leute mögen gern lange leben, und so spät als möglich in die ewige Seligkeit gehen. Euch selbst scheints auch mit euern Nothlügen nicht sehr um den Freudenhimmel zu thun zu sein; wie man

auch daraus sieht, daß Ihr noch lebet und aderlasset.

Was nun die wirklichen Kinderblattern oder Pocken betrifft: so sind sie freilich durch Gottes Zulassung so gut in der Welt, als Hals- und Beinbrüche; aber darum hat doch kein vernünftiger Mensch besondere Lust, Hals und Bein zu brechen.

Auch ist die gefährliche und tödtliche Krankheit der Kinderblattern erst seit einigen hundert Jahren zu uns gekommen aus andern Welttheilen. Und es ist recht gut, daß wir sie wieder fortschicken. Unsere uralten Vorfahren haben diese Krankheit nicht gehabt; auch lieset man nirgends, weder daß Adam noch Eva, weder Jakob noch Esau, weder Moses noch Aron die Blattern gehabt. Auch sieht man in keinem Bilde oder Gemälde, daß David oder Salomon davon getüpfelt im Gesicht gewesen.

Wie es nun Pflicht ist für rechtschaffene Aeltern, daß sie ihre Kinder nicht aus dem Fenster fallen lassen, oder in einem Fluß ersaufen lassen, oder einander mit Messern stechen lassen: so ist es auch ihre heilige Pflicht, ihre armen Kindlein vor der wirklichen, oft tödtlichen Pokkenkrankheit zu bewahren, und dies kann nur geschehen durch Einpfropfung der Schutzblattern oder Kuhpocken.

Freilich habt Ihr recht, daß Kinder, so die Schutzblattern hatten, wohl nachher noch wilde Blattern bekommen können. Aber diese sind nicht gefährlich und tödtlich. — Leute, deren Gesicht von den wirklichen Kinderblattern zusammen geschrumpft war, wie eine gebackene Birne, haben ebenfalls noch die wilden Blattern bekommen.

Auch darin habt Ihr recht, daß die Kinder, welchen die wohlthätigen Schutzblattern eingepfropft sind, früher oder später an andern Krankheiten sterben können. Denn wem man die Schutzblattern einpfropft, dem pfropfet man damit nicht ewiges Leben ein. Man hat damit nur im Sinn, vor der Hand nicht an den natürlichen Kinderblattern krank zu werden, oder zu sterben. Wenn denn nachher eine andere Krankheit uns befällt, so muß man wieder gegen diese Rath und Hilfe zu schaffen suchen.

Es thut mir übrigens gar leid, daß Ihr jetzt immer weniger Arbeit und Verdienst habet. Ich rathe euch daher an, die Kunst zu ersinnen, manchen Leuten den gesunden Menschenverstand einzupfropfen. Und da Eure Familie in der Schweiz so groß ist: so wird auch manchem Herrn Dummbart, er sei weltlichen oder geistlichen Standes, mit ein wenig gesundem Verstand sehr geholfen sein.

Erfindet und pfropfet! Gesunder Menschenverstand ist eine Art Schutzblatter gegen mancherlei Thorheit und Narrheit.

Lebet wohl und zürnet nicht! *)

Der Thee-Rausch.

Wohlgelahrter Herr Schweizerbote!

Du weißt für tausend Dinge Rath, und wenn einer die Leiter an den Mond setzen mögte, ich wette, du liessest ihn nicht im Stich. — Drum höre auch mich an.

Wer nur jemals in eine christliche Kirche gekommen, weiß, daß die Trunkenheit ein abscheuliches Laster sei. Ein Trunkenbold soll nicht ins Himmelreich kommen. Man versteht aber unter einem Trunkenbold einen solchen Menschen, der das Weinglas, wenn es leer ist, gern voll, und wenn es voll ist, gern leer sieht, bis er selbst nicht mehr weiß, ob es voll oder leer ist.

In unserer Stadt ergeben sich nun auch die Frauenzimmer der Trunkenheit. Sie trinken zwar nicht Wein, nicht Kirschwasser, sondern Thee,

---

*) Eine gewöhnliche Redensart schweizerischer Landleute beim Abschiednehmen.

und trinken im Thee richtig einen Rausch; wie das zugeht, ist mir selbst unbegreiflich. Aber den Rausch haben sie einmal, und Trunkenheit ist's, weil sie eine Tasse nach der andern über den Durst trinken.

Zwar singen sie nicht, und stolpern nicht, wie unsereins, wenn er zu tief ins Glas sah, sondern sie bleiben ehrbar sitzen. Aber sie fangen sogleich unter einander wunderliche Gespräche an, die vom Theerausch sonnenklare Beweise geben. Es ist der Theerausch aber böser, als der Rausch vom Wein; denn die schönen Damen schwatzen alsbald so viel Böses von ihren Nachbarn und Nachbarinnen (als sie nur wissen? o nein!), so viel sie nur können.

Da werden alle Stadtgeschichten durchgepeitscht, daß sichs Gott erbarme!

Zuerst fangen sie mit Kindtaufen an, dann geht's über Hochzeiten her, und endlich breiten sie sich über Ehescheidungen aus. Wenn's nichts mehr zu taufen und zu scheiden gibt, nehmen sie Politik vor. Sie halten's darin besonders, wie ich merke, mit gekrönten Häuptern. Nun, das gönn' ich ihnen gern.

Auch lieben sie die alte Schweizergeschichte, und wenn vor fünfzig Jahren eine artige Tochter zu Falle kam: so muß sie vor dem Theetisch noch einmal zu Falle kommen.

In ihrem Rausche lassen sie selbst den Todten keine Ruhe.

„Ja, Frau Base," sagte eine Base zur andern Base, „ja Frau Base, die verstorbene Frau Base X. war, Gott habe sie selig, eine gute Frau, aber den jungen Schreiber sah sie doch gern.

„Freilich, Frau Base," sagte die andere Frau Base: „und mit ihrem jüngsten Kinde war's so, so! Ich will nichts gesagt haben. Ich weiß auch nicht, wie sich der Schreiber hat mit ihr einlassen können?"

„Das denk' ich auch, herzallerliebste Frau Base," sagt die dritte Frau Base: „denn die Base X., Gott habe sie selig, hinkte doch mit einem Fuße." „Hinkte mit beiden Füßen!" sagt die vierte. „Hatte eine lange Nase!" sagt die fünfte. "Hatte Katzenaugen!" sagt die sechste. „Hatte den Geizteufel im Leib!" sagt die siebente. Und so geht's fort, bis die Frau Base X. wie ein Drache geworden.

Ich selbst, lieber Schweizerbote, habe von dieser Basengesellschaft viel gelitten. Um witzig zu sein, erfindet sie für alle Leute in der Stadt Uebelnamen, und so bekam ich, weil ich einmal die blauen Strümpfe einer schönen Tochter in Schutz genommen, den Beinamen Blaustrumpf,

den ich mir aber zur Ehre anrechne, da ich ihn für eine so gute Sache empfing.

Ich habe eine Frau, die keinem Menschen, auch wenn sie das Böseste von ihm wüßte, das Geringste nachreden würde. Aber sobald sie mit den andern Frau Basen am Theetisch sitzt, und sie die dritte Tasse getrunken hat, ist sie, wie alle andern, und ihr Zünglein plappert und klappert mit den andern um die Wette. Ist der Rausch aber vorbei, so ist sie wieder so fromm, wie am ersten Tage nach der Hochzeit.

Nach meiner Einsicht ist der Rausch, den das Theetrinken verursacht, an allem Unheil schuld.

Ich setze also hundert Gulden als Preis für Mediziner und Doktoren aller Art aus, auf die beste Beantwortung der Frage:

„Wie sind unsere Frauen vom übermäßigen Genuß des Thees abzuhalten? oder wie kann man die schädlichen Wirkungen des Thees und alle Fraubasereien vermindern, daß jeder ehrliche Mensch bei seinem in der Taufe empfangenen Namen bleibt, und die Lästerchronik in unserer Stadt abgeschafft werde?“

Kannst du dieses Räthsel selbst zur Genüge lösen, so hast du hundert Gulden verdient, von deinem fleißigen Leser

Nikodemus Blaustrumpf.

Jockli, zieh' das Käppli ab!

„Jockli, zieh' das Käppli ab!" sagte allemal des Schneider Balzers Wittwe zu ihrem kleinen Sohn, wenn ein Fremder durchs Dorf ging. Und Jockli nahm das Käppli ab, und gewöhnte sich, gegen Jedermann, vornehm oder gering, immer freundlich und dienstfertig zu sein.

Die andern Bauern im Dorfe waren aber grob, wie Bohnenstroh; und die Jungen waren es, wie die Alten. Das war nicht fein.

Höflichkeit ist eine leichte Waare; sie kostet uns nichts, und macht uns alle Menschen zu Freunden. Grobe Leute liebt Niemand, Jeder verachtet sie, und wenn sie auch steinreich wären. Man pflegt sie, verblümter Weise, Flegel zu nennen, und das von Rechtswegen. — Freundliches Wesen und Dienstfertigkeit ist der Schlüssel zum Herzen aller Menschen.

Wenn ein fremder Herr ins Dorf kam, war Jockli immer der erste, welcher lächelnd grüßte. Die andern Bauern standen indessen da, wie Brunnenpfähle, und konnten die Kappe oder den Hut nicht vom Kopfe bringen, als wären sie angepicht.

Es kam wohl zuweilen, daß ein Fremder nach dem Wege fragte. Statt ordentlich zu antworten,

standen die Bauern dumm und stumm da, und sahen sich wohl einander an, oder lachten und machten alberne Gesichter, wie Gänse, wenn's donnert. Jockli aber war gleich bei der Hand, antwortete und begleitete den Fremden selbst auf den Weg, bis er nicht mehr irren konnte. Dafür ärntete er manchen freundlichen Dank ein, denn Almosen zu nehmen schämte sich Jockli.

Das gefiel der Mutter, die eine verständige Frau war, und sie sprach: „Du hast Recht! Könige und Fürsten grüßen ihren geringsten Unterthan freundlich, warum soll ein Bauer nicht desgleichen thun? Wenn ich durch ein Dorf gehe, wo die Leute ungefällig und grob sind, keinen grüßen, keinem beistehen, da denk' ich immer: hier gehen die Bauern bei ihren Ochsen in die Lehre, und der Stier ist ihr Schulmeister. Rindvieh in der Stube, und Rindvieh im Stall, die machen das Heu theuer!"

Nun, was geschah?

Jockli war sechszehn Jahre alt, stark und groß, und half seiner Mutter durch Taglohn das Brod verdienen, so er mit ihr theilte. Wegen seiner Höflichkeit hatte ihn Jedermann lieb.

An einem Sonntag saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause an der Landstraße. Da kam des Weges ein alter Herr aus der Stadt, welcher spazieren ging. Ein besoffener Bauer ging ihm

entgegen, fluchte und schwor lästerlich, und wollte mit dem alten Herrn tanzen. Da lachten die andern Bauern aus vollem Halse; aber keiner ging, den Fremden vor den Beleidigungen des Trunkenbolds zu schützen. Da sprang Jockli hin, warf den Besoffenen auf die Seite, und führte den alten Herrn zum Pfarrer, zu welchem er begehrte.

Kaum eine Viertelstunde nachher kamen zwei Karossen voller Herren und Frauenzimmer. Die Bauern saßen da, und gafften und sperrten die Mäuler auf, als sollten ihnen Kutsche und Pferde da hinein fahren. Endlich sagte einer: „Das ist gewiß der Oberherr, der zum Schlosse fährt!" — Da zogen sie alle, einer nach dem andern, den Pfanndeckel vom Kopf, obgleich die Wagen schon längst vorbei waren und am Schlosse hielten. Nun gingen sie hin, und gafften aus der Ferne, wie die Schafe, wenn ein fremder Hund kömmt.

Da sahen sie den alten Herrn vom Pfarrer begleitet zum Schloß gehen, und Jockli neben ihm. Der alte Herr war der Oberherr selbst, welcher seit vielen Jahren in fremden Kriegsdiensten gestanden und nun zurück kam.

Er behielt den höflichen Jockli sogleich bei sich, kleidete ihn ganz neu und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Jockli aber wußte durch seine Dienstgefälligkeit so aller Herzen zu gewinnen, und er war dabei so brav und treu, daß der alte Ober-

herr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte, und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Sogar, als der alte Herr sterben wollte, vermachte er seinem lieben Verwalter im Testament eine große Geldsumme und einen Bauernhof.

Jockli heirathete, war sparsam und ist nun der reichste Bauer in seinem Dorfe geworden. Dies Glück hat er seiner Artigkeit und Dienstbeflissenheit zu danken. Alle Bauern wußten das, und von der Zeit an hielten sie auch ihre Kinder zur Höflichkeit an. Nützt es nichts, so schadet es nichts, dachten sie.

Und wenn noch irgend ein Grobian unter den Knaben war, so riefen sie Alle, wie Jockli's Mutter: „Jockli, zieh' das Käppli ab!“ — Und es half.

Noch eine schöne und wahrhafte Geschichte von einem Schweinehirten, der durch seine Höflichkeit zu hohen Ehren gelangt ist.

Bei einem Dorfe in der Marchgrafschaft Ancona lebten ein Paar arme Bauersleute, die hatten einen Sohn, der hieß Felix. Dieser Knabe hatte zwar guten Verstand; weil er aber sehr arm war, mußte er die Schweine im Felde hüten.

Felix war von seinen Aeltern immer angehalten gegen, Jedermann zuvorkommend, gefällig und freundlich zu sein. Die andern Knaben im Dorfe verachteten aber den Schweinehirten, und waren grob.

Als Felix eines Tages seine Heerde hütete, kam des Weges ein Barfüßermönch, der durch den Wald einen Wegweiser begehrte. Weil es aber schlechtes Wetter war, so sagten die andern Knaben mit ihrer gewöhnlichen Grobheit: „Nein, ich gehe nicht!“ Da sprang Felix hervor, grüßte freundlich und bot sich zum Wegweiser an.

Da der Mönch unterwegs aus den klugen Antworten des Knaben seinen guten Verstand wahrgenommen, hat er ihn mit sich in sein Kloster geführt, und mit Bewilligung der Aeltern in seinen Orden aufgenommen.

Felix studirte jetzt fleißig, und ungeachtet er bald einer der gelehrtesten von allen Mönchen wurde, erhob er sich doch nicht mit Stolz, sondern blieb demüthig, höflich und dienstfertig. Dies machte, daß ihn alle, die ihn kannten, lieb gewannen, und so wurde er von einer Ehrenstelle zur andern erwählt, bis er endlich sogar Bischof und zuletzt Kardinal wurde. Endlich, da der Papst starb, wurde er einhellig am 24. April 1585 zum Papst erwählt in Rom. Und er hat

unter dem Namen Sixtus V. mit großem Ruhm regiert.

Die Bauern, welche von dem Glück des ehemaligen Schweinhirten hörten, kratzten sich hinter den Ohren, kratzten aber wenig Verstand heraus, sondern blieben, was sie waren, ungehobelt und ungeschliffen.

Diese Geschichte lehrt, wie oft ein kleiner Umstand unser Glück machen kann, und wie die Höflichkeit das erste Mittel ist, sich unter den Menschen beliebt zu machen.

Höflichkeit besteht aber nicht allein darin, daß man die Kappe abnimmt, Kratzfüße und einen krummen Buckel macht, sondern darin, daß man gegen Jedermann freundlich ist, alle unanständige Reden meidet, sich zu jeder Gelegenheit bereitwillig finden läßt, und an Dienstfertigkeit alle Andern zu übertreffen sucht.

Ihr Knaben, denket oft an den Schweinehirten, der zuletzt Papst ward, und an Jockli's Käppli!

Und ihr Alten, ermahnet die Jugend zur Höflichkeit, und gehet ihnen mit gutem Beispiel vor, wenn ihr nicht schon zu steif seid.

Send- und Klageschreiben der ehr- und tugendbelobten Jungfrau Petronella Pappelpips.

Mossejeh Schweizerpote!

Wiewol ich Endsverschriebene eine ordenliche repussirliche Junpfer bin, und noch nicht mal 40 Jahr alt bin, und noch in mein Leben kein Mannsbild geschrieben habe; so muoß ich Ihnen melten thun, das der Herr Nikodemus Blaustrumpf rächt inbartinent ist, und vor God und der Weld auf mich sticheld. Denn erstenz laß ich kain mannsbild auf mich Sticheln, zweitens ists eine Luk, das der Teh einen Rausch machen thut, viertens ist es ausferschämmt, das ich mit meinen lieben Frau Besen fon herr Blaustrumpf und andern in der Soareh bös und übel reden thue. Und das wir fon Bulletik sprechen ist auch eine Luk.

Herr Blaustrumpf sollte sich nuhr selbst an die Naß fassen und for seiner Thier fägen. Und wenn er der Herr ist, der ich maine, so weiß er wohl am beschten, das die Unnüzzipaliteht, als sie noch exstitirte in unsren Stätlein, ihn hat wollen püssen machen, vier das Laschter der Trun-

kenheit, weil er alli Nachmittag ein Tips hat, und hendel macht. Und man weis wohl, das es mit seinen Haus auf schlächten Füßen steht, ob er gleich für seine Frau die schönsten Musseline kleider und Schals fon der zirzacher Messe mitbringt. — Aber das geht mir nichts an.

Wenn ich und meine Besen zusammen komme haben wir frei wol fon wichtigere dinge zuo reden, als von Hochzeith und Kindtauffen. Wir reden, was christliche Lieb erfodert, und warnen uns for das beispill der schlechten läute. Wir wüssen zwar rächt gut, daß die Jungfer X**, die mit ihrem langen Schlebb wie ein Heidechs aussehen thut, mit den französchen Haartrillerie-Ofzir schön gethan, der sie hat sitzen lassen, woran er rächt hat, und wir könnten auch sagen fon hern Bräsitenten, der sich vill Gelt gemacht hat in der reflution, man weis wol wie? denn ich selbst habe alle Mohnad ahn die Unnitzepaletäht steuern müssen — aber bhütis God, so was kommt nicht über Unsre lippen.

Und fon denen Herren reden wir in der Soareh gahr nicht, den die sind es nicht wert? das fählte noch! nein, so schlimm ists nicht? — die Herren denken, man denke nuhr an sie, und habe Nichts besseres zu thun, als daß; — O Nein, weger? die Herren sind heut zu tage Wurmstichig; Es haben mir schon fiele die Kur gemacht, ich wil aber keinen. Denn sie halten nicht wordt, und

sagen schönes! was ihr Harz nicht glaupt. Da mögen sie zuo kindern fon 20 bis 16 jahren gehn; aber nicht zu mir, die ich sie besser könne, ungeacht das alle Besen auf mich dringen, daß ich heuraten solle.

Man sieht wis geht. Wen sie einen haben, so ist man ihre Schlafin. Der ainte geht und spült den ganzen Tag und laßt die Frau daheim, der andre fengt an zu tringgen, der dritte hat kein ordnung, und in seiner Stube sieht es aus wie in eim Grümbelgemach, und man hat den ganzen Tach aufzuraumen?

Und Pulletik, das verbitt ich mir, sprechen wir in der Soarö gahr nicht, es ist mir glich, ob der grose Ponabarte Kaiser der Lumperdei, und Prinz von Hellvötia wirt, oder nicht, aber, ich sage nur, das es seiner Frau wol geglüggt ist.

Nein, meine lieben Besen und ich sprechen am allerliebsten von der Liederatur, weilen wir frau:nzimmer von erziehung sind, und fon den schönen Büchern, wo wir läsen thun. besonders sind die empfintsammen Rittergeschichten unsre Sach, wo viel ums leben Kommen. Wenn unser Stetlein so wäre wie das grose Bern, so hetten wir auch Commedie; und wir wären gewis so murallisch und dellicat, wie in Bern, wo Mann keine Kummedie spülen thut, worinn Räuber Mural Predigen, sondern nuhr schöne und

züchtige Stügge auffüren thut, wie Hironemus Kniker, und das Donauweibchen und solche Maisterstikke, die rächt ehrbaar und gans Erschröcklich lustig Sind.

Sät ihr, Herr Schweizerpott, daß saget nur den herrn Blaustrumpf wieder, den ich wol könne.

Und daß ist gut, und er sol es blaiben lassen, daß er wieder von dem tehrausch ein Brief schreibt, sonst komm ich noch hundertmal ärger, und dekke der ganzen Welt seine Sind und schande auf. Doch nein, man muß immer fon den Läuten das beste reden, ist meine Mach-zime.

Daß las dir zur nachricht dinen, Schweizerpote.

Dero Ergebene Dienerin und servante
Petronella Pappelpips.

Nachschrift. Deine Wochenschrift taugt nichts, und ist nur führ gemeines Folk gemacht, aber nicht für Leite fon Hedokazion, wie Unsereins.

P. S. thut mier den Gefallen und laßt diesen brief auch truggen wie den herrn Blaustrumpf, Er soll sich in den finger baissen, wenn Er daß liest, Und seine Frau auch.

P. S. ich hette bald vergessen, Daß ich keine Antwort ferlange, den ich kurespondire nicht mit mannspersonen, weil Mann gleich etwas böses dafon denkt. Ich kennte wol von 50 herren briefe haben, aber von dir brauch ich keinen.

P. S. ihr solltet euch auch Einmahl lustig machen über die Herren in ihren Leistht. Die sprechen erst recht Pohlitik, und Rauchen Thabak, Ohne ihre frauen, und daß ist gahr nit amütbig.

Hans-Jockeli's Erklärungen der neuesten Mode.

»Nein, lug' auch, Hans-Jockeli!« rief neulich ein Bauer, der in der Stadt zu Markte war, und die jungen Herren spazieren gehen sah, die nach der neuesten Mode geputzt waren: „Nein, lug' auch!“ rief er einem andern Bauer zu: „Warum tragen die jungen Herrn auch Hosen, die ihnen bis unter die Arme gehen, und bis an den Hals hinauf? — Und das Halstuch, behüt' uns Gott! geht ihnen bis über die Nasenspitze, wie ein Maulkorb! — Was soll das bedeuten?“

„Ei doch!“ antwortete der andere Bauer: „das ist Mode, Rudi! — Siehst du, Rudi, sie haben wohl gern das Herz in den Hosen, was sonst bei den alten Schweizern nicht Mode war; und haben das Maul verbunden, weil es bei manchem sonst nicht viel Geschcutes schwatzt, und sich daher schämt.“

„Aber," rief Rudi: „warum kämmen sie sich denn nicht die Haare aus, wenn sie schön sein wollen? Schau nur, dem dort mit den dünnen Beinen hängen um den Kopf hundert kleine Haarzöpfli, wie Schlangen."

„Du Narr verstehst davon nichts!" antwortete Hans-Jockeli: „Meines Tochtermanns Gevatter, der Herr Perükenmacher an der Ecke, sagt, das ist Mode und heißt a la Fidibus frisirt. Und das ist ganz recht, siehst du. Denn wenn sich die jungen Herren so wunderlich kleiden, so müssen ihnen die Haare über ihre eigene Mode zu Berge stehen."

„Nun ja," erwiederte Rudi, „das ist denn auch nicht zum Verwundern!"

Stoßseufzer eines geplagten und verzagten Ehemanns.

Mein lieber Schweizerbote!

Neulich hat sich ein Ehemann aus Basel in deinem Blatt über die allzugroße Reinlichkeit seiner Frau beklagt. Wenn's anginge, wollte ich ihm schon seine Frau abnehmen, und ihm meine dafür geben; dann wäre uns vielleicht beiden geholfen.

Ich suchte von jeher eine Frau, die auf Ordnung und Reinlichkeit hält. Als ich nach dem Tode meines seligen Vaters die Wirthschaft meines Bauerngutes antrat, ging ich auf die Heirath. Mein Anna-Bäbeli war ein gutes und artiges Kind, und immer so sauber, wie aus dem Ei geschält; an Schuh und Strümpfen kein Staubkorn, und ihr Haar so glatt gestrählt und gebunden, als wäre es nur gemalt. — „Nun, das gibt einmal eine saubere und reinliche Bauerfrau!" — dachte ich, und sah ihr in die Augen, und ich war verliebt, und acht Wochen nachher war sie meine Frau.

Aber so sind die Töchter, so lange sie einen Mann suchen, sind sie geschniegelt und gebiegelt, wie ein Eichkätzchen. Haben sie aber einmal den Mann, so denken sie: nun ist das Putzen nicht mehr nöthig!

Schon in den ersten vier Wochen merkte ich, daß Anna-Bäbeli sich weder so glatt strählte, wie sonst, noch Schuhe und Strümpfe so sauber hatte, wie sonst. — Ich sagte ihr das, da lachte sie mich aus, und als ich ernsthafter reden wollte, ließ sie zu meinem größten Schrecken ihre Nägel lang werden an den Fingern. — Seitdem mir einmal unsere schwarze Hauskatze fast das linke Auge ausgekratzt, streite ich nicht gern mehr gegen

diese angebornen Spieße und Degen, und ich schwieg also still.

Aber, ach! Lieber Schweizerbote! was ist nun seit acht Jahren aus meinem schönen Anna-Bäbeli geworden! — Wahr ist's, sie wirthschaftet den ganzen Tag in Haus und Stall, und ist sparsam und hält zu Rathe, aber doch kommen wir nicht vorwärts, weil sie keine Ordnung und keine Reinlichkeit kennt.

Seitdem die Frauen in der Stadt mit gekräuselten Haaren und hohen Federn am Kopfe gehen, strählt sich meine Frau nicht mehr, die Haare hängen ihr um den Kopf, und an Stroh und Federn fehlt's auch darin nicht. Morgens in der Küche sieht sie fürchterlicher wie ein Husar aus, denn sie schmiert sich von den Töpfen immer eine Art von Schnurrbart ins Gesicht; Nachmittags aber sieht sie appetitlich genug für Hungerige aus, weil man an ihren Kleidern die Proben findet, von allem, was wir zu Mittag gegessen. — Das Zinngeschirr wird nur alle Jahr einmal gescheuert, um es nicht abzunutzen; und statt in den Spiegel, sehen wir nur in den Fliegendreck und thut die gleichen Dienste; die Fenster werden nie gewaschen, so ersparen wir die Fürladen; und der Fußboden in unserer Stube ist zwei Zoll hoch mit Unrath und Staub bedeckt, weil meine Frau

glaubt, man müsse aus der Wirthschaft nichts wegwerfen, sondern sparen.

Weil sie weiß, daß mir ihre Haare ehemals wohlgefallen haben: so läßt sie davon nicht selten in die Speisen fallen, oder wenn sie Anken und Käse macht, auch darein; ihre Stecknadeln hebt sie am liebsten im Brodteig auf, wenn sie backt; so erspart sie die Nadelbüchse.

Im Hause ist immer ein widerlicher Dunst und Geschmack, besonders in der Stube sehr menschlich, weil die Fenster nie geöffnet werden, um keine Zugluft zu haben, und sich nicht zu erkälten. Indessen hat sie dafür gesorgt, daß die Luft auf andere Art freien Zutritt hat. Sowohl ihre, als meine und unserer Kinder Kleider haben an den Ellenbogen und unter den Armen, auch an Schuhen und Strümpfen und sonst, wo es nöthig ist, Luftlöcher genug.

Der liebe Gott hat uns mit drei Kindern gesegnet; aber sie sind, wegen ihrer Unreinlichkeit, immer blaß und aufgedunsen. Einmal im Jahr, nämlich nur vom ersten Jänner bis zum einunddreißigsten Christmond, pflegt auch die Krätze, diese Folge der Unsauberkeit, in unserm Hause zu herrschen, und wer uns besucht, kann

sie unentgeldlich bekommen, ohne Handänderungs-Gebühr. *)

Meine Wirthschaft war nie groß; aber durch die Sparsamkeit meiner Frau hat sich unser Viehstand sehr vermehrt, indem wir im Sommer alle Winkel voller Flöhe haben. Aber bei diesen theuern Zeiten wünscht' ich mich lieber einzuschränken, obwohl ich gestehen muß, daß besagtes Vieh nicht viel Heu frißt.

Unter solchen Umständen, kannst du wohl denken, lieb' ich meine Frau nicht, ob sie gleich wegen der schon erwähnten Nägel sehr respektabel ist. Fände sich also ein mitleidiger Menschenfreund, so wollte ich sie ihm gerne abtreten, wenn sonst kein Hinderniß dabei ist.

Ich bitte dich zu dem Ende, diesen Brief bekannt zu machen. Unter den Bauern aus meiner Bekanntschaft finde ich keinen Abnehmer, denn ihre Weiber sind so unsauber und unordentlich als das Annebäbeli

des verzagten und geplagten
N. N.

---

*) Gewöhnliche Abgabe in der Schweiz bei Verkauf von unbeweglichen Gütern.

Sendschreiben des Bürgers Nepomuk Frauenlob an den aufrichtigen Schweizerboten.

Lieber Schweizerbote!

Mit Aerger und Verdruß habe ich bisher in deinem Wochenblatt nur immer Klagen und ewig Klagen geplagter Ehemänner gelesen. Bald jammerte der eine über die Fegewuth seiner Frau, bald der andere über sein unsauberes Annebäbeli, zuletzt kömmt gar noch der Herr Nikodemus Blaustrumpf und klagt über den unseligen Theerausch der Frau Basen.

Wie? ist denn in der ganzen Eidsgenossenschaft kein einziger Mann, der Muth genug hätte, auch Angesichts der ganzen Welt einmal seine Ehehälfte zu preisen, und ist kein anderer da, so will ich's thun. Ich heiße Nepomuk Frauenlob, und so will ich meine Frau auch loben! Ich bin Advokat, und hänge dir einen dreijährigen Prozeß an, wenn du das Lob meiner Frau nicht so bekannt machst, als Anderer ihre Klagen.

Von der Fegewuth ist meine Frau nicht befallen. Sie läßt das Haus nur alle Samstage fegen von oben bis unten, aber dann wehe auch dem armen Gesinde, und Jedem, der ihr in die Quer kömmt. — Und das ist löblich!

Zwar Sonntags, wenn die Frau Basen mit ihr zusammenkommen, macht sie sich des Theerausches stark verdächtig, denn ich hatte schon ein paarmal Streitigkeiten abzumachen, wenn sie nach der dritten Tasse ein Wörtchen zuviel geplappert hatte. Aber, lieber Himmel, nur zweiundfünfzigmal im Jahre die Leute in der Stadt ein wenig durchzuhecheln, ist doch blutwenig.

Sie liebt dagegen andere höchst unschuldige Vergnügungen, wie zum Beispiel das Tabakschnupfen. Und nicht nur gestatt' ich ihr die kleinen Freuden gern, sondern ich wollte auch, um der unermeßlichen Vortheile willen, die das Tabakschnupfen einer Frau gewährt, jedem Manne rathen, es seiner Frau beizubringen. Jeder Bräutigam sollte deswegen einen besondern Artikel für seine Braut in den Ehekontrakt einrücken.

Meine liebe Marie verbraucht in der Woche zur Unterhaltung und Pflege ihrer Nase (und sie hat eine kleine allerliebste Stumpfnase) nur ein Pfund Tabak à 40 Loth. Sie setzt damit jährlich also 34 Gulden 40 Kreuzer für das gemeine Beste in Umlauf. Das ist wenig. Jeder hat seine Liebhaberei. Meine Liebhaberei sind die Gemälde.

Es ist, als wenn's meine Frau wüßte, daß Gemälde, Kupferstiche und Zeichnungen in brauner Tuschmanier und Bronze meine Favoriten seien. Sie opfert ihre hübsche Nase für meine

Liebhaberei fast ganz auf. Taugt das Tabaksgemälde im Nasetuch nichts, so kömmt's in die Wäsche, und dann ist's wieder gut. Nur Schade ist's, daß die Tabaksdinten allzufressend sind. Sie durchlöchern die Schnupf- und Halstücher wie Scheidewasser, und der Ankauf neuer Wäsche ist jährlich ein großer Artikel meiner Ausgaben in diesen bedrängten Zeiten. Aber von der andern Seite muß man auch gestehen, daß eine Hausfrau durch nichts mehr zur Arbeitsamkeit ermuntert wird, als wenn in der Wäsche viel Löcher sind, und sie immer zu stopfen und auszubessern hat. So ist mit jedem Nachtheil auch ein Vortheil verbunden, wie hier augenscheinlich erwiesen ist.

Ich weiß es wohl, meine Marie hatte sonst immer ihr Köpfchen für sich, und konnte selten mit den Nachbarinnen in Frieden leben. Aber die Tabaksdose ist unter diesen uneinigen Potentatinnen ein wahres Konkordat geworden. Wenn sie mit einander bei schönem Wetter auf der Bank vor dem Hause sitzen, so spaziert die allerliebste Dose von einer Frau Base Nachbarin zur andern in der Reihe herum, wie bei den Wilden der Kalumet oder die Friedenspfeife. Sagt dann eine Frau Base: „Das ist doch ein rarer Marokko, Frau Baas G'vatterin!" so ist an kein Stricken und Flicken und Sticken mehr zu denken; meine Frau ist entzückt; die Tabaksdose

läuft in der Versammlung herum, wie ein Küfer ums Faß; und wenn sie alle Todfeinde wären, sie würden als Busenfreundinnen auseinander gehen.

Eben der geliebte Marokko macht mich zum glücklichsten Ehemann. Wundere sich keiner, wenn ich ihn allen schönen und häßlichen Frauen empfehle. Wenn's bei meiner Marie böses Wetter gibt (und auch die beste Frau hat zu Zeiten ihre kleinen Launen und Donnerwetter-Stündchen), und ich sie durch nichts freundlich machen kann, so nenn' ich sie nur, statt mein liebes Mareili, „mein liebes Marokli!" Hurtig scheint die Sonne wieder, sie ist überzeugt, daß ich sie zärtlich liebe, weil Marokko der schönste Name von der Welt ist.

Und wahrlich mein Marokli ist mir lieb. Sie ist jung, sie ist artig, ist gesellig und gefällig; hat ein paar schwarze, schalkhafte Augen, und einen kleinen artigen Mund, der manchen zum Naschen verführen könnte.

Apropos, da wir vom Naschen reden! ich hatte den Naturfehler, gewaltig eifersüchtig zu sein. Meine Frau ist hübsch; es gibt wohl noch manchen alten und jungen Gecken, der sich in sie vergaffen könnte, und man goß mir immer kaltes Wasser über den Kopf, wenn man mir sagte, daß sie den Männern gefalle.

Seitdem sie Tabak schnupft, hab' ich keine Furcht mehr. Wen ihr kleiner Rosenmund zum Naschen anzeizt, den schreckt ihre Nase zurück in die gebührenden Schranken der Ehrfurcht. Ich will nichts davon sagen, daß zwei schwarze Naselöcher einer Frau für manchen süßen Herrn so schrecklich, wie die Mündungen einer geladenen Doppelflinte sind, oder daß der Schnupftabaksgeruch den Damen keinen balsamischen Odem ertheilt; mancher würde im Nothfall Augen und Nase während eines Kusses zuhalten. Aber bedeutender ists, daß sich von Zeit zu Zeit eine goldene Tabaksthräne anhängt, die in der Sonne wie ein Diamant blitzt — Dies, ihr Herren, ist das Wahre! — solch eine Thräne ist eine wahre Schildwache für ihre Treue, ein unüberwindliches Bollwerk gegen die Zärtlichkeiten der Näscher, ein Vorposten der unbestechlichen Sprödigkeit, mehr als ein Zuber Wassers auf ein von Liebesgluth entbranntes Herz.

Zwar klagt mein Marokli schon jetzt häufig über Kopfschmerzen, und der Doktor kömmt mir fast gar nicht aus dem Hause. Auch will er behaupten, der übermäßige Gebrauch des Schnupftabaks könne meiner Frau allerlei böse Zufälle verursachen. Aber mag er doch reden, und lass' er meine Frau schnupfen! — — Das Tabaksschnupfen schafft meinem Haus- und Ehewesen

so große Vortheile, daß alles, was sich dagegen sagen läßt, und selbst wenn mein liebes Marokli darüber in die selige Ewigkeit gehen müßte, nur Kleinigkeiten sind.

Mein Vetter, der Apotheker Ezechiel Balsam, denkt wie ich; denn er schnupft auch gern Tabak, und viel ärger, als meine Frau. Der ganze Mensch ist ein wahrhaftes herumwanderndes Schnupftabaksmagazin. Bei einer Reise nach Frankreich hielten ihn die Zöllner daselbst an den Grenzen an, und wogen ihn sogar auf einer Wage, und er mußte so viel Eingangsgebühren für Schnupftabak zahlen, als er schwer war, denn die Einfuhr des Marokko war streng verboten, und man drohte meinen ganzen Vetter zu konfisziren, wenn er nicht zahlen würde. Er thats also, weil das Gesetz streng war, und der Zollinspektor nicht Zeit genug hatte, die Untersuchung anzustellen, was von meinem Vetter Tabak sei, und was nicht?

Wenn er über die Straße spazieren geht, und die geringste Luft bläst, müssen alle Leute, die ihm begegnen, niessen, und alle Leute, die aus dem Fenster sehen, müssen niessen. Dann sagt er gewöhnlich: „Zur Gesundheit, ihr Herren und Frauen!“ und weil er Apotheker ist, so schickt sich diese Höflichkeit und dieser Wunsch für ihn gar wohl.

Keine Arzeneimittel macht mein Vetter Ezechiel Balsam besser, kräftiger und wohlfeiler, als Brechmittel. Hat der Doktor aber eine verzweifelte Kur im Sinne, wo es ob und nid sich gehen, oder der Kranke sterben muß, so verschreibt er ohne anders meinen ganzen Vetter, wie er leibt und lebt. Und das hilft.

Doch Punktum! Ich wollte eigentlich nur meine Frau, nicht aber meinen Vetter Ezechiel Balsam loben.

Gehab dich wohl, Schweizerbote. Hast du eine artige Frau, so laß sie Tabak schnupfen; hast du noch keine, so setz' es in den Ehekontrakt.

Ich bin dein ergebenster und fleißiger Leser
Nepomuk Frauenlob.

Scharf- und tiefsinniger Beweis des Herrn Habakuk Pumper, daß unser Magen der Mittelpunkt der Welt sei.

Nächst der Frage: „was haben wir heut zu essen?“ — kann keine wichtiger für das menschliche Geschlecht sein, als die: „welches ist der Mittelpunkt der Welt?“

Einige behaupteten fälschlich, es sei die Mitte

des Erdballs; Andere meinten, es sei die Sonne. Ich aber sage: es ist der Magen!

Nichts ist leichter zu beweisen.

Jeder Schulknabe weiß, daß die Welt unendlich ist, ich mag also laufen, so weit mich die Beine tragen: steh' ich immer mitten in der Welt.

Wenn ich nun mitten in der unendlichen Welt stehe, so bin ich in der Mitte derselben, der Magen in der Mitte von meinem Leibe, folglich ist er der Mittelpunkt der Welt selbst. Das ist sonnenklar.

Ich bewege mich um meinen Magen. Vieh und Menschen bewegen sich um meine Person. Sonne, Mond und Sterne bewegen sich um uns alle. Folglich bleibt der Magen immer wieder der wahre Mittelpunkt, nach allen Seiten, nach oben und unten.

Untersuchen wir die Sache genauer: so finden wir, daß der Magen die Hauptrolle in der Welt spielt, und alles was geschieht, meistens für ihn und zu seinem Vergnügen geschieht, geschehen ist, und ferner geschehen wird.

Was auf Erden kreucht, fliegt und schwimmt und wächst, Ochsen und Kühe, Fische und Vögel, Obst und Gemüse, Wein und Wasser, auch Kirschwasser und dergleichen: genug alles kriecht und fliegt, galoppirt und schwimmt und wächst

dem Kochtopf, und von da dem Munde, und vom Munde dem Magen zu.

Für wen in der Welt quälen wir uns erst als Kinder vom Morgen bis zum Abend in der Schule? Und nachher vom Morgen bis zum Abend auf dem Felde, im Rebberg, in der Schreibstube, auf dem Dache, im Keller, hinterm Webestuhl, hinter der Trommel, an der Hobelbank, im Walde, auf dem Wasser, beim Ambos, und so weiter? Für wen lassen wir uns keine Mühe verdriessen, und opfern wir so manchen sauern Tropfen Schweißes bei der Arbeit? Wozu kümmern wir uns, und sorgen und sinnen Tag und Nacht? Was erpreßt uns bei des Tages Last und Hitze so manchen schweren Seufzer? — Geschieht nicht das alles der lieben Nahrung willen? Und Nahrung ist nicht für Arm und Bein, sondern für den Magen!

Dieser kleine, unansehnliche Punkt ist die wahre Feder im Uhrwerk aller menschlichen Handlungen, und schnellt das Räderwerk des menschlichen Dichtens und Trachtens mit ungeheurer Gewalt. Der Soldat geht in das Schlachtfeld; der Schiffer begibt sich auf das treulose Element des Wassers, und segelt nach fernen Ländern; der Gelehrte lieset und schreibt dicke Bücher; der Bergmann steigt in den Bauch der Erde; der Hirt auf die Gipfel der Alpen; der Musikus

streicht die Baßgeige; der Fuhrmann peitscht die Pferde; der Tanzmeister tanzt Menuetten und Walzer — alles weil? — der Magen will.

Er will! das ist genug! er kommandirt, wie ein Kaporal, und läßt sich nichts einreden. Wenn er befiehlt, gehorchen ihm unterthänigst alle großen und kleinen Potentaten, Kaiser, Könige, Sultane, Herzoge, Fürsten, Grafen und ihres Gleichen so gut wie Bettler und ihres Gleichen. Kein Zepter und kein Bettelstab bringt ihn zum Schweigen.

Ich bin überzeugt, mancher große Herr, und mancher gelehrte Herr, und mancher süße Herr werden diesen Despoten, der unter dem Rippengewölbe thront, nicht für das edelste Glied des menschlichen Leibes halten wollen. — Ist nicht der Kopf, ist nicht das Herz edler, als der Magen?

O Heuchelei! — Nicht für Kopf und Herz — nein, für den Magen scharret ihr Geld zusammen. Nicht für Kopf und Herz werdet ihr Advokaten und Grobschmiede, geistlich und weltlich, Doktoren und Bürstenbinder, Trommelschläger und Schriftgelehrte, sondern für's liebe Geld, welches der Metzger, Bäcker, Koch, der Bauer, der Gärtner u. s. w. kennen und nehmen.

Selbst beim Heirathen, wo doch das Herz mitspricht, kömmts zuallererst auf den Magen

an. Vorher regulirt man Magen=Angelegenheiten mündlich und schriftlich; über Herzens=Angelegenheiten wird nicht viel Wort verloren. Man fragt zuerst: hat er Vermögen? versteht er sein Handwerk? wie viel bringt sie ihm zu? — und dann läßt man's liebe Herz dem Ehekontrakt hintennach laufen.

Was den Rangstreit zwischen Kopf und Magen betrifft: verdient der Kopf gar keiner Erwähnung. — Kein Mensch kann ohne Magen fertig werden; aber es gibt Leute genug, die sich ohne Kopf recht gut stehen. Es ist zuweilen wohl gar nachtheilig, Kopf zu haben. Daher die meisten Aeltern erst dafür sorgen, ihren Kindern Geld zu schaffen; mit der Geistesnahrung hat's keine Noth. Wem der Himmel ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.

Man denke, was würde aus der Welt werden, wenn der Magen, dieser mächtige Hebel aller Dinge, dieser Eselstreiber des trägen Menschengeschlechts, fehlte? wenn wir künftig weder hungrig noch durstig würden? — Ich sage euch, das Uhrwerk der Welt stände binnen acht Tagen still. Mediziner und Schneider, Landmann und Pintenschenk, Schuh= und Kalendermacher, mit einem Worte, kein Handwerker, kein Bauer, kein Gelehrter und Ungelehrter würde ferner arbeiten. Es wäre alle Tage Sonntag und Feier=

abend. Man bliebe im Hause. Es wäre kein Prozeß mehr, denn man stritte sich nicht über das Mein und Dein; es wäre kein Krieg mehr, denn Niemand liesse sich für einige Batzen in die Schlacht führen, wozu nur Hungersgefahr reizt. Alle Flinten, Federn, Hämmer, Pflüge, Ellen, Leisten, Bücher, Teller, Löffel u. s. w. lägen still, und waren unnutze Dinge in der Welt. Ganze Völker würden vor langer Weile tanzen, oder spazieren gehen, oder nach den Sternen schauen, oder sich todt gähnen.

So ist's erwiesen, daß der Magen der Mittelpunkt der Welt, die Haupttriebfeder der menschlichen Handlungen ist. Nur Undankbare schämen sich, ihn beim Namen zu nennen. Aber glaubet mir! wenn jemand sagt: Ich thue dies und das aus Liebe zu meinem Nächsten, oder aus Liebe zur Ehre u. dgl. m., — er versteht darunter den Magen, und nichts andere.

Also Ehre dem Ehre gebührt!

Habakuk Pumper.

Vom Ursprung des Wortes und Titels: Kaiser.

Das Wort Kaiser ist entstanden aus dem lateinischen Namen Caesar, woraus man nachher Kaesar und Kaiser machte.

Der erste Cäsar war ein ungemein tapferer und kluger Mann; er bezwang die Länder, welche man heut zu Tage die Schweiz, Deutschland, Spanien, Frankreich und England nennt, in einem zehnjährigen Kriege.

Während dieser zehn Jahre erwarb er sich große Verdienste um die Menschheit, wie jeder aus folgenden richtigen Angaben ersehen kann: Er eroberte achthundert Städte, machte dreihundert freie Völkerstämme zu Sklaven, und in den Schlachten, die er lieferte, wurden ohngefähr drei Millionen Menschen erschlagen. Er selbst rühmte sich, daß er, ausser den Bürgerkriegen, in fünfzig offenen Feldschlachten gestritten und — eintausend einhundert zweiundneunzig Menschen mit eigener Hand erwürgt habe.

Ehre dem Ehre gebührt!

Allergnädigst - unterthänigstes Gespräch zwischen dem Kaiser von Japan, und seinem Leibschuhputzer Habakuk Pumper, oder ausführlicher Beweis, daß alle Schweizer hochgeborne Baronen sind.

Kaiser von Japan. Höre, mein lieber Leibschuhputzer, nachdem ich in Gnaden geruht, mich

satt zu essen, will ich mit dir plaudern. Ich habe einen Extra-Kurier nach Aarau geschickt, um das neueste Stück vom Schweizerboten zu holen. Der Kerl ist noch nicht wieder zurück; er muß unterwegs zu viel getrunken haben. Ich werde ihn zur Strafe allergnädigst abpeitschen lassen.

Pumper. Hochdero Gnadenbezeugungen sind sehr rührend.

Kaiser. Das glaub' ich. Der berühmte Doktor Kaspar Dummbart gefällt mir über alle Maßen. Ich will ihn mit einer Gnade beehren. Da mir meine Katzen lieb sind, will ich den besagten Doktor anhero berufen, und ihn zum Leibdoktor meiner Hof- und Staatskatzen erheben.

Pumper. Ew. Majestät setzen dem wahren Verdienst immer die Krone auf.

Kaiser. Wo wohnt der Mann?

Pumper. Vermuthlich in der Schweiz.

Kaiser. Welchen Rang muß ich ihm an meinem Hofe geben?

Pumper. Da der berühmte Dummbart ein Schweizer ist, so ist er schon von hoher Geburt, und wenigstens ein Freiherr.

Kaiser. Ei, was du sagst! sind die Schweizer alle von hoher Geburt?

Pumper. Allerdings. Und wenn die allergnädigsten Ohren Ew. Majestät meine Worte an-

zuhören geruhen wollen, soll's an der Erklärung nicht fehlen.

Kaiser. Wohlan, ich gewähre dir die Gnade, unterthänigst zu reden.

Pumper. Ich will mich in beliebter Kürze fassen.

Mit Recht schätzt man in der Welt das Ansehn und die Würde einer Person nach ihrer Geburt; und titulirt daher die Leute hochgeboren, edelgeboren, wohlgeboren und so weiter. Denn die Geburt gibt dem Menschen deswegen einen größern oder geringern Werth, weil — geboren zu werden gar kein Verdienst des Menschen ist, sondern Wille des Himmels.

Kaiser. Du hast weislich gesprochen, lieber Bratenwender.

Pumper. Man titulirt daher in Europa einen Menschen, der nichts ist, und nichts hat, bloß geborner Herr.

Kaiser. Der Titel gefällt mir sehr wohl. Da mir Alles gehört, und meinen Unterthanen nichts, als ihre Geburt, so sollen sie künftig geborne Leute heißen.

Pumper. Wenn aber jemand lebt, von dessen Mutter man glauben kann, daß sie eine Hebamme hat bezahlen können, heißt er in Europa wohlgeborner Herr, und zwar aus dem wich-

tigen Grunde, weil er nicht übel geboren ist, wenn er auch ein Bein, oder ein Auge zu wenig in die Welt brachte. Um viel wohlgeborne Leute zu haben, hält man heutiges Tages die Hebammen fleissig zum Unterricht an.

Kaiser. Das gefällt mir nicht, mein lieber Bratenwender. Meine Unterthanen können zufrieden sein, wenn sie geboren sind, und damit Punktum.

Pumper. Vor alten Zeiten pflegten Ritter und Grafen, Oberherren und Baronen ihre Wohnungen oder Schlösser auf hohen Felsen, Bergen und Hügeln zu erbauen. Daher waren ihre Kinder immer von hoher Geburt, und man nennt sie: hochgeborne Herren.

Kaiser. Und das ist der Wahrheit gemäß.

Pumper. Jetzt habe ich die Ehre, Eurer Majestät zu melden, daß die Schweiz das höchste Land in Europa ist; denn selbst der Zürichersee ist ist 1279 Fuß höher, als das Meer gelegen, und der Waldstättersee höher als 1320 Schuh, und der Thunersee höher als 1780 Schuh über das Meer.

Kaiser. Daß sich der Himmel erbarme, ich kann die langen Zahlen nicht im Kopfe behalten! — Höre Pumper, ich muthmaße fast, du bist ein Gelehrter! Nimm dich in acht, und rede mir nie wieder so etwas. Denn von meinen Unterthanen

soll sich bei Leibesstrafe niemand unterstehen, klüger zu sein, als ich.

Pumper. Ew. Majestät, ich habe die Ehre, der allergrößte Dummkopf in Dero Staaten zu sein, und darf ohne Eigenlob rühmen, daß mich an Unwissenheit und Einfalt nicht leicht jemand übertrifft. Das ist so gewiß wahr, als zweimal 7 fünfzehn sind.

Kaiser. So viel kann ich auch noch rechnen, du Einfaltspinsel, daß zweimal 7 sechszehn sind. Merk dir's!

Pumper. Da nun die Schweiz das höchste Land in Europa ist, so sind alle, die darin geboren werden, höher geboren, denn andere. Daher verdienen die Schweizer den Titel hochgeboren von Rechtswegen. Und das muß ich Eurer Majestät hintennach sagen, in der Schweiz sind keine Unterthanen, sondern sind alle freie Herren. Ein Freiherr heißt nun auf deutsch ein Baron, will sagen, ein Kubokizungo auf japanisch, oder ein solcher, der von hoher Geburt und kein Unterthan eines einzelnen Menschen, sondern nur des Gesetzes ist. Folglich sind die Schweizer alle Baronen ohne Baronie. Und ich muß dies sagen, weil die Schweizer gern auf Titulaturen sehen, wie alle große Herren von hoher Geburt pflegen.

Kaiser. Sind denn die Leute reich?

Pumper. Steinreich sind sie; ja, Ihro Ma-

jestät, steinreich. — Sie haben große Wasserfabriken auf ihren Bergen, und versehen ganz Europa mit ihrem Wasser, und lassen sich keinen Batzen dafür bezahlen.

Kaiser. Das sind sehr großmüthige, uneigennützige Leute!

Pumper. Ja wahrlich, uneigennützig sind sie. Zwar lieben sie das Geld ein wenig, und ziehen vor keinem die Kappe vom Kopf, der ihnen nichts geben kann — allein das ist nicht Geldhunger, sondern nur Mode. Würde keine Münze mehr geprägt, sie würden keine fodern. Aber Geld zu haben ist jetzt einmal Mode.

Kaiser. Das Volk hat seltsame Gewohnheiten, wie ich die Gnade habe zu bemerken. Indessen als hochgeborne, freie Herren haben diese Leute schon das Recht, nach der Mode zu leben.

Pumper. Freilich, es gibt Leute von altem Schrot und Korn darunter, die sind zufrieden mit dem, was sie durch Fleiß und Gottes Segen gewinnen; die machen keinen Aufwand in Kleiderpracht; die nehmen vorlieb mit einfacher Kost und sparen es am Gesottenen und Gebratenen ab, um ihren armen Mitbrüdern zu helfen; die sehen nicht erst darauf, ob der Mann einen feinen Tuchrock, oder einen Zwilchkittel trägt, dem sie freundlich die Hand reichen wollen — nun, diese Leute von

altem Schrot und Korn, es sind ihrer nicht viel. Sie sind eine Art von Barbaren.

Kaiser. Doch muß ich gestehen, daß mir ihre Barbarei wohlgefällt.

Pumper. Mir gefallen sie zum Theil auch besser, als die Leute nach der Mode.

Kaiser. Wie machen's denn die Leute nach der Mode?

Pumper. Sie sagen viel und verstehen wenig; versprechen viel und halten wenig; verthun viel und erwerben wenig; gehen zur Kirche viel, und thun daheim der guten Dinge wenig; sprechen von Religion viel, und thun den Willen des Himmels wenig; hassen viel, und lieben wenig; hören viel, und lernen wenig. — Ja, was noch mehr ist, sie tanzen, ohne lustig zu sein; sie trinken, ohne durstig sein; sie küssen, ohne Freund zu sein; sie stolziren, ohne groß zu sein — —

Kaiser. Halt ein! — ist der Doktor Dummbart einer nach der Mode?

Pumper. Ich weiß es nicht.

Kaiser. Wohlan, wenn dieser hochgeborne Herr Dummbart ein Mann nach der Mode ist, kann und soll er nicht Leibarzt meiner Hof- und Staatskatzen werden. Sie würden sonst Medizin nehmen müssen, ohne krank zu sein; fasten müssen, ohne überfressen zu sein; purgiren müssen, ohne verstopft zu sein. Erkundige dich genau nach sei-

nen übrigen Eigenschaften; denn an seiner hohen Geburt ist nichts auszusetzen. Ich will ihm fünfzehn Ellen Titulatur geben.

Pumper. Ganz wohl.

Kaiser. Ich werde aber jetzt geruhen, ein wenig zu schlafen. Und wenn ich ausgeschlafen habe, soll man mich mit Janitscharen-Musik wecken.

Hans Gregorius Haselstock, Zimmermann und Schulmeister in der Gemeinde B.** im Kanton T.**, an den aufrichtigen Schweizerboten.

Vielweiser, Hochgelahrter Herr,
Herr Schweizerbote!

Alldieweilen und sintemalen ich aus deinem Wochenblatt wohl merke, daß du kein einfältiger, aber fast ein gescheuter Mann bist, so will ich auch einmal an dich schreiben thun, und dir meine Noth klagen.

Wie du schon gesehen haben wirst, so bin ich ein Schulmeister, und das schon in die zwanzig Jahre, und habe bisher meinem Amt in allen Ehren vorgestanden. Das Schulmeistern hab' ich

von meinem seligen Vater gelernt, und versteh' es aus dem Fundament, und treibe es zum Nutz und Frommen meiner Gemeinde fort, wie er es getrieben.

Nun sind da einige junge Bursche heimgekommen, die thun, als ob ihnen in der Fremde andere Schnäbel gewachsen wären, und wollen mehr wissen, als ich, und erzählen, wie man an andern Orten anders schulmeistere, als bei mir, und wie die Schulkinder an andern Orten mehr lernen, als bei mir. Und die Leute glauben ihnen.

Besonders machen sie gar viel Rühmens von einem vielgelahrten Herrn Pistulazzi in der Schweiz, den ich gar nicht kenne, und wie der auf eine nagelneue Manier schulmeistere, daß man in weniger Zeit viel bei ihm lerne, und meinen, ich solle eben auch schulmeistern, wie er.

Nun hab' ich meine Noth unserm alten Herrn Pfarrer geklagt (Gott erhalt' ihn noch lange unter uns!), der über die neuerungssüchtigen Leute recht böse geworden ist. Da hat er mich wohlmeinend vermahnt: „Ich solle nur fest und unbeweglich beim Alten verbleiben — im alten Geleise fahre man am besten!“

Und er hat Recht.

Denn als ich mich näher um die neue Art erkundigte, hab' ich Dinge erfahren, davor mir alle Haare gen Berge standen!

Nach der neuen Schulmeister-Art, die Herr Pistulazzi eingeführt hat, braucht man keine Ruthen, und keine Stöcke, um die Kinder zum Lernen anzuhalten. — Ei, das ist ja entsetzlich! — Was ist ein König ohne Zepter? was ein Schulmeister ohne Stock und Ruthe?

Der Stock, ihr Herren, der Stock ist das Fundament der Unterweisung, und die wahre Seele des Fleißes!

Es ist ja weltbekannte Sache, daß die verderbte Natur des Menschen allem Guten widerstrebt — also mit dem Stock fleißig hinterhergefegt, und die verderbte Natur herausgeprügelt! Ein Keil treibt den andern, sagt das Sprüchwort.

Müßten sich nicht unsere Väter und Großväter noch im Grabe todt ärgern, wenn sie erführen, daß ihre Kinder und Kindeskinder weniger Schläge bekämen, als sie zu ihrer Zeit bekommen haben?

Nein, ich schlage, Gott sei Dank, seit zwanzig Jahren einen guten Hieb, und will auch fernerhin die Nachkommenschaft unserer Gemeinde ehrbarlich zusammenhauen, wie sich's geziemt. Mein Vater, Gott hab' ihn selig, hat als Schulmeister die gegenwärtig angesehensten Männer unserer Gemeinde braun und blau geprügelt, und das von Rechtswegen! Jetzt sind's alle brave Leute gewor-

den, die zwar noch nicht recht schreiben und lesen können, aber doch leben und leben lassen! — Was sagt Ihr dazu?

Wenn Ruthen und Stöcke nicht für eine wohleingerichtete Schule die nothwendigsten Dinge wären, so hätten mein Vater und ich nie das Recht gehabt, jährlich aus dem Gemeindswald unser Holz unentgeldlich zu beziehen. — Wofür wächst denn Holz? Nicht etwa auch für den Schulmeister?

Ferner ist es grundfalsch vom Herrn Pistulazzi, daß er seine Schulkinder nicht viel auswendig lernen läßt, sondern mehr auf Uebungen des Verstandes, auf Kenntnisse und Kunstfertigkeiten hält. — Wenn die Jugend viel auswendig lernt, bekömmt sie ein gutes Gedächtniß, und das geht über Alles! Man lernt so einen Schatz in den Kopf hinein, den man sein Lebtage nicht vergißt.

Da wissen die ältesten Männer in meiner Gemeinde noch heut zu Tage auf ein Haar zu erzählen, was sie in der Schule von Sodom und Gomorrha, vom Thurmbau zu Babel, von den drei Männern im Feuerofen, von den Baalspfaffen, von der keuschen Susanna und dergleichen, gelernt haben. Es ist beweglich anzuhören. Zwar hilft es ihnen nichts, aber es schadet doch auch nichts!

Von Verstandesübungen halt' ich nichts,

weil ich nicht weiß, was Herr Pistulazzi damit sagen will. Ich bin ein erfahrner Schulmeister, und verstehe mein Handwerk so gut, wie einer. Aber von Verstand muß man mir nicht reden! — Verstand gehört nicht in die Schule, sondern der kömmt mit den Jahren von selbst, wie das Sprichwort lautet.

Auch soll Herr Pistulazzi seine Schulkinder sogar zum Nachdenken und Selbstdenken über alles anhalten, was sie hören und sehen.

Unser Herr Pfarrer sagt: mit dem Selbstdenken sei es, wie man wolle, aber allemal gefährlich für das Volk. Man muß dafür sorgen, daß die Kinder in der Schule nie recht verstehen, was sie lernen! Würden die Leute weniger für sich selbst nachdenken, sondern glauben, was man ihnen zu sagen gut findet: so wäre weniger Streit in der Welt, und mancher verdiente Mann säße fester im Sattel, als er sitzt.

So sagt unser Herr Pfarrer, und der liebe Herr hat recht!

Meine Jungen lernen hundert Sachen in den Kopf hinein, ohne es zu verstehen, und sind nicht daran gestorben. Auch erkläre ich ihnen durchaus nichts von dem, was sie lernen, und damit erspare ich viel Zeit! — Wenn die Buben über jede Sache, und besonders bei den Geschichten von der keuschen

Susanna, von der Bathseba, von Potiphars Weib u. dgl. m. erst noch nachdenken wollten, so wäre des ewigen Fragens kein Ende, und wo käme ich zuletzt hin?

Nein, nein, bleibt mir mit dem Denken vom Halse! daraus wird nichts! — Ein Bauer muß nicht alles wissen und verstehen; das ist gut für Gelehrte! Sehet doch an den Ochs und den Esel, das Kalb und das Schwein — die lernen auch nicht denken, und werden doch mit der Zeit dick und fett!

Lasset euch also von der neuen Lehrart in den Schulen nicht verführen! — Es mag endlich sein, daß Kinder dort geschwinder und besser lesen, schreiben und rechnen lernen — an den Orten, wo die neue Schulart eingeführt ist, behaupten es alle Leute — aber ich bitte doch, saget nur, wozu sind Schulen in der Welt? — Sind sie nicht hauptsächlich, damit ein Schulmeister sein Geld verdiene, so gut wie andere Leute? — sind sie nicht, damit die Kinder still sitzen lernen, und erfahren, was Schläge sind? — sind sie nicht besonders deswegen, damit die liebe Jugend frühzeitig im Leiden geübt werde, damit sie, wenn sie älter ist, sich an die Uebel des Lebens schon gewöhnt habe?

Lesen und Schreiben sind zwar gute Dinge, aber keine Hauptsache. Und wenn kein Mensch

in der Schweiz lesen und schreiben könnte, unsere Schweizerberge würden drum nicht einfallen.

Das hab' ich dir nur sagen wollen, vielgelahrter Herr Schweizerbote, zu Handen anderer Schulmeister und Gemeinden.

Verbleibe übrigens mit aller Veneration und Estime dein

treugehorsamster Serviteur und Schulmeister
Hans Gregorius Haselstock.

Lehr- und trostreiche Ermahnung des Herrn Habakuk Pumper, daß wir die Pflichten gegen unsere Nachkommenschaft stets vor Augen haben sollen; oder liebreiche Aufmunterung zum Sterben.

Ich kann es nicht ohne Thränen sehen, wie die Welt heutiges Tages immer verderbter wird. — Und was ich schon oft gesagt habe, je gelehrter, je verkehrter wird sie! — Darum hat unser glorreicher Kaiser von Japan sehr wohl gethan, daß er alle Gelehrte allergnädigst aus dem Lande verjagt hat.

So denkt zum Beispiel jeder nur an sich, keiner sorgt für die liebe Nachkommenschaft.

— Wenn ihr euern Kindern Geld zusammenspart: so habt ihr nach eurer Meinung Alles gethan. Ich aber sage nein!

Die Hauptsache für jeden Menschen ist unstreitig, daß er für seine Person auch Platz finde in der Welt, und zwar auf der Erde. Denn in der Luft zwischen Himmel und Erde kann man nicht Häuser bauen. Wo will das nun aber hinaus mit der Nachkommenschaft, wenn einen Tag und alle Tage Kinder geboren werden, und kein Mensch sterben will?

Man hat berechnet, daß auf einer Meile in's Gevierte bequem fünftausend Menschen wohnen können, und wenn sie sich ein wenig drängen und zusammenschicken, mögen auch wohl sechstausend Platz finden. Was soll's aber geben, wenn einmal siebentausend Menschen sich da ernähren wollen?

In Europa können ohngefähr fünfhundert Millionen Menschen wohnen. Vor einigen tausend Jahren mogte man sich noch vier Wochen lang ausser Odem laufen, ohne ein Dorf zu finden. Heutiges Tages geht man kaum eine halbe Stunde, so hört man schon wieder Kinder in den Häusern schreien. Wenn nun die Menschen so fortfahren, wird man zuletzt noch Häuser auf den Flüssen bauen, wie sie schon in China thun, weil auf der Erde kein Platz mehr ist; und man wird Fabriken auf den Eisbergen anlegen müssen.

Wie nothwendig es dennoch sei, darauf zu denken, unserer Nachkommenschaft gehörigen Platz zu machen, wird jeder ohne mein Erinnern einsehen.

Eine der menschenfreundlichsten Einrichtungen für die Nachkommenschaft ist daher der Krieg. — Und der Mann, der die Kanonen und Karrätschen erfunden hat, war gewiß ein zärtlicher Vater, und hat mehr Verdienst, als derjenige, welcher zuerst lehrte, Wein trinken und Erdäpfel essen.

Mit allem Rechte rühmen und bewundern wir daher große Generale, die, wenn sie zu Morgen gegessen haben, eine Schlacht liefern, worin immer drei- bis viertausend Menschen umkommen. Für eben so viele Adamskinder ist dann schon wieder Platz gemacht! — Die Herren wissen es auch gar wohl, wie große Ehre es ist, Wohlthäter der Menschheit zu sein! denn sie können nach jedem Treffen nie genug rühmen, wie viel sie getödtet haben, und lügen aus Ehrbegierde wohl noch mehr Todte hinzu, als sie Lebende gesehen.

Eben so verdienen diejenigen Obrigkeiten Lob und Preis, welche aus Liebe zur Nachkommenschaft mit landesväterlichem Eifer dafür sorgen, daß von ihren Unterthanen so viel als möglich sterben, oder wenigstens nicht zu lange leben. Ich will hier nicht bloß derjenigen rühmlich gedenken, die gern Krieg führen, wär es auch nur wegen eines

Titels, oder wegen einer Jucharte Land; sondern auch solchen gebührt der Preis, die nicht viel darauf halten, daß im Lande geschickte Aerzte sind, sondern allen alten Weibern, Scharfrichtern, Vieharzten, Hirten oder Quacksalbern und Landstreichern aus Gnaden gestatten, die Unterthanen in's Grab zu doktern. Das ist Staatsweisheit!

Eine wahre Pest ist auch die Aufklärung des Landvolks. Denn je arbeitsamer, mäßiger und frömmer unsere Bauern werden, je älter werden sie, je länger leben sie. Man sieht daher leider schon, wie in manchen Dörfern alle Jahr neue Häuser gebaut werden, weil der Menschen mehr geworden sind. Natürlich wird dadurch der Antheil der Gemeindsbürger am Gemeingut immer kleiner, und das ist doch ein bedauerliches Ding. Wär' es nicht besser, wenn in jedem Dorfe nur eine einzige Familie wohnte, die das Gemeingut allein genösse?

Ich erschrecke, wenn ich daran denke, was aus der Welt werden will, wenn sie dermaleinst Menschen hat, die neben einander keinen Platz mehr finden. Rippenstöße werden dann wohlfeiler sein, als heut zu Tage die Kieselsteine; Prügeleien gewöhnlicher als heut zu Tage die Komplimente. Die Leute werden sich einander die Luft verkaufen müssen, die sie athmen; die Obrigkeiten werden

das Wasser verzehnden lassen, und Abgaben auf Sonne, Mond und Sterne legen, die doch jeder angaffen muß.

Da ich nun überzeugt bin, daß viele meiner Leser aus obigen triftigen Gründen große Lust zum Sterben bekommen werden: so will ich ihnen noch schließlich einige Lehren mittheilen, wie sie bald krank und hinfällig werden können.

Vor allen Dingen hütet euch, den Kindern die Kuhplattern einpfropfen zu lassen, sonst bleiben sie gesund.

Weil Wein und Brenz wohlfeil sind, müsset ihr vor keinem Wirthshaus vorbeigehen, ohne einzukehren. Ein Trunkenbold geht bald den Weg alles Fleisches, indem er seine Gesundheit mit lauter Juhe! und Wohl bekomms! zerstört.

Seid in euern Häusern recht unreinlich; lasset keine frische Luft in eure Stuben. — Denn Ordnung und Reinlichkeit am Leibe halten den Menschen gesund; aber Unflath und eine dunstvolle Luft vergiften den Körper, zehren ihn ab, bewirken allerlei Ausschlag, verderben das Geblüt, und ihr sterbet spätestens zu eurer Freude in den Vierzigern.

Wenn ihr krank werdet, schicket zu keinem Arzt, sondern zu einem Scharfrichter oder Quacksalber, oder zu einem alten Weibe, oder wer sich sonst mit dem Kuriren abgibt, ohne es gelernt zu

haben. So werdet ihr bald in die Ewigkeit spedirt werden, und das ist recht klug und löblich von euch!

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch Ehrenmeldung thun von denjenigen Gemeinden, die ihre Wälder niederhauen und kein Holz nachpflanzen. Besser kann man für die Nachwelt nicht sorgen, als wenn man ihnen Holztheurung macht. Das ist christlich gedacht. Dadurch werden sie zur Sparsamkeit gewöhnt, haben keine Oefen mehr nöthig in den Stuben, gewöhnen sich das Kochen und Braten ab, und wärmen sich im Sommer desto länger an der Sonne, auf daß sie noch im Winter davon warm bleiben.

Diejenigen soll man auch nicht zu hart tadeln, welche ihr Vermögen zeitig verlumpen, und ihren Kindern nichts hinterlassen, als den Bettelsack. Das sind Leute, die für die Nachkommenschaft sorgen. Sie nöthigen ihre Nachkommen dadurch zum Arbeiten, und daß sie sich nicht dem Müßiggang ergeben. Denn Müßiggang ist aller Laster Anfang!

Nun denn, wer es mit der Nachwelt wohl meint, erfülle seine Pflicht, und mache zur rechten Zeit den andern Geschlechtern Platz! —

Es wird mich freuen, wenn ich vielen Leuten durch meine Beweggründe Lust zum Sterben bei-

gebracht habe. — Ich für meine Person will nun zwar vor der Hand noch gesund bleiben, und wo möglich recht lange leben. Dies geschieht aber bloß deßwegen, damit ich sehen und erfahren möge, ob die Leute meine Lehren auch recht befolgen!

Habakuk Pumper,
Bratenwender und Leibschuhputzer, auch deutscher Dollmetscher beim Kaiser von Japan.

Sendschreiben der Frau Land=, Stadt= und Platz=Majorin Anna Babeli Quakli an die Frau Feuer=Sprützen=Leutenantin an der vordern Stange.

Hoch= und großgeborne Frau, Herzallerliebste Frau Baas Gevatter Feuer=Sprützen=Leutenantin an der vordern Stange!

Es thut mir bis in die Fingerspitzen wohl, daß ich euch wieder einmal bei eurem rechten Titel tituliren und begrüßen kann, und daß, Gott sei Dank, alles wieder auf dem rechten Fleck sitzt.

Wir haben uns seit sechs Jahren nicht geschrieben. Aber es ist auch damals ordentlich gewesen,

wie am jüngsten Tag. Die Welt war wie verkehrt, und stand auf dem Kopf, und man riskirte alle Tage, die letzte Posaune zu hören.

Jetzt sind wir wieder im alten Gleis, oder kehren dahin zurück, wie die Krebse, die sich beim Rückwärtsgehen sehr wohl befinden, und nicht, wie es vielen ergangen ist, mit der Nase anrennen.

Ich habe eine Bitte an euch, und die dürfet ihr mir nicht abschlagen. Ihr müsset es euch aber weder gegen mich, noch gegen andere merken lassen, daß ich euch darum gebeten habe, sondern meine Reisebeschreibung um die Stadt, welche ich euch schicke, in die Zeitungen setzen lassen, als wenn ich nichts davon wüßte.

Von vornehmen Leuten steht heut zu Tage alles in der Zeitung, was sie zu Nacht gegessen, wen sie freundlich gegrüßt, ob sie sich den Finger geklemmt, oder ob sie ein Kind zur Taufe gehalten haben. Das ist sehr nützlich für das gemeine Volk, damit es Respekt habe, und erinnert einen an die alte gute Zeit, wo noch lange Titel, breite Haarbeutel, hohe Absätze unter den Schuhen und kleine Grundsätze im Kopf Mode waren.

Ja, Frau Bas Gevatter Feuer-Sprützen-Lieutenantin an der vordern Stange, fürchtet euch nicht, es wird schon noch besser kommen. Die Potentaten und Fürsten und wir anderen Ehrenleute können jetzt auch wieder ein Wort sagen,

und die absurden Philosophen müssen wohl das Maul halten, und das mit Recht. Es muß noch dahin kommen, wie vor einigen hundert Jahren, wo man die Hexen verbrannte, und es thut mir noch gar nicht leid, daß ich meinen großen Reifrock mit Stahlfedern aufgehoben habe, den ich von meiner Frau Großmutter sel., der gewesenen Frau Ueberreiterin, nachmaligen Frau Landweibelin, erbte. Er wird gewiß wieder Mode.

Wenn die alte Ruhe und das Glück der Welt wieder kommen soll, müssen schlechterdings die Herren wieder große Knotenperücken tragen, alle Bücher verboten, ehrbare Menuetten statt der Walzer getanzt, und die Ehrenämter versteigert werden.

Mein Gemahl, der Herr Vetter Gevatter Land-, Stadt- und Platz-Major, hat sich ein neues Bernerwägeli zugelegt, worin wir beide zuweilen geruhen spazieren zu fahren. Denn wenn man bei dem gemeinen Volk etwas gelten will, muß man sich hoch machen. Seitdem wird's auch mit den Straßen besser. Denn da der Weg um die Stadt immer schlechter, und der Koth immer tiefer ward, hat sich mein Gemahl endlich ernsthaft drein legen müssen, und seine Vorstellungen bei der Obrigkeit haben gewirkt, daß jetzt alles neu gepflastert wird, welches nothwendig auch in

der Zeitung stehen sollte, damit es auswärtige Mächte wüßten.

Vorgestern hat die Bürgerschaft einen neuen Nachtwächter gewählt. — Der Nachtwächter hielt eine feierliche Rede, die wahrscheinlich gedruckt werden muß, und heut soll er installirt werden. Das lasset auch in die Zeitung rücken, denn in unserer kleinen Stadt haben wir keine Zeitung, und die Sache ist doch wichtig für das Ausland. Es haben sich zehn Personen um die Stelle beworben, aber der alte Max hat sie erhalten, weil er auf der Probe schrie, daß man die Ohren zuhalten mußte. Er ist zwar halb blind, aber des Nachts gibt's auf den Straßen nichts zu sehen.

Vergesset meine Bitte nicht, wegen der Reisebeschreibung.

Ich habe die Ehre zu geharren,

Hoch- und großgeborne Frau Bas Gevatter Feuer-Sprützen-Leutenantin an der vordern Stange,

Dero wohlaffektionirte

Frau Bas Gevatter Land-, Stadt- und Platz-Majorin

Anna Babeli Quakli.

Lalenburg, den 10. Mai 1805.

Reise der Frau Anna Babeli Quakli um die Stadt.

Am 17. Hujus erlebten wir in unserer Stadt das Vergnügen, die groß- und hochgeborne Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Babeli Quakli spazieren fahren zu sehen. Man kann nicht genug die Holdseligkeit ihrer Mienen bewundern, mit der sie aus der Hausthür trat.

Sie war prächtig angekleidet; trug eine schwarze mohrne Robe mit großen Blumen, auch der Herr Gemahl hatte grüne atlassene Beinkleider an.

Die vorübergehenden Zuschauer gingen sehr vergnügt vorbei.

Um zwei Uhr siebenunddreißig und eine halbe Minute bestieg die Frau Quakli in höchst eigner Person das neue Bernerwägeli, und verlor Hochderoselben linken Schuh beim Einsteigen.

Man kann nicht genug die Geistesgegenwart und Seelengröße rühmen, mit welcher Dieselben das unerwartete Unglück ertrugen. Sie nahmen mit unbeschreiblicher Majestät den linken Schuh in Dero rechte Hand, und bewiesen dadurch, daß hohe Personen alles mit angestammtem Adel und Würde verrichten.

Sobald der Schuh ohne weitere Unfälle angezogen worden war, wobei die Kammermagd dienstreiche Handleistung bot, fuhr der Zug ab.

Voran ging ein schönes Roß, dem man es nicht ansah, daß es etwas steif war; dann folgte der Wagen, welchen der Herr Gemahl mit selbsteigenen Händen regierten, und den Beschluß machte Deroselben Frau Gemahlin, die, wie gemeldet, im Wagen saßen.

Es war ein wahrer Triumphzug durch die Stadt. Man wußte nicht, ob man den Herrn, oder den neuen Wagen, die Frau, oder das Roß bewundern sollte. Man bewunderte demnach alle vier, um keinem Unrecht zu thun.

Der Zug ging majestätisch langsam zum obern Thor hinaus, wo der Thorwächter sogleich ins Gewehr trat, um die gebührenden Ehrenbezeugungen zu leisten. Man observirte bei dieser Gelegenheit, daß Herr Land-, Stadt- und Platz-Major sehr ernst und feierlich waren, wie es sich für einen Herrn von seiner Würde und seiner Gewalt geziemt. Hingegen Deroselben Frau Gemahlin waren leutselig und lächelnd, und überaus liebreizend gegen die Wacht.

Da große Männer gewöhnlich auf die größten Kleinigkeiten achten, hielten der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major am Thor still, und nahmen über den Thorwächter Generalmusterung

vor; bemerkten sogar, daß er sich die Strümpfe nicht gehörig aufgebunden hatte. Nach dieser wichtigen Beobachtung ward die Wacht befragt, um die aus- und einpassirten Fremden. Es ergab sich, daß vor zwei Stunden in der That ein Landstreicher mit seinem Weibe, das ein Kind auf dem Rücken getragen, einpassirt sei. Der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major vernahmen dies mit hohem Wohlgefallen, und Dero Frau Gemahlin beschenkten den Wächter zur Aufmunterung in seinem militärischen Staatsposten mit einem Weckenbrödli.

Nach diesem Ereigniß, wobei viele Zuschauer waren, weil eben die Kinder in die Schule gingen, fuhr man weiter, und gelangte zum Stadtbach, den man wohl den Stadtfluß nennen könnte, weil Bäche sich nicht für Städte, sondern nur für gemeine Dörfer schicken. Doch ist zu bemerken, daß der Bach, oder Fluß noch nicht schiffbar ist.

Am Bache ging der Herr Schulmeister spazieren. Da es sich schickt, daß große Herren die Gelehrten hochachten, weil sie von denselben Ruhm und Unsterblichkeit erhalten können, und weil sich große Herren damit das Ansehen großer Beförderer der Wissenschaften und Künste geben können, so hielten der Herr Land-, Stadt- und Platzmajor abermals still; beide hohe Honoriatioren grüßten den Schulmeister

freundlich, und traten sogleich in ein tiefsinniges Gespräch über Staats- und Landwirthschaft, indem sie fragten: wie viel Dünger der Schulmeister jährlich auf seinen Acker führe? und ob er seine Matte mit Gülle oder Gyps beschütte?

Der Schulmeister antwortete mit Ehrerbietung, und da die Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin weltkundigermaßen eine große Gönnerin der Natur und Liebhaberin der Botanik sind: so machten sie die Anzeige, daß die Kirschbäume nächstens blühen würden, welche Voraussagung auch wirklich vierzehn Tage darauf erfüllt ist, wie es sich von dem tiefblickenden Geist einer solchen Dame erwarten ließ.

Kaum waren die hohen Reisenden, nach gnädiger Entlassung des Schulmeisters, wieder allein: so machten der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major die Bemerkung, daß der Schulmeister sehr schlecht besoldet sei, aber auch wenig genug verstehe. Er habe deshalb schon mehrmals gedroht, seine Entlassung zu geben, und sich gänzlich der edeln Schuhmacherkunst zu widmen. — Frau Quakli aber erhoben sich mit Eifer dagegen. Man will von ihren damaligen Aeusserungen auch Folgendes bemerkt haben:

„Wir haben schon Schuhmacher genug in der Stadt; aber der Gelehrten zu wenig. Wird der Schulmeister Schuhmacher, so hätte meines Schwa-

gers Bruders erster Frauen Stieftochter Mann beim kleinen Brunnen an der Kälbergasse neben dem Wirthshaus zur goldenen Sau allzu wenig Verdienst. Man muß diesen Gelehrten festhalten, damit auswärtige Mächte sehen, wie wir die Wissenschaften schätzen. Gehaltszulage muß der Schulmeister nicht haben, denn man sagt, fette Hühner legen keine Eier. Aber der Magistrat gebe ihm den Professortitel unentgeldlich. Er kann Professor der Lese-, Buchstabier- und Schreibkunst werden."

Unstreitig wollten der Herr Quakli dieser ächt- und feinpolitischen Meinung von Derselben Frau Gemahlin beistimmen, aber sie wurden daran durch einen unwillkührlichen Kitzel in der Nase gestört. Herr Land-, Stadt- und Platz-Major geruhten darauf mit einem so entsetzlichen Krachen zu niesen, daß nicht nur der Thurmwächter in der Stadt behauptete, es mit beiden eigenen Ohren auf dem Stadtthurm gehört zu haben, sondern daß auch alle Vögel eine Viertelstunde rings umher höchlich erschrocken gen Himmel flogen, das Roß vor dem Wagen scheu ward, und mit Entsetzen sammt dem Wagen und den darauf befindlichen hohen Personen davon lief.

Es ist nicht genug zu beschreiben, wie kaltblütig und mit welcher Seelengröße sich beide, der Herr Gemahl und Dero Frau Gemahlin, in die-

ser Todesgefahr zeigten. Besonders bewunderns-würdig war die erhabene Geistesgegenwart der groß- und hochgebornen Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin. Sie schrieen solchergestalt und dermaßen aus allen Leibes- und Seelenkräften, daß der alte Bannwart Tobis, der sonst nur sehr schwer hört, aufmerksam wurde, herbeilief, dem wilden Roß in die Zügel fuhr, und es zum Stillstehen brachte.

Indem der Bannwart das Roß festhielt, schrie er: „steh du, willst du mit allen Narren nach Japan?"

Bei diesem höchst unbesonnenen und gefährlichen Ausruf erschracken beide hohen Standespersonen sehr, und mit Recht. — Zwar hatten vor einigen Jahren der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major das Pferd von einem russischen Marketender zum Andenken Seiner Durchlauchten Excellenz Graf Suworow Rimnisky Fürst Italinsky gekauft, aber diese Anspielung des Bannwarts auf Japan konnte für unsere Stadt höchst nachtheilige Folgen haben.

Denn da unsere Stadt ein Theil des Staats ist, und der Staat mit Frankreich im Bunde steht, Frankreich hingegen mit Oesterreich, und Oesterreich mit Preußen in gutem Vernehmen sind; da ferner das preußische Haus mit Ihro Majestäten von England verwandt sind, England aber laut geheimen Nachrichten in den Zeitungen mit Japan in Handel und Wandel lebt: so beleidigte der un-

behutsame Bannwart nicht nur den Kaiser von Japan, sondern der Bannwart stieß fast ganz Europa und Asia vor dem Kopf.

Dies erschreckliche Versehen betrübte beide hohe Standespersonen sehr. Der Bannwart, weil er wegen Gehörlosigkeit nichts von den Vorwürfen verstand, die man ihm wegen seines diplomatischen Fehltritts machte, ging brummend davon. Die erste Satisfaktion, welche beide Honoratioren der japanischen Monarchie ertheilten, war, daß sie dem Bannwart kein Trinkgeld für seine Mühe gaben, die er gehabt hatte, das Roß anzuhalten.

Darauf, als der Wagen weiter fuhr, beschlossen die hohen Reisenden, alles Mögliche anzuwenden, den Vorfall geheim zu halten, und den Staatsfehler des Bannwarts keiner Seele anzuvertrauen, ausser dem gesammten Magistrat.

Denn obwohl Japan dermalen noch stark im Kriege begriffen ist, und unsere Stadt vor der Hand keine Feindseligkeiten von daher zu befürchten hätte, könnte dennoch der Kaiser von Japan bei ruhigern Zeiten unserer Stadt die Sache wieder vorrücken. Die Stadt würde in einige Verlegenheiten durch einen Krieg kommen, da von unserer Seite die Armee nicht stärker ist, als fünfundzwanzig Mann Linientruppen, zwei Mann Kavallerie, einem Regiment von fünf Mann

Scharfschützen, einem Bataillon von zwei Mann Artilleristen, die aber, ausser einem kleinen Böller, keine Kanone haben.

Der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major liessen sich bei dieser Gelegenheit in feine militärische Betrachtungen ein, deren Richtigkeit und Wichtigkeit alle Welt in Erstaunen setzten. Sie behaupteten, Japan würde uns gewiß endlich durch die Menge seiner Truppen überwinden, und mit dem Schwert in der Faust die Friedenstraktaten vorschrieben. Doch versprachen sie, für das Vaterland den Tod des Helden sterben zu wollen, über welche Reden die Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin ganz in Thränen zerflossen.

So großes Unheil kann die unvorsichtige Rede eines Bannwarts über einen großen Staat, ja, über eine ganze Stadt bringen.

Unter solchen Gesprächen erreichten die hohen Reisenden endlich das sehnlich erwünschte Ziel ihrer mühsamen und mit tausend Gefahren begleiteten Reise, und langten beim untern Stadtthor glücklich und höchst wohlbehalten an.

Niemand, der ihnen auf der Straße begegnete, sah ihnen die erlittenen Unglücksfälle an; so sehr sind große Seelen über alle Stürme des Schicksals erhaben. Nur der Herr Haus- und Leib-Schneider des Herrn Land-, Stadt- und Platz-Majors bemerkte mit Entsetzen: daß die grün-

atlassenen Beinkleider desselben einen Riß bekommen hatten. Dieser beklagenswerthe Umstand erregte gerechten Kummer bei der Gemahlin des Verwundeten; doch machte der Schneider Hoffnung, daß der grausame Riß in den Beinkleidern nicht unheilbar sei.

Alle Minuten mußten die hohen Reisenden auf der Straße anhalten, um denen, die Hochdenselben begegneten, den Staatsfehler des Bannwarts zu erzählen, und die entsetzlichen Folgen zu berechnen, welche aus seiner unvorsichtigen Aeusserung gegen einen mächtigen asiatischen Staat entstehen könnten. In kürzem war die ganze Stadt von dieser kritischen Angelegenheit unterrichtet; und die hohen Reisenden konnten nicht begreifen, wie das Staatsgeheimniß so plötzlich unter das Publikum gekommen sei. Aber man sieht wohl, daß hohe Personen nichts thun können, ohne von tausend Augen beobachtet zu werden. Dies ist allerdings eine wahre Last und Bürde angesehener Personen, davon aber das gemeine Volk nichts begreift.

Als Hochdieselben vor ihrem Hause anzulangen geruhten, stiegen sie Höchstselbst aus, um von den Schicksalen einer Reise auszuruhen, neben welcher eine Reise um die Welt verhältnißmäßig eine wahre Kleinigkeit ist.

Allerunterthänigstes, unmaßgebliches Gutachten des berühmten Habakuk Pumper rc. rc. über die Preisfrage des Kaisers von Japan: Auf welche Art und Weise können die Bürger einer Gemeinde nach und nach sehr reich werden, ohne alle Arbeit und Mühe?

Hier in Japan haben die Leute ein sonderbares Vergnügen daran, reich zu werden! aber nichts wird ihnen saurer, als schwere Arbeit. Und mir geht's auch so.

Der glorwürdige Kaiser Ypsilon der Neunundneunzigste, der immer für das Wohl seiner Unterthanen besorgt ist, wenn er nichts Besseres zu thun hat, gab daher eine Preisfrage aus an alle Welt: Wie können die Einwohner eines Ortes sehr reich werden, ohne alle Arbeit und Mühe? — Und wer die Frage am besten beantwortet, sollte hundert Japansd'or zur Belohnung haben.

Ich habe die Frage nach meinen schwachen Einsichten beantwortet, und meine Antwort gefiel dem Kaiser von Japan am besten, und was das Beste ist, ich habe die hundert Japansd'or zur Belohnung meiner Weisheit erhascht.

Ich antwortete aber auf folgende Art:

Weltbekanntermaßen regnet's Wasser, und schneiet's Schnee, aber weder Batzen noch Dublonen. Gegen diese heilige Wahrheit läßt sich nichts einwenden.

Da aber der Menschen immer mehr werden, und es den Menschenkindern gleichsam angeboren ist, immer nach Geld zu jagen: so ist's natürlich, weil das Geld in viele Säcke vertheilt ist, daß Keiner viel haben kann. — Je weniger Menschen wären, je mehr Geld würden sie besitzen, welches jetzt Andere haben.

Ich schlage demnach jeder Gemeinde, deren Einwohner reich werden wollen, ohne Mühe und Arbeit, folgende Maßregeln vor:

1) Man nehme von nun an, bis zum jüngsten Tage, keine Fremden zu Gemeindsbürgern an.

Es ist wohl wahr, je volkreicher ein Ort ist, je mehr Handel und Wandel findet statt, je mehr Geld wird in den Ort hereingezogen für allerlei Arbeit, je mehr findet auch der Aermste Gelegenheit, Geld zu verdienen; je bessere Arbeit bekömmt man von den Handwerkern; je bessere Waare vom Kaufmann; je wohlfeiler werden die Waaren aller Art, weil einer nicht Alleinhandel treibt, sondern die Käufer immer zum billigsten Mann gehen; je [illegible]chter wird es den Einwohnern, die Gemeinds-

lasten zu tragen, weil ihrer sehr viele daran tragen müssen. — Ich gestehe, das Alles ist wahr.

Aber es ist auch wahr, daß wenn man keine fremde Gemeindsbürger und Ansaßen mehr annimmt, Hoffnung ist, daß nach und nach einige Geschlechter aussterben, andere sich auswärts niederlassen, so, daß die Zahl der Bürger immer kleiner wird. Je weniger Bürger, desto größer ist ihr Antheil am Gemeindsgut. Und wenn zuletzt nur noch zwei Familien in einem Dorfe übrig blieben, so hätten diese beiden alle Wälder, Weiden und Aecker; alle Häuser, alles Geld allein. Und wenn das ganze Land diesem weisen Beispiel folgte: so wären zwar nur wenige Menschen im Lande, aber lauter reiche Leute! — Man würde so reich, daß man seine Häuser nicht alle bewohnen, seine Felder nicht alle anbauen könnte. Jeder müßte sein eigener Schneider, Schuster, Leinweber, Koch, Küfer, Schmied, Maurer, Hafner, Kaminfeger, Hutmacher u. s. w. sein. Das wäre freilich etwas unbequem, aber man wäre doch reich.

Genug, schon jetzt ist's eine Freude, zu sehen, wie in manchen Städten die Handwerker zugleich Bauern sein müssen, und man für Geld und gute Worte keine gute Waare bekommen kann, weil zu wenig Menschen sind, die da kaufen, und die

Bayerische Staatsbibliothek München

Kaufleute sich also wohl in Acht nehmen, frische Waaren anzuschaffen. Das ist ein guter Anfang zum Reichwerden.

Da es aber doch auf diese Art etwas langsam mit dem Reichwerden geht, und es nöhig ist, daß viele Geschlechter bald aussterben, damit die Hinterlassenen desto mehr erben: so schlag' ich vor:

2) Man verheirathe sich nie mit Fremden, sondern verheirathe die Kinder mit Kindern aus der gleichen Familie.

Dadurch bleibt erstlich das Geld bei der Familie selbst, und zweitens ist nichts geschickter, das Aussterben einer Familie zu befördern, als wenn man immer die Kinder derselben mit einander verheirathet. Denn dadurch werden die wieder gebornen Kinder schwächlicher, weil sie die verdorbenen Säfte aus derselben Familie, die erblichen Fehler und Krankheiten wiederbekommen, was bei der Vermischung mit fremden Personen wegfallen würde, wo ein Blut das andere verbessert. Eine in sich selbst heirathende Familie artet zuletzt ganz aus; die kleinen Mängel und Gebrechen des Leibes pflanzen sich fort, werden stärker und vernichten den Stamm. — Man findet das sogar bei Thieren.

3) Man lege im Orte zahlreiche Wirthshäuser und Pintenschenken an,

damit viele Bürger sich regulär alle Tage, oder wenigstens alle Woche berauschen können.

Der übermäßige Genuß des Weins und gebrannter Wasser verdirbt die Säfte des menschlichen Leibes, verhilft zu Schlagflüssen, Auszehrungen und dergleichen anmuthigen Krankheiten. Rechte Weinsäufer haben selten gesunde Kinder, und diese werden nie ein hohes Alter erreichen. So kann man hoffen, daß nach und nach eins ums andere abstirbt.

4) Man lasse auf den Straßen Koth und Unflath liegen, und reinige selten die Wohnhäuser.

Das gibt freilich Anfangs Ausdünstungen, die nicht wohl riechen. Aber man geht mit den Füßen weicher, und die Nase hält man wo anders hin. Im Frühling und Herbst hat man hingegen die Freude, ansteckende Krankheiten häufiger zu sehen, wovon viele Menschen hingerafft werden, zum Vergnügen der Erben.

5) Man schaffe die Kirchhöfe und Begräbnißplätze nicht aus der Stadt, sondern lasse sie drin.

Denn die unmerklichen Ausdünstungen der verwesenden, an mancherlei Krankheiten gestorbenen Menschen helfen im Frühling und Herbst

die Luft recht ordentlich verpesten, wodurch zuweilen ein sehr wohlthätiges Sterben gemein wird. In Pestzeiten sterben in solchen Städten die meisten Menschen, oft ganze Geschlechter mit einemmale aus, was kein geringer Vortheil ist.

Alles, was ich hier nach meiner geringen Weisheit angerathen habe, das habe ich zu meinem großen Vergnügen schon in vielen Dörfern und Städten ausgeführt gefunden, wovon sich dann auch nicht minder die angerühmten Folgen offenbarlich gezeigt haben.

Ich könnte freilich noch mehr nützliche Maasregeln vorschlagen: allein, wenn man den Leuten zu viel auf einmal rathet, so thun sie nichts. Es ist aber schon genug an jenen fünf Punkten. Wenn man sie gehörig befolgt: so wett' ich meine hundert Japansd'or daran, daß bald in den größten Städten das Gras auf den Straßen wachsen wird.

Habakuk Pumper,
Leibschuhputzer, Bratenwender, auch deutscher Dollmetscher beim Kaiser von Japan.

Ueber die edle Kunst, Wind zu machen.

Wenn man von dem Nutzen der Winde und Sturmwinde überzeugt ist, wiewohl sie manches Dach abdecken, manchen Baum ohne Noth fällen, manches Schiff in den Abgrund der Wellen senken, manchem ohnedem höflichen Ehrenmann Hut und Perüke vom Kopf nehmen: so ist es allerdings höchlich befremdend, daß man den Nutzen der herrlichen Windmacherkunst selbst noch in Zweifel zieht.

Sehet nur eure Leute recht an, wodurch sie geworden sind, was sie sind, berühmte Doktoren, berühmte Staatsmänner, berühmte Schneider, berühmte Generale, berühmte Kaminfeger und dergleichen. Es war nicht ihre Tapferkeit, Geschicklichkeit, Weisheit, Gelahrtheit — sie machten nur zur rechten Zeit ein wenig Wind. Sie selbst hören es gern, wenn man ihnen mit aller Freimüthigkeit sagt: „ihr Ruhm hätte sich auf Flügeln des Windes erhoben und verbreitet."

Man bilde sich aber nicht ein, daß das Windmachen leicht sei; nein, es ist wahre Kunst, so gut als Musik, Politik, Mechanik, Mathematik und jedes andere Ik. Es ist eine köstliche Natur-

gabe — es gehört dazu großes Talent! Man lernt so etwas nicht für's Geld.

Ich kenne Leute, brav, wie aus dem alten Testament, gelehrt, kenntnißvoll, dienstfertig, aufrichtig, tugendhaft — und sind doch arme Teufel. Sie verstehen es gar nicht, Wind zu machen. Sie bilden sich ein, Kenntnisse sollen sie empfehlen, Redlichkeit solle für sie sprechen, ihre Dienstfertigkeit solle sie beliebt machen. Possen! — dergleichen Leute bleiben mit ihrer Kenntniß und Rechtschaffenheit hintenan; sie taugen nichts für's Vaterland — laßt sie nach Amerika wandern oder Kopisten werden, da sind sie am rechten Orte! Um ein großer Mann im Staat zu sein, sind Einsichten und Tugend sehr entbehrlich; Windmacherei hingegen ist nöthig, wie die Luft zum Athemholen.

Dies sollen einige Beispiele ins Licht stellen.

Herr Peter Null ist ein ganz gemeiner Kopf, hat wenig gelernt, und weiß daher auch wenig davon, was dem Lande wohl oder weh thut. Trotz dem hat er sich zu hohen Aemtern geschwungen, und hilft ein ganzes Land regieren, ohne von der Regentenkunst mehr zu verstehen, als sein Knecht, der ihm den Rock ausbürstet. Wie machte er's? — Durch Wind. Er gab sich die Miene, als verstände er Alles am besten; im Wirthshause hatte er immer das große Wort allein; wenn er einmal an den unrechten Mann kam, klingelte er

mit seinen Batzen in der Tasche, und jedermann gab ihm Ruhm und Beifall; wenn er unter den Bauern mittrank, sprach er viel von Religion. Dann sagten die Bauern: „Holla, der ist unser Mann! der hat noch Religion!“ — Wenn's um eine Wahl zu thun war, beklagte er sehr mitleidig die reichen Bauern, eiferte gegen alle Abgaben, gegen Zehnden, gegen Bodenzinse, gegen Gesetze. Da sagten die Bauern: „Holla, der ist unser Mann; der versteht das Regieren aus dem Fundament, den müssen wir wählen!“

Jetzt ist Peter Null gewählt, und hilft regieren nach Herzenslust. Wie macht er's? Da er nicht Kopf genug hat, Einrichtungen zum Besten des Landes zu machen: so nimmt er eine sehr fromme und hohe Miene an, und spricht: „Ich bin der Meinung, man lasse es beim lieben Alten bewenden. Ich hasse alle Neuerungen. Hat die Welt so lange bei dem Alten gestanden, so hält sie jetzt auch fest, und wird uns nicht über den Kopf zusammenstürzen.“ — Und so bleibt der alte Schlendrian, und das Volk sagt: „Holla, das ist ein wahrer Vaterlandsmann! der ist mit seinen breiten Schultern die einzige Stütze des Staats. Dächten alle Leute wie er, das Schießpulver wäre noch nicht erfunden!“

Herr von Backenbart ist ein Einfaltspinsel, so lang und breit er ist; kann keine Zeile

schreiben, ohne zehn Fehler zu machen; ausser der Zeitung lieset er kein Buch; er hat oft höchst alberne Einfälle — und doch braucht man ihn in Staatsgeschäften. Wie so? — Ei nun, Herr von Backenbart macht guten Wind.

Er macht seinen alten Adel geltend. Er behauptet steif und fest, vom Backenbart des großen Goliath abzustammen. Er drückt sein breites Petschaft auf alle Zettel; er brüstet sich sehr bescheiden mit seinem Von, nimmt gegen Jeden eine gnädig herablassende Miene an, und sieht's gern, wenn man ihm breite Titularen gibt. Er spricht gern von seinen Geschlechtsvorfahren. Da war der eine vor hundert Jahren ein tapferer Feldmarschall (aber er selbst nimmt vor jedem kleinen Hund Reißaus); da war ein anderer Minister, ein feiner Staatsmann (er selbst aber ist, wie gesagt, ein Pinsel); da war ein dritter Bischof, der schöne Bücher geschrieben (er selbst aber kaum lesen kann).

Der Narr macht sich groß mit dem, was andere Backenbärte gethan haben. Damit die Leute weniger seine Einfalt bemerken, schimpft er auf jeden, der mehr weiß, als er; nennt jeden einsichtsvollen Mann einen Gelehrten, einen Metaphysiker, einen Philosophen, einen Theoretiker (der arme Tropf hat einmal die Namen gehört, weil aber nicht, was sie bedeuten), und zieht da-

bei seine dicken Lippen recht spöttisch, damit die Leute glauben, er habe — was denn? — Witz!

General Simson versteht nichts vom Kriegswesen, und hat mit seiner Trommel, von der man nicht eher hört, bis sie geschlagen wird, viel Aehnlichkeit. — Wie ist denn der Mann General geworden? Ey nun, durch Wind. Es sprach viel von Bataillen, Manövern und Taktik; lieferte dem Feinde (hinterm Tisch, versteht sich!) ein Treffen ums andere, und schlug ihn jedesmal richtig in die Flucht. Er tadelte, wie es andere Feldherren angefangen; von den Ueberwundenen sagte er: „Mir wäre das nicht begegnet!" — Von den Siegern sagte er: „Ich hätt' es auch gekonnt; das ist gar keine Kunst." Er hatte immer an Bonaparte's Operationsplanen etwas auszusetzen, und Moreau und Massena hätte er noch gern zu sich in die Schule genommen, damit aus den Leuten mit der Zeit einmal etwas würde.

Seinen eigenen Muth, seine Tapferkeit kann er nicht genug rühmen. „Ich bin, sagt er oft, so herzhaft, wie mein seliger Vorfahr Simson, der einst die Philister schlug!" und bei diesen Worten faßt er sich dann immer selbstgefällig an die Kinnbacken.

Genug, der Wind half, und Herr Simson ward General. Beim letzten Feldzuge bekam er die Kolik, daß er nicht mit gegen den Feind mar-

schiren konnte. Er beklagte dies sehr, und ließ sich's indessen daheim wohl schmecken.

Aus diesen Beispielen erhellt augenscheinlich, daß man, ohne Kopf zu haben, für einen Mann von Kopf passiren, und eine große Rolle spielen könne, wenn man die Kunst ausstudiert hat, Wind zu machen.

Leute hingegen, die auf stilles Verdienst bauen, nicht viel Worte machen, sie an Andern Windbeutelei nennen, oder Scharlatanerie, Hasenfüßlerei, Bocksbeutel, Klingklang — die sind zu bedauern. Man zuckt die Achseln und läßt sie gehen.

Eine gewisse artige Unverschämtheit; eine gewisse Manier, von sich selbst dies und das Schöne den Leuten wissend zu machen; eine gewisse Impertinenz, Andere ins Gesicht zu loben über gar nicht lobenswürdige Dinge (man kann sie trotz dem hinterm Rücken auslachen); eine gewisse allerliebste Niederträchtigkeit, vornehmen Leuten Recht zu geben, wenn sie Unrecht haben; eine anmuthsvolle naseweise Dummdreistigkeit, über Dinge groß zu sprechen, von denen man nichts versteht, die Kunst, zu poltern und zu toben, wenn man sich fürchtet; die Kunst, sich im rechten Tempo lang, und wieder kurz zu machen, wie ein Graswurm — das sind erhabene Sachen, die jedem, der etwas gelten will, empfoh-

len werden müssen — dies ist der Inbegriff der Windmacherei.

Aber der Nutzen der Windmacherei ist so groß, daß ohne dem die Welt nicht mehr bestehen könnte. Dies will ich im Folgenden beweisen.

Nehmen wir an, es führe mit einemmale allen Leuten, die unterm Monde herum zu spazieren die Ehre haben, am Montag nach Pfingsten die Grille in den Kopf, aller Windbeutelei, Plusmacherei, Aufschneiderei und Prahlerei Valet zu sagen, und von Stund an offenherzig, grundehrlich, warhaft, ohne Heuchelei und Trug zu sein. Ich bitte, was würde daraus werden? Es würde von allem, was jetzt geschieht, das Gegentheil geschehen. Man wäre seines Lebens nicht mehr sicher; man schlüge, bisse, kratzte, kanonirte sich, bis das ganze menschliche Geschlecht mit Stumpf und Stiel ausgerottet wäre.

Dann würden die Friedensschlüsse, statt mit den gegenseitigen Versicherungen von Freundschaft und ewigem Frieden, also anfangen: „Da wir gesonnen sind, ein wenig auszuruhen, um neue Kräfte zu sammeln, unsere lieben Unterthanen nächstens wieder mit Flinten und Kanonen gegen einander ins Feld zu schicken: so wollen wir eigentlich nur einen Waffenstillstand auf beliebige Zeit, aber keinen Frieden schliessen.“

Dann würde man viele von denen, welche jetzt

nach dem Tode ihrer nächsten Anverwandten Thränen zu vergiessen und Leid zu tragen pflegen, fröhlich herumspringen und lachen sehen, als wäre ihnen Heil wiederfahren.

Dann würden die Liebhaber, welche nur von der unvergleichen Schönheit und Tugend ihrer Geliebten entzückt zu sein vorgeben, ehrlich eingestehen, daß sie nicht die Schönheit und Tugend, sondern nur den vollen Geldbeutel heirathen mögten.

Dann würden Unzählige, die einander jetzt, wo sie sich begegnen, freundlich die Hände drücken, Fäuste ballen; Andere, die sich die schönsten Artigkeiten sagen, sich kaum über die Achseln ansehen; Andere, die jetzt einander küssen, einander bewundern und schmeicheln, würden sich ohne Umstände beim Haar nehmen. — Hilf Himmel, wenn Jeder sagen sollte, was er dächte: es müßte Alles zum Krüppel werden.

Ein Vortheil freilich würde bei der Sache sein, wenn Alles aufrichtig wäre. Man könnte Jedem getrost auf sein Wort glauben; man wüßte, woran man eigentlich mit den Leuten wäre. — Jetzt kann man sich auf nichts verlassen; man wird zum Zweifler.

Wenn Jungfer Isabelle sagt: „sie wolle sich nie verheirathen, in ihrem Leben nicht!“ so lächelt man, und denkt das Seine!

Wenn ein geistlicher oder weltlicher Pharisäer

über den Verfall der Religion klagt, sich über die sündige Welt fast krank ärgert, fleißig in die Kirche, und von da zu den Frau Basen läuft: so lächelt man, und denkt das Seine!

Wenn Meister Hochhans die alten Zeiten lobt, und die alte Regierung, und „wie es da ganz anders gewesen sei, und viel besser als bei der neuen,“ so besinnt man sich, daß er damals auch ein Aemtlein hatte, oder Rathsherr war, oder desgleichen, und lächelt man dazu, und denkt das Seine!

Wenn Herr von Buller, der große Staatsmann, aus reiner Liebe für das Vaterland wünscht, es würde keine Zeile mehr gedruckt, weil doch Alles schlechtes Zeug wäre: so besinnt man sich, daß einige Zeitungen seine thörigten Verfügungen bekannt machten, worüber die Welt lachen mußte: so lächelt man noch einmal, und denkt das Seine!

Wenn Herr Habegern seine Uneigennützigkeit rühmt; wenn er über Mangel an Gemeingeist klagt (für gemeinnützige Anstalten aber selbst den Beutel zuhält); wenn er über Alles das große Wort redet (in allem aber die kleine That thut): so lächelt man dazu, und denkt das Seine!

Genug, man kann nicht Jedem aufs Wort glauben, und bei der allgemeinen Sucht, Wind zu machen, ist jedem, der aus dem Hause tritt,

der Windschirm nöthiger, als der Regenschirm — Vorsicht, Klugheit!

Daß aber die Welt dabei nicht unendlich besser steht, als bei allzugroßer Offenherzigkeit, ist keinem Zweifel unterworfen.

Denn, wie gesagt, führe den Leuten am Pfingstmontag die Grille in den Kopf, wahr zu reden, wie sie denken: so gäb' es eine Revolution, ärger, als die von 1798.

Die Quacksalber würden keinen Urin mehr beschauen wollen; die Unwissenden sich nicht mehr zu Ehrenämtern drängen; kein König würde die Waffen niederlegen; kein Mensch ohne einen derben Stock vor die Hausthür treten; man mögte keine Leichenreden mehr hören; man würde die Neujahrswünsche abschaffen; man̄ würde — o was würde man nicht alles!

Laßt es also bleiben, wie es ist — und so lange es also ist, kömmt niemand ohne ein wenig Wind durch die Welt. Der ehrlichste Mann muß sich seiner Haut wehren; und da ihm Alles entgegenbläst, muß er ganz höflich wieder zurückblasen.

Sendschreiben der groß- und hochgebornen Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Babeli Quakli an den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten.

Herr Schweizerbote!

Ich warte schon seit einem halben Jahre darauf, ob Ihr nicht bald in Euerm Blatte etwas von der wichtigen Reise und von den unerhörten Begebenheiten meines Gemahls melden werdet, die er in den Alpen erlebt hat? Sachen von solcher Wichtigkeit sollten der Welt den Augenblick bekannt gemacht werden. Es sind in Europa wenig große Herren, die so etwas erfahren haben.

Ich kann daher nicht unterlassen, Euch über Euer Wochenblatt mein hohes Mißfallen zu bezeugen, und trage Euch auf, dies drucken zu lassen, widrigenfalls Euer Wochenblatt in unserm Städtlein verboten werden soll.

Denn was bekümmere ich mich doch darum, wie man den schlechten Wein lauter und trinkbar machen kann? — Ich bin keine Wirthin, keine Küferin. — Oder was liegt mir daran, woher man gute Pflänzlinge und Obstbäume bekömmt? Mei-

net Ihr, ich sei ein Gärtnerweib? Für den Garten lass' ich meine Magd sorgen. Das merket Euch. Wie? oder schreibet Ihr Euer Wochenblatt nicht für hohe Standes- und Staatspersonen? nur für Bauern, und dergleichen? Das würde mir schlecht gefallen.

Soll ich Euch noch mehr sagen, wie elend Euer Wochenblatt ist? — Was nützt mir Eure Abhandlung, wie man Kinder in den ersten Jahren ihres Lebens behandeln müsse? Dummer Einfall! ich habe gar kein Kind, und mein Herr Gemahl, der Herr Land-, Stadt-, Platz- und Sprizzenmajor hat auch keins, folglich begreifet Ihr wohl, daß die lange Abhandlung nichts taugt.

Oder wenn Ihr gar erzählet, wie französische Gelehrte Käse gemacht haben aus — ich mag's nicht sagen, denn ich schäme mich — so verräth das wenig Lebensart, und ist sehr unanständig. Ihr und die großen französischen Gelehrten haben keinen Geschmack — schreibet nie so etwas wieder, denn ich bin gar geschmackvoll und einsichtsvoll.

Ihr müßt nur große und wichtige Staatsereignisse melden, und uns hohe Personen zuweilen loben, wie sich's geziemt. Dafür zahle ich alle Vierteljahre für Euer Blatt sieben und einen halben Batzen. Ein schönes Geld, das Euch aus unserer Staatskasse zufließt.

Warum sprechet Ihr da von Eichbäumen und Kindern, vom Kukuk und Käse, von Erdäpfeln und Wollewaschen? Warum sagt Ihr kein Wort von den großen Staatsbegebenheiten in unserer Stadt, von Staatsbegebenheiten, welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa fesseln würden, wenn sie bekannt wären.

Ich übersende Euch daher beikommend einen ganzen Vorrath von Staatsnachrichten aus unserm Städtlein, die bedeutend genug sind, die Blicke aller Nationen auf uns zu lenken. Auch übersende ich Euch die Beschreibung der gefahrvollen Entdeckungsreise des Herrn Land-, Stadt- und Platzmajors in die Alpen. Ich überlasse Eurer Klugheit, davon Gebrauch zu machen.

Aber das sag' ich Euch, wenn Ihr fortfahret, von Dingen zu reden, die keinem Menschen etwas nützen, weil sie mich nichts angehen — wenn Ihr fortfahret, nichts von unserer Stadt zu erzählen, und unsern politischen Merkwürdigkeiten, so wird Euer Blatt von Rathswegen als schädlich, unsittlich, geschmacklos, langweilig, jakobinisch, irreligiös, aufrührerisch u. dgl. m. in unserer Stadt verboten.

Sollt Ihr Euch aber bessern: so dürft Ihr Euch die erfreuliche Hoffnung machen, daß alle

Woche statt eines Stücks zwei Stück Schweizerboten nach Lalenburg kommen.

Bleiben Euch übrigens in Gnaden gewogen.

Eure wohlaffectionirte hohe Gönnerin,
die Frau Land-, Stadt-, Platz- und Spritzenmajorin
Anna Babeli von Quakli.

Lalenburg, den 6. Juni 1806.

Lalenburgisches Amtsblatt,
oder
Nachricht von großen Staats- und Weltbegebenheiten, zur Belehrung aller gesalbten und ungesalbten Häupter.

Konstantinopel, 10. April.

Man erfährt von den lalenburgischen Grenzen, daß man von Norden her stark kanoniren gehört habe. Auch weiß man längst, daß allerlei kriegerische Bewegungen in Lalenburg vorgehen, doch weiß man nicht, gegen wen sich diese Macht rüstet. Der Divan ward sogleich versammelt, und lange geheimer Rath gehalten; das Publikum erwartet mit Ungeduld den Erfolg der Berathschlagungen.

London, 16. April.

Die Besorgnisse, welche Europa wegen einiger militärischen Bewegungen in Lalenburg hegte,

waren ganz ungegründet, und die Berichte von Konstantinopel deswegen übertrieben. Wir wissen aus guten Quellen, und es ist auf Lloyds Kaffeehause angeschlagen, daß der Hof zu Lalenburg die friedlichsten Gesinnungen hegt.

Petersburg, 16. April.

Die neulich gehörte Kanonade von den Lalenburger Grenzen, wodurch ganz Europa in Besorgnisse gerieth, ward durch eine General-Musterung der lalenburgischen Armee veranlaßt, wobei die Artillerie, in zwei Mann und einem Böller bestehend, im Feuer exzerzirt ward. Ein Regiment Linientruppen, zweiundzwanzig Mann stark, und eine Eskadron reitender Kavallerie, drei Mann stark, setzten alle Zuschauer durch die Schönheit und Genauigkeit ihrer militärischen Bewegungen in Erstaunen. — Die ungedruckten Lalenburger Zeitungen ertheilen den verschiedenen Befehlshabern und Offiziers das verdienstvolle Lob, welches wir hier der Kürze wegen übergehen. Nur bemerken wir, daß der Herr Land-, Stadt- und Platzmajor ein Feldherr von seltenen Talenten ist, denn sein Federbusch auf dem Hut allein ist zwei und eine halbe Elle lang.

Lalenburg, 20. April.

Es ist erstaunlich, mit welcher Thätigkeit unsere Erziehungsbehörde die Verbesserung der Land-

und Bürgerschulen betreibt. Sie gibt allen Ländern ein glänzendes Beispiel, was Einsicht und guter Wille vermögen. Auch ist diese Behörde aus Männern zusammengesetzt, die ihrem Fache vollkommen gewachsen sind; denn da die wenigsten Mitglieder derselben gelehrte Kenntnisse haben, ja kaum richtig lesen und schreiben können: so fühlen sie um so lebhafter, wie nützlich bessere Schulanstalten wären.

Sehr zweckmäßig und rühmlichst bekannt zu machen ist unter andern folgende vom Erziehungs-Ausschuß vorgeschlagene und von unserm hohen Rath gnädigst genehmigte Schulverbesserung. Es fehlte nämlich seit langer Zeit an einer Bank, worauf die Knaben in der Schule saßen, ein Bein. Schon mehrmals war die Bank, sammt den darauf sitzenden hoffnungsvollen Jünglingen, mit ihren drei Beinen umgestürzt. Der hohe Rath hat demnach folgendes Dekret zu publiziren geruht:

In Erwägung, daß die Verbesserung des Schulwesens in allen wohleingerichteten Staaten Europens eine der ersten Sorgen einer weisen Regierung sein soll;

In Erwägung, daß wenn die Schüler und Lehrer keinen festen Sitz haben, solches ein Haupt-Hinderniß des öffentlichen Unterrichts ist;

In Erwägung, daß durch das Umfallen einer Schulbank die lernbegierigen Schüler am Kopf be-

schädigt werden können, wodurch die Aufklärung leicht Gefahr leiden dürfte;

In Erwägung, daß eine unserer Schulbänke nur drei Beine hat, haben Wir verordnet, und verordnen:

1. Die Schulbank soll ein viertes Bein haben.

2. Die Unkosten sollen dazu aus den öffentlichen Fonds bestritten werden.

3. Der Tischmacher ist mit Vollziehung dieses Dekrets beauftragt.

Dem Verlauten nach wird die Feierlichkeit zur Einsetzung des Schulbeins am 23. Mai vor sich gehen.

Man urtheile aber nicht zu voreilig aus der Schnelligkeit, womit diese Verbesserungen eingeführt werden, über das Verfahren unserer Erziehungsbehörden, und daß sie allzurasch zu Werke gehen. Nein, jeder Vorschlag wird reiflich erwogen, ehe man ihn ins Werk setzt. Sogar ganz unbedeutende Verbesserungsvorschläge, z. B. über Verbesserung des geringen Gehalts der Schulmeister, oder über Anschaffung besserer Schulbücher, über Einführung der Pestalozzischen Lehrart u. dgl., werden von Jahr zu Jahr zu näherer Berathung aufgeschoben.

Vor fünfzehn Jahren wurde ein Projekt in Zirkulation gesetzt: wie man die Landschullehrer in einer besondern Anstalt für ihren Stand besser bil-

den könne, weil die wenigsten Schulmeister Fähigkeit haben, gut zu unterrichten. — Der Vorschlag wird wahrscheinlich noch fünfzehn Jahre lang zirkuliren, und erst Anno 1840 in Vollziehung gesetzt werden.

Vom 24. April.

Gestern Abend passirten mehrere hohe Fremde durch unsere Stadt, unter andern Kutsche und Pferde, nebst Kutscher und Bediente von einem großen Prinzen eines benachbarten Hofes; desgleichen der Zahnarzt Sr. Majestät des ehemaligen Königs von Polen. Letzterer hatte auch diesen Morgen um neun Uhr fünfundvierzig Minuten Audienz bei Ihro Groß- und Hochgeboren, der Frau Land-, Stadt- und Platzmajorin Anna Babeli von Quakli, welche Dame durch ihre Einsichten und Schönheiten weitberühmt, und eine Zierde, wo nicht unserer Stadt, doch ganz Europa's ist. — Der königliche Hof-, Staats-, Leib- und erster Zahnarzt war von der Güte der besagten Dame so entzückt, daß er sich erbot, ihr unentgeldlich alle Zähne aus dem Munde zu reissen, welches Hochdieselben jedoch mit vieler Anmuth ausschlugen.

Vom 26 April.

Künftigen 21. Juni wird in allhiesigem Raspelhause öffentlich versteigert und auf genugsame Lo-

sung hingegeben werden: eine Portion alter Konstitutionen und Menschenrechte — dito fünfundsiebenzig Ballen Präliminarien, Friedensschlüsse, gültige und ungültige Anforderungen, Protestationen, Tagesordnungen, Zeremonialdekrete und andere Meßartikel mehr. Die Liebhaber belieben sich mit Tagesanbruch einzufinden.

Marokko, 15. Mai.

Unser Hof hat die neuesten Regierungsveränderungen in Lalenburg, und die Titulatur des ehemaligen Herrn Land=, Stadt=, Platz= und Sprützen=Majors Blasius von Quakli förmlich anerkannt.

Uebrigens befinden sich Ihro Majestäten nebst den Prinzen und Prinzessinnen noch immer in erwünschtem Wohlsein. Noch nie war der Hof so zahlreich und glänzend. Ausser den gewöhnlichen Lustbarkeiten werden auch wöchentlich noch zwei kostbare Feuerwerke abgebrannt. Für den hiesigen kaiserlichen Thiergarten, dessen Unterhaltung große Summen kostet, ist ein zahlreicher Transport Leoparden, Hyänen, Bären u. s. w. unterwegs. — Unter dem Volke zu Stadt und Land nimmt Theurung und Mangel täglich zu. Die Berichte aus einigen Provinzen lauten wirklich fatal. In einem einzigen Städtchen sollen schon über hundert Personen Hungers gestorben sein.

Lalenburg, 18. Mai.

Der berühmte Hagelsche Prozeß, der in ganz Europa so viel Aufsehen erregte, ist gestern endlich beendet. Seit zwei Jahren war die Aufmerksamkeit aller kultivirten Nationen auf den Ausgang dieses Prozesses gerichtet — jetzt hat das hohe Tribunal in letzter Instanz über ihn abgesprochen.

Weltbekanntermaßen ließ sich dieser Bildhauer von Profession beigehen, da die Obrigkeit ihm aufgetragen hatte, passende Inschriften über öffentliche Gebäude zu setzen, mancherlei Unfug zu treiben. Ueber das Rathhaus hat er zum Beispiel gesetzt: Ganthaus; über die Kirchthür: Schlafzimmer; über das Schulhaus: Zuchthaus; über die Thür des Leists, wo sich zuweilen in der Woche die Noblesse der Stadt zu ihrem Vergnügen versammelt: öffentliches Berichthaus; über das Gefängniß: Schatzkammer; über den Gerichtssaal: allhier macht man Wechselgeschäfte; über die Staatsbibliothek: Grümpelgemach u. s. w.

Als man ihn befragte, warum er das Rathhaus Ganthaus nenne? berief er sich darauf, daß man einige Stellen nicht an den tüchtigsten Mann, der ihnen gewachsen sei, sondern an einen Vetter oder Gevatter von dem und diesem Raths-

herren, oder an den, der die meisten Geschenke vor der Wahl machte, ertheilt habe. — Die Kirche habe er Schlafzimmer geheißen, weil er alle Sonntage bemerkte, daß die guten Christen, statt mit Andacht da zu sein, lieber schlummern, und das Gotteshaus in ein Schlafzimmer verwandeln. Als man ihm schärfer zusetzte, behauptete er, alles gerichtlich beweisen zu wollen. Man ließ dies aber natürlich nicht zu.

Denn aus allen seinen Reden erhellet, daß dieser Bildhauer Hagel verwirrt im Kopfe sei. Dies hat er schon damals bewiesen, als ihm aufgetragen war, eine Figur zu machen, die unsern Staat bildlich vorstellen, und als Bildsäule auf dem öffentlichen Platze paradiren sollte. Was that er? Eine Gans machte er, die auf Stelzen ging. — Kann man etwas Einfältigeres denken?

Da nun alle unsere Herren Aerzte behaupteten, der Mensch sei irre im Kopf: so ward er auf fünf Jahre ins Narrenhaus verurtheilt. Weil wir aber dermalen noch kein Narrenhaus besitzen, so bekam er für eben so lange Zeit Stadt-Arrest.

Von eben daher, 1. Juni.

Endlich haben wir den glorreichen Tag erlebt, wo mit den größten Feierlichkeiten, in Gegenwart einer Deputation des hohen Rathes und aller

Vornehmen der Stadt das vierte Bein in die Schulbank eingesetzt und förmlich installirt ward. Man berechnet den Werth dieses Beins auf zweihundert und fünfzig Gulden; Andere behaupten, es koste dreihundert Gulden. Denn nach Beendigung der großen Zeromonien ward auf Kosten der Bürgerschaft, von sämmtlichen hohen Beamten, ein Schmaus gehalten; des Abends ward ein Ball gegeben, wo man bis nach Mitternacht tanzte.

Denselben Tag begaben sich zehn arme Familien nach Holland, weil sie wegen Mangel an Arbeit und Verdienst, und wegen zu weniger Unterstützung, nach Amerika auswandern wollen. Die guten Leute sind zu bedauern.

Von eben daher, 12. Juli.

Die Gerüchte, welche in ausländischen Blättern über die in Lalenburg ausgebrochenen Unruhen verbreitet worden sind, übertreiben die Sache. Es ist dermalen noch zu keinen blutigen Auftritten gekommen, sondern in dem letzten Treffen, welches die beiden Faktionen im Wirthshause zum Bären lieferten, wurde nur das Wamms eines Beckermeisters schwer verwundet, und eine Perüke des Vize-Ober-Thorschreiber-Assessors fast gänzlich demolirt. Wenigstens gibt den neuern Nach-

richten zufolge der Perükenmacher alle Hoffnung zu ihrer Wiederherstellung auf.

Folgendes ist der Ursprung jener weitaussehenden Streitigkeiten. Ein junger Doktor, der neulich von der hohen Schule heim kam, behauptete: daß die Pferde den Wagen, wenn sie davor gespannt wären, nicht zögen, sondern stießen, indem sie gegen den Brustriemen drückten. — Gegen diese Neuerung empörte sich das Herz vieler rechtschaffenen, vaterländisch-gesinnten Lalenburger, und sie behaupteten: der Wagen würde gezogen. Da aber der junge Doktor viele Verwandte im Rath hat, fand er seinerseits Anhänger — meistens neuerungssüchtige unruhige Köpfe.

In kurzer Zeit nahm die ganze Stadt Antheil an diesem Streit. Niemand, der Ordnung liebte, wollte zugeben, daß die Rosse den Wagen stießen, und nicht zögen. Aber die Partei der Stößer vergrößerte sich, weil selbst einige angesehene Rathsglieder und ihre Töchter zu derselben übergingen.

Nachdem man selbst im hohen Rath darüber vielfältig in zwanzig aufeinander folgenden Sitzungen deliberirt hatte, verordnete derselbe, einen Augenschein darüber einzunehmen. Man betrachtete also die Rosse und den Wagen, und beobachtete deutlich mehrere Tage lang, ob der Wagen gezogen oder gestoßen würde? — Allein die dazu

verordnete Kommission konnte sich in ihrer Meinung nicht vereinen. Es sind darüber schon viele Akten und Streitschriften erschienen, mehrere Augenscheine, mehrere Gutachten, welches unserm kleinen Staate große Unkosten verursacht.

Im Wirthshause zum Bären kam die Faktion der Zieher und Stößer darüber zum Handgemenge. Die Zieher mußten endlich der Uebermacht der Stößer weichen und nahmen einen ehrenvollen Abzug, mit Hinterlassung einer Perüke und eines Hutes auf dem Schlachtfelde.

Der Herr Land-, Stadt-, Platz- und Sprizzen-Major rückte endlich an der Spitze der bewaffneten Macht gegen das Wirthshaus, um die bürgerlichen Unruhen beizulegen. Aber die Zwietracht hatte sich selbst des Militärs bemächtigt. Eine Hälfte bestand aus Stößern, die andere aus Ziehern. Es kam in der Armee zum Wortwechsel, so daß sie zankend aus einander lief. Mit hoher Geistesgegenwart eilte der Feldherr zum Zeughaus, und gab Befehl, schwere Artillerie gegen das Wirthshaus aufzupflanzen. Allein die Stößer, erschüttert durch des großen Mannes Drohung, gingen heim, und überliessen ihm als Sieger das Feld.

Man ist in ängstlicher Erwartung über den Ausgang dieses Bürgerkrieges. Hoffentlich wird

auch diesmal, wie schon bei vielen ähnlichen Fällen in Europa, die alte Ordnung über den Geist der Neuerungssucht die Oberhand behalten.

Reise des Herrn Habakuk Pumper nach Abessynien.

Vor allen Dingen muß ich erst das Staatsgeheimniß melden, welches Anlaß zu meiner höchst merkwürdigen Reise nach Abessynien in Afrika gab.

Der Kaiser von Japan geruhte mich vor sich rufen zu lassen, als er des Morgens um eilf Uhr zweiundzwanzig und eine halbe Minute ausgeschlafen hatte, und nunmehr seine Regierungsgeschäfte antrat, und folgendermaßen sprach:

Kaiser von Japan. Höre, mein lieber Leibschuhputzer, die Rindfleischpastete, die ich gestern Abends bekam, war sehr schlecht. Ich habe nichts davon gegessen, aber die ganze Nacht von Rindfleischpasteten allergnädigst zu träumen geruht. — Nun erinnere ich mich noch aus der Schule, daß in dem Königreiche Abessynien die größten und schönsten Ochsen wohnen; und die Ochsen kommen mir nicht aus dem Sinn.

Pumper. Kein Wunder, in Dero großem Sinn müssen immer große Dinge liegen, also auch große Ochsen.

Kaiser v. Japan. Nun habe ich gewaltigen Appetit, eine Pastete von abessynischem Rindfleisch zu essen. Ist Abessynien weit von hier?

Pumper. Etliche tausend Stunden.

Kaiser v. Japan. Das ist eine Kleinigkeit gegen meinen Appetit. Also lauf doch geschwind hin, und sag' dem — — wie heißt auch der König von Abessynien?

Pumper. Er nennt sich der große Negus.

Kaiser v. Japan. Und sag' dem großen Negus, ich wolle einen Friedens- und Freundschaftstraktat mit ihm abschliessen, wovon der erste Artikel lautet: Er solle mir alle Jahre zwei Dutzend von seinen größten Ochsen schicken. So hätt' ich denn jeden Monat zwei Stück zu verzehren. Dagegen nimm du ihm allerlei Kram aus meiner japanischen Porzellanfabrik mit, als Gegengeschenk. Ich geruhe dich auf der Stelle zu meinem Gesandtschafts-Ochsentreiber zu ernennen.

Pumper. Hochdero majestätischer Appetit, der sich über viele Länder mit bewunderungswürdiger Weisheit erstreckt, muß gestillt werden.

Kaiser v. Japan. Allein diese Ochsengeschichte muß das größte Staatsgeheimniß bleiben. Denn wenn man erführe, daß ich Waare dieser

Art ausser Landes machen liesse, so hätte ich die ganze hiesige Metzgerzunft auf dem Hals.

Pumper. Sehr wohl.

Kaiser v. Japan. Ich bin zwar souverän, kann nach allerhöchstem Wohlgefallen köpfen, hängen und rädern lassen, aber Zunft ist Zunft, und mein allerhöchstes Maul darf keinen Bissen Rindfleisch essen, der nicht von der Metzgerzunft in hiesiger Stadt fabrizirt ist. Jetzt geh' geschwind und mache deinem Posten Ehre. Brauchst du Geld?

Pumper. Ihre Majestät, ich habe keinen Batzen in der Tasche.

Kaiser v. Japan. So laß dir von meinem neuen Schatzmeister ein paar tausend Japansd'or auszahlen. Zwar sagte mir der alte Schatzmeister gestern, es sei nicht viel mehr in der Kasse; aber für diese Impertinenz ließ ich ihn allergnädigst abpeitschen und zum Land hinaus jagen. Ein Kaiser von Japan ist nie arm, denn was seine Unterthanen haben, gehört ihm. Man soll noch heut eine neue Auflage ausschreiben zur Bestreitung geheimer Staatsausgaben.

Pumper. Sehr wohl!

Kaiser v. Japan. Es ist ein fatales Ding ums Regieren. Ich will keinem rathen, das Metier zu treiben. Man hat nichts davon, als Verdruß. Da erzählte man mir wieder, daß in

vielen Gegenden meines blühenden Reichs große Armuth herrsche, Handel und Wandel stocke, und daß viele Tausende nichts zu beissen und zu brechen haben. Das ist einfältig. Wenn ich gegessen habe, sollte eigentlich Jeder satt sein, und sich von Herzen freuen.

Pumper. Allerdings, das ist sehr vernünftig. Ich wundere mich sehr über die Dummheit des Volks, daß es, in seine Lumpen gekleidet, sich nicht halb krank freut, wenn es Ihre Majestät in Sammet, Seide, Gold und Edelsteinen prangen sieht. Es ist sehr einfältig.

Kaiser. Ich merke schon, wo der Hase im Pfeffer liegt. Das Volk vermehrt sich zu sehr: Jeder will gegessen haben, denn Jedem wächst bei der Geburt ein Maul an, so sehr ichs auch ernstlich und gnädig verboten habe. — Am besten ists, ich führe einmal wieder Krieg; da gehen wenigstens hunderttausend drauf, und die übrigbleibenden sind desto reicher. — Sag' dem Kriegsminister, er soll die Armeen mobil machen, und gegen die Mandschu-Tataren eine Kriegserklärung schreiben, und drucken lassen.

Pumper. Weshalb geruhen Ihre Majestät die Mandschu-Tataren eigentlich angreifen zu lassen? Haben sie feindselig gehandelt, Traktaten gebrochen?

Kaiser. Nein, das eben nicht. Der Grund

zum Kriege findet sich dann schon, wenn er aufhört. — Vorläufig kann man sagen: ich wolle das Gleichgewicht von Asien wieder herstellen, und Einrichtungen zu einem dauerhaften, ehrenvollen Frieden treffen.

Pumper. Sehr wohl.

Kaiser. Nun geh' zum großen Negus, bringe mir eine Parthie große Ochsen, und sag' ihm, ich lasse ihn schön grüßen.

Als ich Japan verließ, hatte der, obgleich blutige, doch wohlthätige Krieg wegen des Gleichgewichts von Asien und des ewigen Friedens schon angefangen. Man las schon in den japanischen und tatarischen Zeitungen von Schlachten und Treffen, worin auf beiden Seiten mehrere tausend Soldaten und tapfere Vaterlandsvertheidiger zum Glanz ihrer Monarchen auf dem Bette der Ehre umgekommen waren; in Japan hatte man schon zweimal wegen einer großen gewonnenen Bataille (wenn man sie auch verloren hatte) mit allen Glocken geläutet, alle Kanonen und Böller gelöset, um dem Lande die Freude bekannt zu machen, und das Te Deum (will sagen: Herr Gott dich loben wir) mit vieler Andacht gesungen. Viele japanische Generale hatten sich schon mit Lorbeeren bedeckt, und die Beutel mit Geld gefüllt. Man las schon in allen öffentlichen

Blättern, mit welcher Großmuth sie den besiegten Feind behandelt hätten, indem sie sich in den eroberten Ländern mit der Kleinigkeit begnügten, Alles aufzufressen, und das Uebrige durch Kontributionen und Requisitionen herbeizuschaffen, so daß die nackten und hungernden Einwohner die Milde der Sieger nicht genug preisen konnten. Ihre Menschenfreundlichkeit ging so weit, daß, wenn ihnen bei nächtlichen Märschen die Laternen fehlten, und sie also die Dorfschaften in Brand stecken mußten, sie die Einwohner vorher jedesmal höflich ersuchten, das Dorf zu verlassen, damit sie sich nicht etwas verbrennen möchten.

Ich führe dies nur deswegen an, damit man sehe, daß auch in Asien nicht mehr das eiserne Zeitalter der Barbarei ist, wie ehemals. Zwar hat man vorzeiten auch Kriege geführt, ohne zu wissen, warum? zwar hat man damals auch gesengt, gebrennt, geplündert, gebrandschatzt, war aber dabei nicht halb so höflich, wie heut zu Tage. Man kann daraus, als einem unumstößlichen Beweis, lernen, daß das menschliche Geschlecht sich immer mehr veredelt; daß die Sitten sanfter werden, und die Herzen selbst im Kriege menschlicher fühlen. Ja es ist vorauszusehen, daß man immer sanfter und menschlicher werden wird in der Zukunft, und daß, ehe die Kanoniere im Felde gegen einander losbrennen,

oder ehe Husaren sich einander die Köpfe abscabeln, sie sich vorher gegenseitig gehorsamst um Verzeihung bitten werden wegen dieser Unhöflichkeit.

Wie höchst erfreulich sind dem Menschenfreunde nicht diese Aussichten!

Ich verließ also die Hauptstadt mit einigen Frachtwägen voll japanischem Porzellan für den großen Negus. So lange ich durch unser Reich reisete, hatte ich Alles spottwohlfeil, und ich rathe jedem, der nicht viel Geld ausgeben will unterwegs, auf die Art zu reisen, wie ich es that.

Ich nahm einen großen Troß von Heiducken und Kalmucken, Offizieren und Kurieren, zu Roß, zu Wagen, zu Fuß. Mit einem Wort, ich reisete wie ein großer Herr. Folglich, wohin ich kam, schickte man mir Zeremonienmeister entgegen, lösete man mir zu Ehren die Kanonen auf den Wällen, paradirte die Garnison, wies man mir den schönsten Pallast an, regalirte man mich und die Meinigen mit Ehrenwein und Ehrenhaber, gab man mir frischen Vorspann, und wer am wenigsten hatte, mußte das meiste thun. Und das alles kostete mich kein Geld, sondern jeder war schon durch die Ehre bezahlt, die ich ihm erwies, bei ihm mich einzuquartieren, und ihm verzehren zu helfen, was er hatte.

Freilich mochten manche, wenn ich fort war,

leise hinter mir herfluchen; aber was bekümmert sich ein großer Herr um das Urtheil des Pöbels? Das ist Kleinigkeit, und ich habe mich bei der neuen Manier, zu reisen, sehr wohl befunden.

Wäre ich allein, schlecht und gerecht, ohne Sang und Klang zu Fuß angekommen, oder in meinem Wägelein: ich versichere, keine Seele hätte mich angesehen; kein Mensch mich gegrüßt; ich hätte Alles bezahlen müssen, und hätte es doch trotz dem nicht halb so bequem gehabt. Denn die Wirthe in Japan verstehen die Kunst, lange Rechnungen zu machen, und mit doppelter Kreide zu schreiben, aus dem Fundament; die Thorwächter sind in Japan die gröbsten Tölpel gegen Fremde, und die Polizei ist in den Dörfern von Japan so gut in der Ordnung, daß Groß und Klein, genug, alles was eine Hand hat, die Hand ausstreckt, um Almosen zu heischen. Da kommen Hände auf der Straße, Hände aus den Hausthüren, aus den Fenstern, und wenn einer auf dem Dache sitzt, vom Dache herab. Das alles kostet Geld, und bringt dem Reisenden wenig Freude.

Aller dieser Ungemächlichkeiten war ich nun durch meine Art, auf Wanderungen zu gehen, überhoben. Umgekehrt, man überhäufte mich, wohin ich mit meinem glänzenden Troß kam, mit Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien, und

freute sich, und streute mir so viel Weihrauch, daß ich ganz benebelt wurde. — Ich habe demnach aus Oekonomie beschlossen, immerdar künftig als ein großer Herr zu reisen.

Als ich die Meeresküsten von Japan erreichte, hörte die Herrlichkeit auf. Ich mußte mit meinem Porzellankram auf ein Schiff, um nach China zu segeln. Indessen hatte ich doch noch als großer Herr unterwegs freie Zehrung, und als mein Schiff absegelte, schoß man mir zu Ehren noch ein paar Pfund Pulver in die Luft.

Vom Meere kann ich keine andere Bemerkung mittheilen, als daß dasselbe ganz voller Wasser ist, und daß ich von demselben, so weit wir wochenlang segelten, alles überschwemmt fand. Unterwegs fanden wir eine ansehnliche von wilden Völkern bewohnte Insel, unterm dreißigsten Grade nördlicher Breite, und dem hundert- und sechszigsten der Länge. Da ich nicht wußte, wem dies Land gehöre: so ließ ich vor Anker gehen, stieg ans Ufer mit allen Matrosen, hielt eine lange, rührende Rede, und nahm damit feierlich im Namen des Kaisers von Japan von dieser Insel Besitz. Ich nannte sie, mir zu Ehren, Pumpersland, und schiffte mich nach dieser wichtigen, politischen Zeremonie wieder ein.

Man wird fragen: warum ich dies that? — Allein, man muß wissen, daß ich dadurch die

Länder meines Kaisers vermehrte, obgleich die Einwohner der Insel von dem ganzen Spaß, daß sie erobert waren, nichts erfuhren. — Zweitens ist es Sitte, daß wenn Seefahrer von gesitteten Nationen ein neues Land entdecken, sie es sogleich im Namen ihres Souveräns in Besitz nehmen, und für sein Eigenthum erklären, das Land mag schon Besitzer und Eigenthümer haben, so viel es will. — Drittens, wenn die von mir eroberte Insel meinem Kaiser auch nichts nützt, kann sie doch dazu dienen, daß, wenn er einmal Krieg braucht, sie zum anständigen Vorwand eines Kriegs dient.

Sobald ich in China anlangte, ging meine Noth an. Ich warne Jedermann vor einer Reise nach China. Die Menschen bilden sich ein, man könne ohne Komplimente nicht leben. Der schlechteste Bettler auf der Straße könnte in Europa das Amt eines Zeremonienmeisters bekleiden. Sobald ich an's Thor der Stadt kam, gab's Bücklinge und Kratzfüße hinten und vorn und auf allen Seiten. Ich bückte mich links und rechts, kratzte mit beiden Füßen, daß der Boden dampfte, wie ein Huhn, das im Mist scharret, und ein Kompliment folgte auf's andere, und ich ward nicht fertig.

Als ich endlich das Wirthshaus erreicht hatte, war ich im Schweiße schwimmend, und meine

Füße schmerzten mich, als hätte ich zwanzig Stunden Wegs gemacht, und mein Rückgrat war ganz verbogen.

Die Leute sind dort sehr eitel, und denken, sie haben feine Lebensart, wenn sie einen mit Komplimenten, Bücklingen und Kratzfüßen ausser Odem bringen. Alles was sie thun, geschieht um sich zu zeigen, und was sie sonst Schönes haben.

Kein Mensch wird in China bei seinem ehrlichen Namen genannt, sondern alles bei einem Titel. Da heißt es links und rechts Herr Vetter Gevatter Zunftmeister, Frau Base Gevatterin Hauptmännin, Frau Unterbauamtsräthin und so weiter.

Besonders ist man in China in Militärtitel verliebt; alles ist da General, Hauptmann, Obrist, Obristlieutenant, Major, und wenn auch keiner in seinem Leben etwas vom Kriege gesehen und gemacht hat.

Das Titelfieber hat so weit um sich gegriffen, daß eine Köchin dort Jungfer Küchenräthin, der Stallknecht Herr Stallrath, der Bettler Herr Almosen-Einnehmer, der Kaminfeger Herr Kamin-Inspektor, der Perükenmacher Herr Perükenrath heißt. Und da man die Leute nur immer bei ihren Titeln nennt: so erfährt man niemals, wie sie eigentlich heißen.

In China kann man große Titel ohne

Verdienste besitzen, aber große Verdienste ohne Titel sind dort keinen Rappen werth.

Ich würde ihnen das gern verzeihen, nur ihre Höflichkeit ist zum Krankärgern. — Bei uns zu Lande hat derjenige die meiste Lebensart, der einen Fremden gleich so freundlich zu nehmen weiß, daß er bei uns wie daheim ist, und sich nicht mehr fremd fühlt. — In China aber bekümmert man sich wenig um das, was dem andern lieb wäre, sondern um das, was vornehmer Ton ist. Alles was man sagt und anbietet, ist in Formeln, die nichts sagen.

Kömmst du in eine Gesellschaft, und wärst müde, oder hungrig oder durstig, es hilft dir nichts. Du mußt allen Anwesenden links, rechts, hinten und vorn Bücklinge machen, dann dem Wirth besonders, dann jedem Gast besonders; bietet man dir einen Stuhl, mußt du's ausschlagen; bietet man dir zu essen an, mußt du dich fünfundvierzig Minuten lang standhaft weigern, und so oft ein neuer Gast eintritt, geht der Lärmen von neuem an, und Rücken und Beine der ganzen Gesellschaft arbeiten auf und ab, hin und her, wie für's Geld. Das ist in China feiner Ton. Und so geht's wieder, wenn du fort willst.

Daher sind die Chinesen von Natur schüchtern unter Fremden. Sie fürchten immer ein Kompliment zu vergessen, und für Tölpel zu

gelten. Sie unterstehen sich kaum gegen einen Fremden zu reden, und lassen ihn stundenlang allein stehen, und seine Betrachtungen über ihre feine Lebensart machen. Sie gaffen sich einander an, oder flüstern sich etwas Nichtssagendes in's Ohr, und lachen dann, als wenn sie über etwas zu lachen hätten.

Ich war bei einem geheimen Ober-Thor- und Brückenrathe zu Gast, und zwar zum Mittagessen eingeladen. Da mußte ich zwölf Minuten vor der Hausthür komplimentiren, über die Frage: wer zuerst hineingehen sollte; eben so lange vor drei andern Thüren, machen achtundvierzig Minuten. Dann ging das Bücken und Kratzen gegen alle Gäste an, dauerte zweiundzwanzig Minuten; endlich zehn Minuten wegen des Stuhls zum Sitzen; genug, anderthalb Stunden Wegs hatte ich von der Hausthür bis zum Stuhl zu machen.

Eben so ging's bei Tisch, und beim Abschiednehmen. Auf der Straße mußte ich mich dreimal umkehren, und zurückkomplimentiren, rückwärtsgehend. Da ich hinterwärts keine Augen hatte, fiel ich beim dritten Kompliment dermaßen, daß ich die Beine gen Himmel streckte. Zwei andere höfliche Gäste waren die Treppe herabgestürzt aus lauter Höflichkeit, und hatten sich Arme und Beine geschunden. Selten geht's ohne Beinbruch ab.

Ein Herr, der mich heimbegleitete, wollte nie zu meiner Rechten gehen. Ich aus Höflichkeit wollte auch auf der linken Seite gehen. So liefen wir mit Bücklingen einer um den andern herum, bis wir beide queer über die Straße uns an die Häuser drückten, als wenn wir den Schwindel hätten.

Das ist feiner Ton und Lebensart!

Das heimliche Klaglied der Männer.

Ich muß das Heimliche einmal öffentlich machen, und zwar durch dich, lieber Schweizerbote, denn du bist der rechte Mann dazu; und will das Klaglied einmal laut anstimmen, was viele andere nur verstohlen durch die Zähne brummen.

Ich heiße Fips, habe ein braves Weib, zwei Söhne, drei Töchter, und jährlich im Durchschnitt ein Einkommen von hundert Dublonen. Vor der Revolution hatte ich etwas mehr.

Als ich mich verheirathet hatte, ging mein väterliches Erbe nur für die ersten Einrichtungen drauf. Ich wollte der jungen Frau Freude machen; kaufte ein neues Haus, möblirte es ganz artig; in Küche und Keller durfte nichts fehlen; hielt

auch mein eigenes Roß und ein Wägelein dazu; im Sommer fuhr ich meine Frau bald hier- bald dahin spazieren.

Endlich kamen Kinder. Der Frau that das Fahren nicht mehr wohl. Ich dachte, wenn Kinder kommen, muß man sparen. Ich schaffte Roß und Wagen ab; und doch ersparte ich nichts. Mein Nachbar Faps brachte es mit seinem Verdienst jährlich kaum auf sechshundert Gulden, und doch that er jährlich immer hundert Gulden erübrigtes Geld aufs Land aus.

„Ich weiß nicht, wie er's macht!“ sagte meine Frau. — „Hast du Muth, es zu machen, wie er?“ fragte ich. — Wir gingen Sonntags darauf zum Nachbar Faps zum Besuch, und nach diesem und jenem Gespräch kamen wir auf Oekonomie zu reden.

„Wir schränken uns ein,“ sagte Frau Faps, „die Zeiten sind schlecht. Alles ist theuer. Aber man richtet sich ein. Wir essen uns satt. Wenn's auch nicht immer den Gaumen kitzelt, ist's doch dem Magen gesund. Morgens schon seit vielen Jahren trinken wir keinen Kaffee mehr, eine kräftige Suppe thuts auch, und wir sind gesund dabei. Der Kaffee wird alle Jahre theurer, unsere Suppe behält den gleichen Preis. — Mittags Gemüse und Fleisch; Abends kalte Küche und Suppe, Dazu hat jeder sein Glas Weins. Wir leben da-

bei alle recht wohl, und sind vergnügt. So bestehen wir bei unserer geringen Einnahme. Die schönsten Leckerbissen schmecken doch nicht so gut, als die Sorge, woher Geld nehmen, bitter schmeckt.

Als wir heimkamen, sagte meine Frau: „Es ist schon gut. Ersparen können wir etwas; aber gar so hündisch leben von trockenen Brosamen, ist auch kein Leben. Man ist nur einmal in der Welt, warum sich Alles versagen? Wir mischen unsern Kaffe mit Nübli, dann ist er so wohlfeil, als die Suppe der Frau Faps, und es ist doch Kaffe; und Mittags können wir eine Nebenspeise ersparen.“

Und es geschah also. Meine Frau machte allerlei kleine Einschränkungen. So lebten wir ein paar Jahre; und doch legten wir nichts Erspartes zurück. Wir hatten Kinder; die Kinder wollten Kleider; die Schneiderin kam nicht aus dem Hause; man mußte eine Kinderwärterin halten, und Gott weiß, was?

Herr Faps, der Nachbar hatte auch fünf Kinder, und am Ende jedes Jahres that er dennoch seine hundert ersparte Gulden aufs Land aus.

„Ich weiß nicht, wie er's macht!“ sagte meine Frau.

„Hast du Muth, es zu machen, wie er?“ fragte ich.

Wir machten ihm wieder einen Besuch. — Das Gespräch kam bald auf die Wirthschaft.

„Lieber Gott,„ sagte Frau Faps, „es geht bei den vielen Kinder besser, als ich dachte. Man hat viel zu thun, die Zeit ist kurz, aber man richtet sich ein. Es geht Alles bei uns pünktlich nach der Uhr. Um fünf Uhr auf, um sieben Uhr zur Suppe, um zwölf Uhr zu Tische, um sieben Uhr zum Nachtessen, um neun Uhr zu Bette. So im Winter, so im Sommer. Es ist unglaublich, Frau Nachbarin, wie viel man in einem Tage thun kann, wenn Alles zu seiner besondern Stunde gethan wird. Dabei haben wir strenge Hausordnung. Bei uns hat Alles seinen Platz und Ort. Da wird nichts verloren und verlegt. Da verliert man keine Viertel- und halbe Stunde mit Suchen verlegter Schlüssel oder anderer Dinge. Ich wollte im Dunkeln jede Kleinigkeit finden. — So habe ich immer Zeit übrig. Aus langer Weile mache ich den Kindern Kleider; ich brauche keine Kindermagd, keine Schneiderin.“

Wir gingen heim. „Denk' ans Schlüsselsuchen!“ sagte ich zu meiner Frau. Sie verstand mich. Eine Zeitlang ging bei uns Alles pünktlich nach der Uhr; Alles hatte seinen Ort und seine Zeit. Aber nach und nach mußten doch schon wieder die Schlüssel gesucht werden. Die Kinder

wuchsen; man ward nicht fertig; man hatte nicht Raumes genug. Eine Kindermagd ward unentbehrlich, und doch hatte meine Frau vollauf zu thun. So vergingen einige Jahre. Ich legte nichts Erspartes zurück, und doch arbeitete sich meine Frau ausser Odem.

Herr Faps ging seinen alten Gang, und legte jedes Jahr ersparte hundert Gulden zurück.

„Ich weiß nicht, wie er's macht!“ sagte meine Frau: „Seine Kinder sind alle wohl gekleidet; er hat noch immer geringe Einnahme, und legt doch zurück.“

Wir besuchten den Nachbar wieder, und wunderten uns, wie er bei so viel Kindern und schlechter Einnahme gut bestehen könne?

„Warum nicht?“ sagte er: „was man auf einer Seite verliert, gewinnt man auf der andern. So lange meine Frau noch keine, oder nur wenig Kinder hatte, ging ich zuweilen noch in den Leist, und trank mein Halbes; meine Frau gab dann und wann Besuche, und lud Visiten ein zum Thee. Jetzt bleiben wir daheim. Denn Aeltern haben keine schönere Gesellschaft, als gute Kinder. Und ist's gutes Wetter, gehen wir alle mit einander spazieren, und thun uns wohl, und solch ein Spaziergang kostet nicht halb so viel, als sonst eine Theegesellschaft. Die Visiten nahmen also ab. Meine Frau brauchte weniger neue Klei-

der, Bänder und Trararum. Die Visitenstube war uns unnütz; wir mietheten sie aus, und der Miethzins verschaffte unsern Kindern jährlich neue Kleider. Wir haben auch weniger Möbles zu erhalten, weniger zu putzen und zu fegen, und das erspart mehr, als man glaubt."

Wir gingen heim. Das Ding läßt sich versuchen. Auch bei uns nahmen allmälig die Visiten ab; wir gaben weniger Besuche. Wir gewannen damit viel kostbare Zeit, viel kostbares Geld, und wurden unserer Kinder froh. Aber die Kinder wuchsen; die Buben wollten Bücher und Schulgeld; die Mädchen Klavier- und Tanzstunden — das Geld ging wieder drauf. Es währte ein paar Jahre, und ich hatte nichts erspart.

Mein Nachbar Faps aber that, wie gewohnt, alljährlich seine ersparten hundert Gulden auf die Seite. Und doch gingen seine Buben zur Schule; seine Töchter, wie man versicherte, tanzten recht artig, spielten auch das Klavier.

„Ich weiß nicht, wie er's macht! Kann er denn hexen?" sagte meine Frau.

„Wir wollen sehen!" sprach ich, und gingen zu ihm.

„Nein," sagte Faps, „wir machens ohne Hexerei. Aber wir richten uns ein. Unsere Mädchen helfen mir in der Wirthschaft; jede hat vier Wochen lang Küche und Keller zu besorgen; unterdessen

näht und stickt die andere. Die Arbeiten sind gehörig vertheilt, und so arbeitet eins dem andern in die Hände, ohne Verwirrung. Da nun ihrer viele arbeiten, hat jedes von uns wenig zu thun. Unser ältester Sohn hat Lektion beim Tanzmeister und Klaviermeister. Er würde ja vergessen, was er lernt, wenn er's nicht auch zu Hause fleißig wiederholte. Aber an und für sich selbst thuts der flatterhafte Bursche nicht. Daher nehmen wir ihn bei seiner Ambition. Wir machen ihn zum Hauslehrer. Er gibt seinen Schwestern Tanz- und Klavierstunden, und seinem Bruder Unterricht im Latein und Rechnen und dergleichen. Was er einen Tag als Schüler lernt, lehrt er den andern Tag im Hause als Lehrer. Um ein guter Lehrer daheim zu sein, muß er aufmerksamer in der Schule sein, als die andern. So rückt es vorwärts. Und wir Alten haben dann unsere Lust dabei, und helfen nach. Das haben wir gleich anfangs eingeführt, und jeder freuete sich anfänglich, und that's mit Vergnügen, weils neu war. Jetzt ist's alt, aber Gewohnheit, und Gewohnheit ist die halbe Natur."

Wir gingen heim. Aber das Stückchen konnten wir nicht nachspielen; es war zu schwer, weil wir's nicht gleich anfangs so eingerichtet hatten. Man war es anders gewohnt. Und Gewohnheit ist die halbe Natur.

Freilich lernten meine Söhne fleißig; aber Fapsens Söhne auch. Ich schickte meinen Sohn auf die Universität. Herr Faps schickte seinen ältesten, der gewiß so viel gelernt hatte, als der meinige, zu einem Handwerker in die Lehre.

„Ei, ei, Herr Faps, warum thut Ihr dies?“ fragte ich ihn.

„Warum nicht?“ antwortete er: „Ich habe immer gern Ficke und Mühle in meinem Leben gehabt. Mein Bube soll erst ein Handwerk lernen, dann kann er sich jederzeit redlich mit der Handarbeit nähren, wenn die Kopfarbeit nichts einbringen will, oder ihn eine Revolution, oder ein anderes Unglück von der Stelle wirft. Sobald er ausgelernt hat, schicke ich ihn als Handwerksbursche auf die Universität. Hat er ausstudiert, so soll er die Welt kennen lernen, und auf Reisen gehen nach Frankreich und England. Reisen kostet Geld; er kann sichs durch sein Handwerk verdienen, und mit dem Ersparten wieder, als Gelehrter, das Sehenswürdige besehen. Dann kömmt er, etliche zwanzig Jahre alt, heim, liegt mir nicht zur Last, und treibt, was ihm am meisten einbringt; ist hartes Leben gewohnt, weiß sich nach der Decke zu strecken, und wird ein braver, geschickter, angesehener Bürger, Gatte und Hausvater.“ —

Der Einfall war nicht übel. Ich sagte ihn

meiner Frau. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Nein, lieber Fips," sprach sie, „unser Sohn soll studieren, werde er dann Doktor, oder Advokat, er wird sich redlich nähren, und eine Frau bekommen mit Vermögen. Wer will seine Tochter einem Handwerker geben?" — Ich sagte den Einfall meinem Sohn. Er antwortete: Papa, Sie spassen. Eins gelernt, und das recht! Zweierlei lernen heißt Fuscher in beiderlei werden.

Ich ließ es gehen. Der Sohn auf der Universität kostete Geld. Vierzig Dublonen reichten jährlich dafür nicht aus. Meine Töchter kosteten mir noch mehr. Sie hatten das mannbare Alter erreicht; sie mußten jetzt besser gekleidet gehen; sie hatten ihre Sozietäten, sie wurden auf Bälle und Konzerte geführt. Man fand sie sehr artig. Wir sparten, wo zu sparen war; aber die Mädchen mußten bald neue Hüte, bald neue Bänder, bald neue Schuhe haben. In den gleichen Kleidern konnten sie doch nicht immer erscheinen. Wahr ist's, das meiste schneiderten und näheten sie sich selbst; aber Faden und Nadel, Band und Spitzen, Indienne und Mousselin konnten sie doch nicht selbst machen. Ich sparte und sparte, und gebrauchte alle Jahre richtig sechshundert Gulden mehr, als ich einnahm.

Herr Faps ging Jahr aus, Jahr ein seinen

alten Gang, und legte richtig jährlich hundert Gulden auf die Seite. Und doch waren seine Töchter recht artig und geschmackvoll gekleidet, und an Anbetern fehlte es ihnen so wenig, als meinen Töchtern.

„Pah!“ sagte Herr Faps zu mir: „Mädchen, sind sie nur nicht so häßlich, wie die Sünde, haben immer ihre Anbeter. Dafür darf man gar nicht sorgen. Es ist natürlich. Meine Töchter haben eben nicht gar feine Bildung; gehen nicht stark in die Komedie und lesen keine Romane; machen sich am Klavier ihre Konzerte daheim und besuchen ihre Gespielinnen, und werden besucht — aber reguläre Sozietäten, daraus wird nichts. Eine Tochter, die noch nicht weiß, ob sie es immer so haben kann, soll sich nicht an solches Leben gewöhnen. Häuslichkeit und Sittsamkeit ist die schönste Empfehlung des Mädchens, Kenntniß und Fleiß die schönste Empfehlung des Buben. Das ist der große Fehler heutiges Tages, daß man die Töchter mehr für die kurze Zeit des Brautstandes, als für die lange Zeit des ehelichen Lebens erzieht. — Wir haben scharmante Bräute daher, aber meistens sehr unbedeutende Ehegattinnen. Die Jungfer vor und nach der Hochzeit, das ist ein Unterschied wie zwischen Sommer und Winter, altem und neuem Testament.“

Der Mann hat Recht! dachte ich, und sagte es meiner Frau. „Er hat Recht," sagte sie, „aber wir haben auch Recht. Er hat Geld genug zusammen geknausert; seine Töchter bekommen schon Männer. Wir haben aber nicht so viel Vermögen; unsere Töchter müssen daher, nicht durch ihr Geld, sondern durch ihre persönlichen Vorzüge gefallen. Seinen Töchtern spürt man schon von selbst nach. Wir müssen unsere viel öffentlich zeigen in Sozietäten, Soirées, Konzerten, Redouten, Bällen und dergleichen, sonst bleiben die armen Mädchen sitzen, und die Waare, die man nicht zur Schau stellt, bleibt den Kauflustigen unbekannt."

So mußt' ich's lassen — das Uebel war einmal da. — In einem und demselben Jahre wurden Japsens drei Töchter an brave und geschätzte Männer verheirathet. Meine Jungfern saßen noch immer zu Hause oder in ihren Sozietäten. Liebhaber hatten sie genug, aber eben darum keine Bräutigams. Ein Mädchen, das von den jungen Herren zu viel genannt, zu viel fetirt wird, ist schon ein halb entweihtes Heiligthum; und der rechtschaffene Mann, der eine zärtliche Gattin sucht, sucht sie viel lieber in der stillen Heimath, als auf dem Tanzboden. Mancher wackere junge Mann, der eben nicht beim Mädchen aufs Geld sieht, will doch darum kein Mädchen, das von eiteln Müttern an allerlei Zerstreuungen und kost-

spielige Vergnügungen gewöhnt ist, die er nicht fortsetzen kann oder mag. Nimmt er endlich auch eine Tochter ohne Vermögen, so will er, daß sie ihm wenigstens das Seinige erhalte. Und er hat Recht!

Wie gesagt, meine Töchter kosten mir noch jetzt viel Geld; mein Sohn kostet Geld; während die in glänzenden Gesellschaften prunken, esse ich mit der Mutter daheim Erdäpfel. Und doch reicht mein Einkommen nicht aus. Ich habe alle Jahr vierzig Luisd'ors zugebüßt, und mein Haus habe ich deswegen schon vor drei Jahren verkauft, und wohne zur Miethe.

Mein Nachbar Faps, sobald seine Töchter verheirathet waren, nahm auch eine andere Lebensweise an. Er kaufte sich ein kleines Landhaus, und hält sich ein Wägelein und ein Roß, legt auch jährlich nicht mehr hundert Gulden zurück.

„Wozu das?" sagte er zu mir: „Ich habe mir durch zwanzigjährige Sparsamkeit beinahe dreißigtausend Gulden zurückgelegt, habe daher jetzt jährlich fünfzehnhundert Gulden zu verzehren. Meine Frau und ich sind einfaches Leben zwar gewöhnt; aber wir werden doch endlich alt. Ich bin sechsundfünfzig, meine Frau ist dreiundvierzig. So lange wir jung waren, schmeckte uns Alles wohl. Nun aber die Zähne anfangen stumpf zu werden, müssen wir durch Kunst vergüten, was die Natur

versagt. Wir essen besser, und fahren fleißig spazieren, besuchen unsere Kinder und wiegen unsere Großkinder auf unserm Schoos. — Das ist ein Leben, ja Herr, ein Paradies! Der himmlische Vater wolle es uns lange so gönnen."

Also sprach er, und in seinen Augen glänzte eine Thräne. In den meinigen glänzte auch eine Thräne. Ach, lieber Schweizerbote, es war aber keine Freudenthräne! — Du verstehst mich wohl! — Ich sage kein Wort mehr. Mein Alter ist nicht glücklich. Darum mache ich Dir meine Geschichte bekannt. Sie kann nützlich werden. Meinen Namen Fips habe ich erdichtet; aber nicht mein Schicksal. Es ist das Schicksal vieler Männer. Sie singen mein Klagelied; aber jeder in seiner Manier.

Dein fleißiger Leser Fips.

Annehmlicher Vorschlag.

Hoch hinauf gegen das kalte Eismeer beim Nordpol, weit hinter Schweden und England hinweg, liegt das rauhe Grönland, in dessen Nachbarschaft die Wallfische und Häringe verbürgert sind und gefangen werden.

Die Grönländer sind zwar arme Leute, leben und kleiden sich schlecht; ihr Schulwesen ist sehr in Verfall; aber darum haben sie doch manche kluge Einrichtung, die werth wäre, von uns andern nachgeahmt zu werden.

Tanzend und singend (so erzählen die Seefahrer in ihren Berichten von Grönland) machen die Grönländer ihre Streitigkeiten ab. Wenn einer von dem andern beleidigt zu sein glaubt, läßt er keinen Verdruß oder Zorn darüber verspüren, denn der Zorn macht den Menschen zum Vieh, sagt der Grönländer, sondern er verfertigt in der Stille ein Spottlied, das er in Gegenwart seiner Hausleute und vorzüglich des Frauenvolks so lange singend und tanzend wiederholt, bis es alle auswendig können. Dann macht er in der ganzen Gegend bekannt, er wolle auf seinen Gegner eins singen.

Sogleich findet sich dieser an dem bestimmten Ort ein, stellt sich in den Kreis der Zuhörer, und der Beleidigte singt ihm tanzend nach der Trommel so spöttische Wahrheiten vor, daß die Zuhörer weidlich zu lachen haben. Jeden Satz, den er singt, singen seine Leute mit.

Hat er zu Ende gesungen, so tritt der Beklagte hervor, und beantwortet tanzend und singend alle Beschuldigungen auf eine eben so lächerliche Art. Der Beleidigte singt wieder; der an-

dere versetzt ihm wieder eins durch Gegengesang, und wer dann das letzte Wort behält und die meisten Lacher auf seiner Seite hat, der hat den Prozeß gewonnen, und man hält ihn in der Gemeinde für etwas Rechtes. Sie können einander die Wahrheit ganz derb und spöttisch sagen, doch darf keine Grobheit mitunter laufen. Die Menge der Zuschauer entscheidet, wer gewonnen hat, und die Parteien sind hernach die besten Freunde.

Sie bedienen sich dieser Gelegenheit, einander durch Vorhaltung der Schande zu bessern Sitten zu bewegen, die Schuldner zum Bezahlen zu mahnen, Lügen und üble Nachreden abzuwenden, allerlei Bevortheilungen zu rächen, indem die Grönländer (die man sonst immer für halbe Wilde gehalten hat) durch nichts so sehr in Ordnung zu erhalten sind, als durch eine allgemeine Beschämung.

Da wir andern, zumal wir Schweizer, doch nichts weniger, als halbe Wilde sind, übrigens aber auch gern zanken und prozessiren: glaub' ich, es sei ein recht annehmlicher Vorschlag, sich künftig überall nach grönländischer Manier zu zanken. Die Friedensrichter und Advokaten freilich hätten unter solchen Umständen weniger Arbeit; desto mehr aber die Musik-, Tanz- und Schulmeister; ein dito die Schuhmacher. Und in diesen ohnehin trübseligen Zeiten gäbe es doch wieder etwas zu lachen. Und das Lachen

macht gesund, Aerger und Zorn hingegen tödten.

Schon dieser Vortheil ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. Aber, wenn man sich entschlösse, künftig auf gut grönländisch zu zanken, man würde noch manche Freude nebenbei erleben, z. B. manches Loch im Kopf und im Geldbeutel weniger.

Die Weiblein besonders zänkeln auch gern; weltbekanntermaßen tanzen sie auch gern. Die würden also gewiß am liebsten grönländisch zanken, weil sie dabei zugleich tanzen könnten. Der geplagte Ehemann hätte nur für Anschaffung der Trommel oder Pfeife zu sorgen. — Die Frau, statt wie sonst zu schelten, zu toben, zu poltern, würde dem Mann sogleich mit einer Menuet oder einem Walzer drohen, und ein beliebiges Lied dazu anstimmen, z. B.

Hoscho! Eist la mi yne!

In den Dorfern würde man alle Wochen wenigstens einmal Bechtelistag haben, und in den Städten, statt sich einander vor Gericht zu zititen, oder Recht vorzuschlagen, sich nur zum Ball oder Konzert einladen — das hieße, wir wollen uns zanken.

Wünschenswerth scheint mir's noch zu sein, daß man die vortreffliche Art des grönländischen Zankes auch im Großen, zum Beispiel bei Armeen, einzuführen suchen sollte.

Wie feierlich wär es, wenn hunderttausend Mann Infanterie und Kavallerie, statt des unhöflichen Schiessens und Schlagens, den gegenüber stehenden hunderttausend Mann ein recht witziges Spottlied vorsängen, daß ihnen und allen Zuhörern die Ohren klängen. — Wie unaussprechlich rührend würde es sein, wenn man künftig sähe, wie die Armeen beim Schall der Trommeln und Feldmusik bataillonsweis Menuetten oder Anglaisen tanzten, und dann ganz freundlich mit einander einen Imbiß nähmen, und heimkehrten nach Hause!

Merkwürdig aber ist und bleibt es, daß Völker, die bei uns für halbe Wilde gehalten sind, in vielen Stücken klüger und menschlicher denken und thun, als wir, die wir uns für gescheute Leute halten, und uns noch obendrein auf Religion viel zu gute thun!

Er hat das Bein gebrochen.

(Eine wahre Geschichte.)

Max (seinen Geschlechtsnamen verschweig' ich) war ein rechtschaffener Mann, fleißig bei der Arbeit, hatte vollauf zu thun, hatte einen guten Kopf,

man konnte ihn in der Gemeinde zu allerlei gebrauchen, er hatte Weib und Kind, er war ein guter Gatte und Vater — aber er verliebte sich in den Wein, und wann er getrunken hatte, taugte er zu allem nichts, und war schlechter, als der schlechteste Bürger in der Gemeinde. — Er schwor, er fluchte; er zankte; er lästerte auf seine Vorgesetzten; er wollte alles besser wissen; er mißhandelte Frau und Kind; er machte sich zum Gespött aller Welt.

Es ist Schade um ihn! — sagte Jeder, und Jeder verachtete den Trunkenbold.

Es ist Schade um ihn! — sagten seine Vorgesetzten, und wollten ihn nicht weiter zu Ehrenämtern gebrauchen; denn nicht das Amt ehrt den Mann, der Mann soll das Amt ehren; der Trunkenbold verunehrt aber jede Stelle.

Das that nun Maxens Freunden leid. Umsonst machten sie ihm Vorstellungen, Ermahnungen, Bitten; umsonst vergoß seine Frau tausend Thränen. Er konnte das Trinken nicht lassen. Der Trunkenbold ist ein Sklave seines eigenen Halses.

Maxens Freunde wandten sich endlich an einen geschickten Doktor, mit der Bitte, Maxen von der Trinksucht zu kuriren. Sie wählten dazu ein sonderbares Mittel.

Als sie Maxen eines Abends betrunken auf der

Straße liegend fanden, hoben sie ihn auf, und trugen ihn wehklagend in sein Haus. „Was ist denn geschehen?“ fragten die Leute auf der Straße. „Er hat das Bein gebrochen!“

Frau und Kinder schrien jämmerlich: er hat das Bein gebrochen! Der Doktor ward geholt, er brachte Schienen und andere beim Beinbruch nöthige Geräthschaften mit, und schnürte das gesunde Bein des Betrunkenen (denn er hatte wirklich keins gebrochen) so scharf zusammen, als ob es wirklich gebrochen wäre. Dann spritzten sie ihm Wasser ins Gesicht, und da er erwachte, schrien alle: Ach! er hat das Bein gebrochen!

Max, der dies endlich hörte, der den schmerzlichen Druck der Schienen fühlte, und mit dem Bein fest gebunden lag, das man in einen hölzernen Kasten gesperrt hielt, wo er sich nicht rühren und von seiner Gesundheit überzeugen konnte, glaubte kurz und gut endlich, er habe in der Betrunkenheit das Bein gebrochen, und verschwor aus Grund des Herzens den Wein, der die Ursache seines Leidens war. Ein Vierteljahr lang mußte er still liegen, und durfte, um das Blut nicht zu erhitzen, keinen Tropfen Wein trinken. Der Doktor gab ihm nur dann und wann stärkende Arzenei.

Endlich kündigte ihm der Doktor die Vollendung der Kur an, und es war lustig zu sehen, wie Max sehr bedächtig, und gleichsam auf Eiern ging, das

gebrochene Bein zu schonen. Er war von da an zeitlebens ein ordentlicher Mann, der niemals mehr trank, als er ertragen konnte. Erst nach vielen Jahren erfuhr er den lustigen, aber nützlichen Streich, den ihm seine Freunde gespielt hatten, und erst jetzt fing er wieder an, auf dem rechten Bein fest aufzutreten.

Denkschrift eines Handwerksmannes an seinen Sohn, der in die Fremde wanderte.

Mein Sohn!

Handwerk, sagt's Sprichwort, hat einen güldenen Boden. Du bist ein reicher Mann, so lange Du keine Schulden im fremden Buche, sondern einen Batzen in eigener Tasche hast.

Es hat mir Gott meine Arbeit gesegnet. Ich fing mit nichts an, und habe jetzt Vermögen und Ansehen. Aber ich verstand mein Handwerk.

Bei vielen Handwerksleuten hier zu Lande fehlt die Lust, der Trieb und das Geschick, ihr Handwerk zu vervollkommnen. So was muß man in der Fremde suchen und lernen.

Um mit Nutzen zu reisen, mußt Du unterwegs nichts sehen, was Du nicht recht genau betrachten kannst. Du mußt von allem erfahren: wozu ist dies da? und wie ist das gemacht?

Wer anders reist, der ist nur im Schlaf durch die Welt gelaufen, und hat draussen grüne Bäume, weiße Häuser und zweibeinigte Menschen gesehen, was er daheim auch findet.

Ich habe Handwerksbursche gekannt, die in großen Städten lange gewesen, und doch nichts Besseres wissen, als das Wahrzeichen: in Basel der Lällenkönig, in Straßburg der Münster u. s. w.

So wie man oft sehr richtig aus den Gesichtszügen eines Menschen auf seine gute oder schlechte Gemüthsart und seine besondere Denkart schliessen kann: so haben auch manche Städte und Länder schon gewisse äussere Züge, woraus sich das Weitere muthmaßen läßt.

Und das sind nun die eigentlichen Wahrzeichen, die jeder reisende Handwerksbursch überall beobachten soll. Denn sie helfen ihm auf die Spur von dem, was er in dem Lande oder in der Stadt zu finden hat, wohin er gekommen.

Findest Du viel Pintenschenken in einem Dorf: so verlaß Dich darauf, Du findest darin wenig Sparsamkeit, viele lustige Gesellen, wenig häusliches Glück.

Wo Du den Bauern nicht schon mit Sonnenaufgang bei der Feldarbeit begegnest, sitzen gewiß viele des Abends im Wirthshause beisammen, lange nach Sonnenuntergang.

Wo die Glocken allzuoft läuten, und Fest- und Feiertage kein Ende nehmen, stecke viel kleine Münze zu Dir, wenn Du spazieren gehst, denn Du wirst sie für die Bettler brauchen.

Kommst Du in eine Stadt, wo die Misthaufen auf den Straßen liegen: so zähle nicht auf Arbeit bei einem Meister, denn die Bürger dort sind nur Bauern in Perüken. Misthaufen in größern Städten beweisen, daß die Polizei ihre Brille nicht sauber abgewischt hat.

Fahren am Tage prächtige Karossen durch die Stadt, Abends aber fehlt die Beleuchtung der Straßen durch Laternen: so gleicht die Stadt einer gernschönen Dirne, die unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemd trägt.

Wo Bettler und Landstreicher an den Landstraßen zu Mittag kochen, hüte Dich vor der Justiz, denn nach gehaltener Mittagsruhe wird sie unbarmherzig; fällst Du in ihre Hand, kommst Du nie wieder mit vollem Geldbeutel davon.

Wo man keine Gesetze hat, bist Du vogelfrei; da verlaß Dich im Nothfall auf Deine Faust. Wo man zu viel Gesetze hat, und Du bei jedem Schritt auf eine Verordnung stößst, bist Du ein Sklav;

Harschierer und Advokaten passen Dir aus allen Fenstern auf. Da verlaß Dich auf nichts.

Eine Stadt, wo Gras auf den Gassen wächst, ein Land, wo die Landstraßen elend sind, da fehlt Handel und Wandel, und Du findest für die Arbeit keinen Meister. Gehe still vorüber.

Siehst Du in einer Stadt viele bleiche, schwind- und lungensüchtige Mädchen: so weißt Du auch, daß es dort nicht an Tanzsälen fehlet.

Wo die Alten daheim arbeiten und die jungen Herren in den Wochentagen viele Lustpartien machen, kannst Du Bankerote prophezeien.

Schliesse nicht von den großen Kirchthürmen einer Stadt auf die große Frömmigkeit, oder aus der schönen Kirche eines Dorfes auf die Religion des Landvolks; oder aus einem feinen Kleide und den seidenen Strümpfen eines Mannes auf großen Reichthum desselben; oder aus dem schön gemalten Wein- oder Bierglase auf dem Hausschilde eines Wirthes auf gutes Bier, auf guten Wein. Oft sind das alles nur Aushängeschilde, schlechte Waare an Mann zu bringen, und die Leichtgläubigen zu täuschen. Wahre Frömmigkeit ist demuthsvoll und still; wo der Kirchthum am höchsten, ist die Religion oft am kleinsten; der Reiche ist oft der Bescheidenste; der beste Wein findet seine Käufer, ohne prächtigen Kranz.

Willst Du ein stilles, glückliches Land bewoh-

nen, so suche dasjenige auf, von dem die Zeitungen am wenigsten melden.

Wo die Bauern grob sind, die Hand nicht zum Hut, und den Deckel nicht vom Kopf bringen können, da hat der Ochs an der Krippe seine Schuldigkeit besser gethan, als der Meister in der Schule. — Wo aber die Bauern unterthänig die Hände küssen, sich vor einem Vornehmen demüthig bücken in den Staub, da halte Dich nicht lange auf; da hauset in der Gegend ein böser Geist, irgend ein tirannischer Dorfkaiser. Fällst Du diesem nicht in die Klauen, so werden Dich die Sklaven prellen.

Hast nicht nöthig, um die Ringmauern einer Stadt zu gehen, um zu erfahren, ob sie groß oder klein sei; auch nicht nöthig, deswegen auf einen Thurm zu steigen. Sieh nur zum Fenster hinaus auf die Gassen, ob sich die Leute ämsig grüßen. Je mehr vom Grüßen abgegriffene Hüte, je kleiner die Stadt.

Wo Du keine Nummern an den Häusern siehst, da hat die Polizei noch nie hinein gesehen, oder da waren noch keine Franzosen.

Kömmst Du in ein Land, oder Ländchen, wo die Landstraßen mit Obstbäumen bepflanzt sind; keine Brachfelder sichtbar sind; wo man nichts von leeren Allmenden und Weidgerechtigkeiten weiß;

wo der Fremde freundlich begrüßt wird; wo die Bettler nicht an allen Kreuzwegen liegen; wo nicht jedes Städtlein einen eigenen Galgen hat; wo Schulen und Spitäler die schönsten Gebäude haben – da, mein Sohn, ruhe aus, Du bist in einem Lande, wo rechtliche Leute wohnen, die den Kopf am gehörigen Ort haben.

Verlaß Dich darauf, wo gebrechliche Hütten um einen prächtigen Pallast liegen, ist die Armuth zu Hause, und der Hunger Regent, während einer selig ist und hundert weinen. Schlag' ein Kreuz und geh' vorüber.

Wo man viel Gast- und Trinkmähler in einer Stadt hält, und Essen und Trinken das Ende von jedem Liede ist, und kein Winterabend ohne Kartenspiel überlebt werden kann: da sind die Köpfe Knechte, und der Magen und die Gurgel sind Hausherren; da ist eine Köchin mehr werth, als ein vernünftiger Mann, und ein Spiel Karten wichtiger, als die schönste Bibliothek.

Alles hängt in den Ländern, worin man lebt, von den Obrigkeiten ab. Sind sie im Kleinlichen groß: Du kannst darauf schwören, sie sind in großen Dingen klein.

Ich habe Dir jetzt genug gesagt. Nicht daß ich Dir Alles gesagt hätte. Aber Du kennst nun ohngefähr Deinen Maaßstab, und worauf Du vor-

züglich zu achten hast — die wahrhaften Wahrzeichen.

Folge meinem Rath. Frage viel, wohin Du kommst; antworte sehr kurz; stelle Dich unwissender, als Du bist, und man wird Dich überall gern unterrichten.

Lobe alles Lobenswerthe, aber tadle nicht alles Tadelnswerthe, und Du wirst alle Herzen erobern, wenn's Dir darum zu thun ist; denn die Leute überall sind schwach, und mit Eitelkeit kann man sie leiten, wie das Roß am Zaum.

Sei auf der ganzen Reise fleißig, sparsam, fromm — wißbegierig, bescheiden, verschwiegen — muthig, still und beharrlich. So wirst Du einst heimkommen zu deinen Aeltern als ein ganzer Mann, und besser, klüger, reicher werden.

Abraham Nothnagel's Heirathsgedanken.

Lieber Schweizerbote!

Du weißt für mancherlei Dinge Rath und That, das muß ich gestehen. Ich hab' auch eine Sache auf dem Herzen, die mich sehr drückt, und ich

hoffe, lieber Schweizerbote, du wirst mir deinen Beistand nicht versagen.

Die Sache selbst hängt folgendermaßen zusammen. Ich bin jetzt fünfundvierzig Jahre alt, verstehe meine Profession, habe gute Kundsame, und mancherlei andere Eigenschaften, die nicht zu verachten sind. Ja, weiß mich wohl zu kleiden, bin jederzeit wie geschniegelt und gebiegelt; habe schöne Bücher gelesen von meinem Nachbar, dem Buchbinder; und schon seit mehr denn zwanzig Jahren behaupten alle Töchter unsers Orts, ich tanze allerliebst.

Nun verlautet es sich oftmals, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei, und so weiter. Meine Mutter hat mir auch gesagt, ich wäre groß und verständig genug, und so weiter; und ich glaub' es selbst. Ich bin erst fünfundvierzig Jahre alt, und noch Junggesell und so weiter.

Mit einem Worte, ich bin drauf und dran, mich zu verändern; ich will, soll und muß heirathen; ich will kein alter Junggesell werden, und mag kein Hagestolz bleiben, es gehe, wie es wolle.

Schon seit zwei Jahren treib' ich mich mit Heirathsgedanken herum, — ich habe schon ordentlich Sturm gelaufen, und ich kann nie zur Heirath kommen. Hurr und schnurr nimmt der eine hier, der andere da eine Tochter fort; und die Musik geht an, und die Hochzeit ist fertig. — Aber

ich Unglücksvogel bleibe immer auf der alten Stelle; ich habe oft schon vor Wuth meine bittere Thränen geweint! Allein was hilfts!

Jedermann behauptet, nichts in der Welt sei leichter, als eine Frau zu bekommen. Ich aber gestehe, es ist mit dem Heirathen eine wahrhaft halsbrechende Arbeit; und wenn ich nicht schon über meine Versuche, ein Weib zu bekommen, alle Rippen zerbrochen habe, ist meinerseits dem Himmel nicht genug dafür zu danken. Meine Verzweiflung ist aufs höchste gestiegen — wenn mich meine Mutter nicht plagte, hätt' ich schon alle Heirathsgedanken aufgegeben. Ich denke nie ohne Schaudern daran, wie ich endlich noch Hochzeiter werden wolle? — Ich wollte lieber Dachdecker werden, oder auf den höchsten Eisberg der Schweiz klettern, wohin kein Gemsthier gelangt, oder auf dem Knopf unsers Kirchthurms ein Menuet tanzen, als mich um ein Mädchen bewerben. Es muß aber doch einmal sein!

Jetzt, lieber Schweizerbote, weißt du, wo mich der Schuh drückt. Du weißt auch, worin du mir zu rathen und zu helfen hast. Damit du aber mit mir ganz im Reinen seiest, will ich dir die ganze Geschichte meiner entsetzlichen Heirathsschicksale, Wort für Wort, erzählen. Die Haare werden dir dabei zu Berge stehen, und alle Welt,

die es hört, wird dabei rufen: „O der arme Abraham Nothnagel!“

Vor zwanzig Jahren war ich meines Wissens fünfundzwanzig Jahr alt, war Meister, hatte drei Gesellen, Arbeit und Verdienst vollauf, und alle Bürgerstöchter nickten mir freundlich mit dem Kopf, wenn ich kam, und sahen mir lächelnd in die Augen, als wenn sie mich über etwas fragen wollten.

Wie hat sich doch die böse Welt seitdem geändert! Die Töchter sind heutiges Tages nicht mehr so höflich, so freundlich, so zärtlich, so gütig, so gefällig, so liebenswürdig, wie vor fünfundzwanzig Jahren. Kein Wunder, wenn uns der Himmel Krieg, theure Zeit, Erdbeben und gelbe Fieber schickt, denn die Leute werden alle Tage verderbter, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

Als ich nun, wie gesagt, fünfundzwanzig Jahr alt war, sagte die Mutter: „Hämmeli, schau' dich um unter den Töchtern des Landes! Aber wähle dir eine Frau, mit der du Ehre einlegst. Du bist wohlhabend, und jung und hübsch, du kannst es ja haben.“

Ich hatte damals schon schöne Bücher und rührende Romane gelesen, und ich wußte, was zu

einer guten Frau gehört. Ich beschloß demnach, keine zu heirathen, als die Vollkommenste. Ich schrieb mir ihre Eigenschaften auf, damit ich nichts vergäße, und brachte endlich zwölf Kardinaltugenden zusammen, die meine künftige Braut haben müsse.

Demnach sollte sie sein 2) bildschön; 2) tugendhaft, wie ein Engel; 3) reicher als ich; 4) fein jung, damit ich sie selbst noch nach meinem Geschmack bilden könne; 5) von frischer Gesundheit; 6) sehr fromm; 7) die beste Haushälterin; 8) nicht zänkisch, sondern von immer guter Laune; 9) nicht widerspenstig, sondern demüthig und ergeben; 10) nicht einfältig, sondern witzig und geistreich; 11) nicht putzsüchtig, sondern sparsam; 12) nicht flatterhaft, sondern, ausser mich, sollte sie alle Männer unerträglich finden; auch sollte sie, ausser mich, noch keinen andern Liebhaber gehabt haben.

So sollte meine künftige Braut beschaffen sein. Alle Welt muß gestehen, daß ich als ein vernünftiger Mann nicht zu viel gefordert habe.

Und ich suchte zwanzig Jahre lang, und konnte keine einzige Tochter nach meinem Geschmack finden; keine einzige hatte die zwölf Kardinaltugenden einer guten Ehehälfte beisammen. Die Schöne war arm, die Reiche war nicht schön, die

Witzige plapperte mir zu viel, die Fromme war zu alt, die Junge hatte zu viel Eigensinn.

Summa Summarum, ich suchte zwanzig Jahre umsonst, und bekam keine Frau, und die rechtschaffenen Leute in der Stadt beklagten mich mit Recht, und sagten: „O, der arme Abraham Nothnagel!“

„Hämmeli! sagte meine Mutter: schau' dich um unter den Töchtern des Landes. Es ist hohe Zeit!“

Daß es hohe Zeit sei, hatte ich schon selbst bemerkt seit zwanzig Jahren. Ich legte meinen Zettel mit den zwölf Kardinaltugenden auf die Seite, und dachte: „Abraham Nothnagel, wähle dir die reichste Tochter der Stadt. Geld ersetzt die andern fehlenden eilf Kardinaltugenden, Geld macht klug, bringt Ehre, gibt Weisheit, macht das Häßliche schön.“

Ich traf demnach die ernsthaftesten Anstalten, auf die Heirath auszugehen. Die Tochter des reichen Kaufmanns Knoller war sehr liebenswürdig, denn sie hatte ein Vermögen von zwölftausend Gulden, ungerechnet, was sie noch vom Vater zu hoffen hatte. Damit war etwas anzufangen.

Ohne anders ward ich gegen die Jungfer Knoller sehr zärtlich. Ich machte mit ihrem Vater Geschäfte, und bekam freien Zutritt in sein

Haus. Alles ging gut von statten. Aber es ward mir entsetzlich schwer, der Jungfer Knoller die eigentliche Ursache meiner Besuche zu gestehen — zehnmal hatt' ichs auf der Zunge, ihr zu sagen, ich mögte sie gern heirathen — aber das Ding ging nicht. Ich ward immer feuerroth im Gesicht, wenn ich von dem Kapitel anfangen wollte — sie war aber sehr leichtfertig, und ich merkte wohl, sie habe jemand anders, als mich, im Sinn, nämlich den jungen Abel, einen Kaufmannssohn.

Ich wandte mich also an Herrn Knoller; mit dem hatte ich schon mehr Muth zu reden. Ich hielt um seine Jungfer Tochter an. Er fragte mich, wie groß mein Vermögen sei? Ich sagte es ihm. Da bekam der gute Mann seinen Husten, daß er kaum ein Wort erwiedern konnte. — Er konnte endlich so viel hervorbringen, daß ich erst mit seiner Tochter reden müsse.

Das war nun ein schweres Stück Arbeit für mich. Doch den nächsten Sonntag zog ich meinen pfirsichblüthenen Rock, mit Perlemutterknöpfen, an, und ein schön gesticktes Gilet; desgleichen weißseidene Strümpfe, und setzte meinen neuen dreieckigen Hut recht unternehmend auf.

So ging ich am Sonntag Abend zur Jungfer Knoller, denn ich wußte, sie sei allein, und der Vater nicht daheim. Ich sprach mir allen möglichen Muth zu. Aber schon vor der Hausthür über-

fiel mich ein gewaltiges Zittern, wegen dessen, wie ich's zu sagen hätte? — Es war schon beinahe dunkel.

Als ich ins Haus trat, siehe, da standen Jungfer Knoller und Herr Abel beisammen. Beide waren sehr verlegen bei meiner Ankunft, wurden aber bald wieder gesprächig. Im Hausgang hing die große Waarenwage, davon die eine Wagschale bis auf den Boden, die andere aber an ganz kurzen Seilen hoch in der Luft hing.

„Wer von uns ist schwerer?“ sagte Jungfer Knoller muthwillig zu mir, und stellte sich in die tiefhängende Schale zwischen die Seile, trat wieder heraus, um die andere aus der Höhe nieder zu lassen, damit ich hinaufkriechen könne.

Es war ein wunderlicher Einfall — aber ich verstehe Scherz. Die Wagschale hing mir noch zu hoch. Herr Abel hob mich empor; ich kroch hinauf, und setzte mich klein und zusammengekrümmt hinein. Herr Abel legte in die andere Wagschale einen halben Zentner, und wieder einen. Das zog mich hinauf bis an die Decke.

„Um des Himmelswillen!“ rief ich: „Ich bin sehr schwindlicht!“ Jungfer Knoller und Herr Abel lachten aus vollem Halse, und gingen davon, kamen nicht wieder zum Vorschein, und liessen mich hoch in der Luft hängen.

Der Spaß war sehr unartig. Herabzusprin-

gen war nicht rathsam; es hätte einen Beinbruch geben können. Schreien wollt' ich nicht, denn was hätten die Leute denken können! — Ich machte mir's freilich in der fatalen Lage so bequem, als möglich; aber krumm mußte ich doch sitzen. — Nie war ein Liebhaber in betrübterer Lage.

Es vergingen einige Stunden. Ich machte in diesen beklemmten Umständen sehr nützliche und ernsthafte Betrachtungen über das Heirathen, und schwor in meinem Herzen, nie wieder das verwünschte Haus zu betreten.

Endlich, da keine Seele erschien, mich aus der Höhe meines Leidens zu retten, übermannte mich die Verzweiflung. Ich kroch hervor, hing mich mit den Händen an die Seile, und wollte auf gutes Glück einen Sprung ins Finstere herunter wagen.

Indem ich da hing, und mit den Beinen zappelte, ging die Hausthür auf. Es kam jemand herein, und trat im Dunkeln so zwischen meine Beine, daß ich auf seine Schultern zu sitzen kam. Ich benutzte die vortreffliche Gelegenheit, mich niederzulassen. Der Mann, auf welchem ich ritt, fiel mit lautem Geschrei zu Boden; ich fiel auch, und verlor meinen Hut. Ich griff im Dunkeln darnach, bekam eine Perüke, und lief mit ihr da-

von in der Angst, denn der Mann schrie entsetzlich: Diebe, Mörder!

An der Perüke, da ich sie beim Licht besah, erkannte ich, daß ich auf Herrn Knoller geritten hatte, welches mir wahrhaftig leid that.

Am folgenden Tage schickte mir seine Jungfer Tochter meinen Hut und einen Zettel, mit den Worten: „Herr Abraham Nothnagel ist gewogen und zu leicht befunden worden.“ — Vier Wochen nachher hatte sie Hochzeit mit Herrn Abel.

Wem hätte nach solchem Kreuz und Herzeleid nicht die Lust zum Heirathen vergehen sollen? — Aber ich machte mich herzhaft zum zweitenmal ans Werk, wo es mir leider noch zehnmal ärger ging, und man mit Recht rief: „O der arme Abraham Nothnagel!“

Ich machte der Jungfer Bäbeli Schnips meine Aufwartung. Sie war freilich nicht reich, aber schön. Ihr einziger Fehler war, daß sie dies wußte, gar zu gern in den Spiegel sah, von der Haushaltung wenig verstand, desto mehr aber von den neuen Moden. Sie war die Tochter eines Hutmachers. Geschwind kaufte ich mir einen neuen dreieckigen Kastor-Hut, und die Gelegenheit war gemacht, öfters bei ihren Aeltern einzukehren.

Freilich merkte ich wohl, daß ich nicht der

Einzige war, der dem schönen Bäbeli den Hof machte; aber dennoch hatt' ich alle Ursache, zu hoffen, sie einst als meine Braut heimzuführen. Im Sommer gab ich ihr und ihren Aeltern kleine Lustfahrten aufs Land, und sobald der Winter anfing, führte ich Bäbeli zum Tanz, wo es nur zu tanzen gab. Sie nannte mich auch immer: „ihr liebes Nothnägeli.“ Ich verspottete meine Nebenbuhler alle, und es hätte nicht fehlen können, wenn nicht der kläglichste Zufall von der Welt mein Heirathsprojekt wieder zu Schanden gemacht hättte.

Acht Tage nach Neujahr hatte eine Freundin Bäbeli's Hochzeit. Ich war mit meinem Vetter, dem Tischmacher, zum Tanz eingeladen. Bäbeli wollte mit Niemandem tanzen, als mit mir.

Da ich des Abends zu meinem Vetter kam, war er noch nicht angekleidet. Ich wartete also. Seine Kinder spielten indessen mit meinem neuen Kastor-Hut; ich bemerkte es nicht. Aber, o Unglück! die ungezogenen Buben schütteten in den Hutkopf ein Häßlein aus, das auf dem warmen Ofen flüssig geworden war, und so bekam ich den Hut in die Hand, ohne zu wissen, daß er von innen mit dem verdammten Harze ganz ausgeschmiert war.

Ich setzte den Hut ohne Argwohn auf. Wir eilten zur Hochzeit. Es war schon spät. Dabei war es ungemein kalt.

Die Geigen liessen sich schon aus der Ferne lustig hören. Ich freute mich, mit Bäbeli zu tanzen. „Diesmal, oder nie erobere ich ihr Herz!“ sagte ich zu mir. Ich war auf's zierlichste gekleidet, frisirt und gepudert.

Man hatte uns schon lange erwartet. Die Braut-Aeltern drängten uns in das Zimmer hinein, wo getanzt wurde; ich hatte nicht einmal Zeit, zu grüßen, und den Hut abzuziehen.

Aber, hilf Himmel! Jeder denke sich mein unaussprechliches Entsetzen, als ich mein Kompliment gegen die anwesende Ehrengesellschaft machen will, und den verwünschten Hut nicht vom Kopfe bringen kann! Ich mache einen Kratzfuß um den andern, sage alles Höfliche und Artige, was ich weiß, arbeite und ziehe an dem Hut, und der sitzt wie angenagelt fest, und ist nicht von der Stelle zu bringen.

Man sieht meine seltsame Noth. Die Gäste umringen mich alle. Ich ziehe, ich zerre; der Filz aber und mein Kopf bleiben so unzertrennlich, als hätten sie sich ewige Liebe und Treue bis in den Tod geschworen. Ich begriff nicht, wie das Ding zuging.

„Mein Gott, nichts natürlicher als das!“ sagte einer von den Herren. „Sie sind wohl stark gelaufen, Herr Nothnagel?“

— Ja freilich. —

„Und sind in Schweiß gekommen?“

— Ja freilich. —

„Und es ist draussen fürchterlich kalt?“

— Ja freilich. —

„Nun denn, da haben wir's,“ sagte der Herr: „der Hut ist Ihnen unglücklicher Weise fest an den Kopf gefroren. Stellen Sie sich nur an den Ofen.“

Beinahe glaubt' ich das selbst, und war ganz verwirrt. Man stellte mich mit meinem angefrornen Hut an den heißen Ofen. Man hörte auf zu tanzen, man umringte mich; die Leute lachten, wie die Narren, über meinen Hutfrost. Ich lachte aus lauter Höflichkeit von ganzem Herzen mit, und zerbrach mir den Kopf über das unerhörte Wunder, das mit meinem Hut vorgegangen sei. Die Hitze war am Ofen sehr groß; der Hut thaute nicht auf. Ich rüttelte und schüttelte ihn, und ward ganz wüthig. Er aber saß, und ließ nicht los. Ich hätte weinen mögen vor Aerger, wenn ich mich nicht geschämt hätte vor der Ehrengesellschaft.

Endlich brach mir der wahre Angstschweiß aus. Indem ich mir die Stirn wischte, bemerkte ich nicht ohne Erstaunen, daß unter den Schweißtropfen auch Harztropfen waren. Ich hatte wohl oft gehört, daß man vor Angst Blut schwitzen

könne, aber kein Harz. Dies vermehrte mein Entsetzen um's Doppelte.

Man riß mich aber bald aus dem Irrthum, indem man die Entdeckung machte, daß mir der Hut auf dem Kopf festgepicht sei. — Ich machte eine klägliche Miene, als ich mich von der Wahrheit des Unglücks handgreiflich überzeugt hatte, und wollte nach Hause gehen. Aber man bat mich so dringend, doch wegen des kleinen Unfalls nicht die Gesellschaft zu verlassen. Man könne ja mit einer Scheere den Hut sanft vom Kopfe trennen. Auch Bäbeli bat. Ich blieb also, um noch größeres Herzeleid zu erleben.

Man brachte Messer und Scheeren herbei. Man schnitt den Hut vom Nacken über den Kopf hinweg in zwei gleiche Theile, und schnitt darauf die eine Hälfte des Hutes mit den darunter befindlichen Haaren ab, von denen er sonst nicht loszumachen war.

Nun war ich auf der rechten Seite des Kopfes kahl geschoren, und ohne Hut; auf der linken Seite war ich noch frisirt, gepudert und mit bedecktem Haupte. Ich hätte verzweifeln mögen, wärend die ganze Ehrengesellschaft in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach beim Anblick meines Kopfes, woran der linke Hutflügel noch steif und fest saß.

Um mich zu trösten (denn ich wollte mir nicht

die andere Seite des Kopfes auch scheeren lassen), zog man mich zum Tanze. Ich tanzte mit meinem linken Hutflügel so trefflich, wie irgend einer. Aber ich konnte das ewige Gelächter nicht ertragen. Bäbeli, statt Mitleiden zu haben, wie es meine Figur füglich erregen konnte, machte sich am meisten über mich lustig. Das schmerzte mich; ich verließ das Hochzeitshaus, und ging heim.

„Liebes Hämmeli!“ rief meine Mutter voller Erstaunen, indem sie meinen Kopf mit großen Augen angaffte: „was hast du denn mit deinem Hut gemacht?“

„Ach, rief ich ganz verwirrt: ich stieß im Dunkel damit an, und er brach mir zur Hälfte ab.“

„Mein Gott,“ schrie sie, „ist denn dein Hut von Glas?“ — Ich antwortete nicht, sondern lief auf mein Zimmer, entkleidete mich, und legte mich voller Verdruß mit meinem halben Hut ins Bett, weil ich ihn denselben Abend nicht mehr vom Kopfe bringen konnte.

Am folgenden Morgen freilich bracht' ich ihn ab, aber mit dem höchst bittern Verlust meiner schönen Haare. Ich konnte mich nicht mit meinem Kahlkopf öffentlich zeigen. Doch ehe mein Haar wieder gewachsen, war Bäbeli schon verheirathet, und ich — blieb sitzen.

„O der arme Abraham Nothnagel!“ rief die ganze Stadt, und ich rief's auch.

„Versuch's noch einmal, Hämmeli!“ sagte meine Mutter zu mir, als mir die Haare so weit gewachsen waren, daß ich nach der neuesten Mode mit einem Zottelkopf à la Pudel wieder in der christlichen Welt erscheinen konnte: „Versuch's noch einmal, Hämmeli, aller guten Dinge sind drei. Es wird sich noch immer eine artige Tochter für dich finden.“

Mit diesem Troste, so gering er auch war, setzt' ich mich wieder auf Freiers Füßen.

Des alten Postmeisters Tochter, Jungfer Babette, eroberte mein Herz ohne Umstände. Es kam nun darauf an, die kräftigsten Gegenanstalten zu treffen, das ihrige zu erobern. Babette war nicht sehr reich, nicht sehr schön, aber hatte vielen Geist, viele Kenntnisse. Sie wußte nicht viel von den neuesten Kleidermoden, desto mehr aber von den Moden in der Gelehrsamkeit. Ihr Geist schwebte immer über den Sternen; desto weniger aber in der Küche. Sie wußte mit der Feder besser umzugehen, als mit dem Kehrwisch; und machte bessere Verse, als Suppen.

Das hielt mich nicht ab, um ihre Hand zu werben. Ich las alle Tage ein neues Buch; und wenn ich zu ihr kam, erzählte ich alles wieder, das ich gelesen, aber so, als wäre das alles

meine eigene Weisheit. Mit Hilfe der Planeten und Sonnen kam ich endlich so weit, daß sie meine Heiraths-Anträge gütig anhörte. Dem Postmeister sprach ich statt von Planeten und Sonnen nur von meinen harten Thalern, die ihm besser einleuchteten.

Endlich ward der Sonntag nach Mariä Heimsuchung bestimmt, daß ich mit Babetten förmlich versprochen werden sollte, in Gegenwart ihrer Verwandten, und eines kaiserlichen geschwornen Notars, der den Ehekontrakt aufsetzen sollte. Ich war deshalb zu einem prächtigen Abendessen eingeladen.

Ich hatte immer vorgegeben, ich könne Verse machen. Babette hatte vielmals verlangt, ein Gedicht von mir zu lesen. Ich wollte sie also an diesem wichtigen Tage mit einem schönen Gedicht auf ihre Person überraschen, und schickte ihr eine Stunde vorher, ehe ich selbst zu ihr gehen wollte, folgende Verse, an deren Verfertigung ich drei Wochen lang zugebracht hatte, und die gewiß nicht übel gerathen sind. Sie lauten also:

O wunderschönes Kind, bezaubernde Babette,
Du schleppst, wie einen Bär, mich an der Liebeskette;
Du Kobold meiner Brust, der mir das Herz bewegt,
Und noch in mir rumort, wenn sonst sich nichts mehr regt.
Du Feuerzeug, woran sich meine Trieb' entzünden,
Nachtlampe, die noch strahlt, wenn alle Stern' erblinden;

Du Besen, der mein Herz von allem reine fegt,
Was nicht darin für dich, du Zuckerengel, schlägt;
Wie kann ich preisen deine ungeheuern Reize?
Sie sind für meine Sinne wahrhaft eine Beize!
Du bist ein Magazin voll Zärtlichkeit und Heil,
Ein Zeughaus ist dein Mund, und jedes Wort ein Pfeil.
Dein Näschen gilt fürwahr, als Nase aller Nasen;
Denn wer es nur erblickt, muß vor Entzücken rasen.
So weich, wie deine Haut, ist selbst kein Katzenfell,
Bei deiner Augen Glanz sind Sonn' und Mond nicht hell;
Einst zünd' ich mir gewiß an deiner Blicke Feuer
Die Tabakspfeife an — doch schweig' o süße Leier!
Babettens Geist ist mehr, als all der Plunder werth,
Womit sie manchem Mann oft den Verstand verkehrt.
Ja, eine hohe Schul' steht in Babettens Kopfe,
Und ein' Akademie wohnt unter ihrem Schopfe.

Wie gesagt, ich schickte meiner künftigen Braut diese schmeichelhaften Verse zu, eine Stunde vorher, ehe ich selbst zu ihr hinging in die Vorstadt, wo sie wohnte.

Wer kann sich mein Entsetzen schildern, als ich in ihr Haus getreten war, schon auf der Laube vor der Stubenthür stand, diese schon öffnen wollte: als ich Babettens Stimme in der Stube sagen hörte: „Herr Abraham Nothnagel ist von Kopf bis zu Fuß ein Narr, ein Bösewicht, dem's kein Ernst mit mir ist, der mich vor der ganzen Stadt mit einem Spottgedicht lächerlich machen will. Kömmt er, so kratz' ich ihm die

Augen aus, damit er künftig in seinen Beschreibungen auch meine Nägel rühme!“

Ich horchte, und stand, wie vom Donner getroffen. Indem näherte sich Jemand der Thür. In der Bestürzung lief ich die Laube entlang, und trat geschwind in ein enges Gemach, welches gewöhnlich am Ende der Lauben zu sein pflegt. Ich wußte nicht, was ich in der Bestürzung that. Aber ich blieb einen Augenblick hier, um erst wieder zu mir selbst zu kommen. Indem kehrte Jemand in das Kämmerlein neben mir ein, ging fort, riegelte es von aussen zu, und schob wahrscheinlich aus Versehen, oder in Gedanken, auch den Riegel von aussen vor der Thür meines Gemaches zu, und sperrte mich wider sein Wissen und Willen ein.

Eine ganze Stunde hoffte ich vergebens, daß das Ungefähr oder die Nothwendigkeit Jemanden herbeiführen würde, der mir wieder aufriegelte. Ich hoffte noch eine Stunde umsonst auf Erlösung. Mich durch Lärmen und Poltern zu verkünden, und zwar an einem solchen Orte, wo ich war, schien mir sehr unschicklich zu sein. Ich hätte mich todtgeschämt. Ich wäre wieder in der ganzen Stadt zum Gelächter geworden.

Es ward Nacht. Ich hätte verzweifeln mögen. Ich hörte viele Thüren auf- und zugehen, aber meine Thüre ging nicht auf. Es ward Mitter-

nacht, und ich saß noch immer an dem verwünschten Orte. Ich hätte rasend werden mögen vor Aerger über mein Schicksal, das nie müde ward, mich zu verfolgen.

Um nicht bis am Morgen da zu bleiben, brach ich in der Verzweiflung ein schlecht angenageltes Seitenbrett ab. So hatte ich eine Oeffnung gegen den Hof hinaus. Es kostete einen Sprung: tief war es nicht. Ich fiel auf einen Misthaufen, wobei meine schönen Kleider freilich übel zugerichtet wurden. So gelangte ich auf die Straße.

Die Thore waren schon verschlossen. Alles schlief. Mir blieb nichts übrig, als den Morgen zu erwarten, um mit Tagesanbruch in die Stadt zu kommen. Ich stieg unterdessen in eine Kutsche, die vor dem Posthause stand; so konnt' ich doch ein wenig ruhen. Es drohte ohnedem zu regnen.

Wirklich schlief ich bald ein, und schlief in der Kutsche so fest, als wäre ich in meinem Bette. Ich merkte gar nicht, daß die Kutsche nach Mitternacht angespannt und fortgefahren wurde. Der Postknecht wußte eben so wenig, daß er einen Menschen im Wagen habe, der gar nicht im Sinn hatte, zu verreisen.

Als ich des Morgens erwachte, zerrieb ich mir fast die Augen; denn der Wagen stand vor dem Wirthshause einer kleinen Stadt, fünf Stunden von meinem Wohnort entlegen. Anfangs meint'

ich, es wäre ein Traum. Ich begriff nicht, wie ich dahin gekommen sei? — Aber zuletzt mußte ich wohl glauben, was ich sah, und mich bequemen, wieder nach meiner Vaterstadt zurückzureisen.

Das erste, was mir gebracht ward, da ich mit der Dunkelheit in meine Wohnung trat, war ein Zettel, worin mir Jungfer Babette das schöne Gedicht zurückschickte, nebst meinem Abschiede; und das zweite war die Nachricht, Jungfer Babette sei mit einem alten, reichen Herrn versprochen.

„Der arme Abraham Nothnagel!“ sagte die ganze Stadt, als meine neuen Unglücksfälle bekannt wurden. Und was wirst du dazu sagen, lieber Schweizerbote, wenn du sie liesest? Du wirst mir gewiß eine Thräne des Mitleids weihen, und jede empfindsame Seele wird es thun müssen.

Ich berste unterdessen vor Wuth, wenn ich an meinen Unstern denke. Der Himmel weiß es, wie es auch viele Leute anfangen mögen, daß sie zum Heirathen kommen — für mich ist und bleibt es eine gefährliche, halsbrechende Arbeit. Ich bitte dich, gib guten Rath

deinem tiefbetrübten Leser

Abraham Nothnagel.

Sendschreiben der ehr- und tugendbelobten Jungfer Pappelpips.

Her Schwaitser Botte,

Ich muß ainmahl wider Rauß, und ihm den Dechst läsen, denn Er bässert Sich nicht, und blaybt allewyl Der alte.

Was gehen Euch doch die neimotischen Korseds der Frauen Ziemer an? Euch zum Druz und alle menner in der Statt, tragen wir jungfern Korseds. —

Die Herren Sollen sich doch nicht Sofiel ainpülden und glauben, wir tragen vier Sie Korsseds. Bhütis Gott! Neun, dieß ist vier unß! und wenn wir wieh Bretter aussäen, daß ist vier uns! — Wissen Sie daß, main Herr Schwaitser Bott? — Und wenn sie rächt steif sünd, das ist vier uns: und zwahr von Fischbain und Stahl. Euch rächt zu ärgern möchte ich Mihr ein Korsed baim Gloggengießer in der Ganonen-Güsser-Ei bestehlen. Das wäre rächt. Denn die Herrn brauchen nicht Auf unsre Korseds zu säen, sie kennen wo Anders hinluegen.

Abber Poh! wyl ich fon Herrn reden thue: Sag mir doch, hadd der Herr Abraham Nothna-

gel schon Geheurathet? — In was fir einer Stadd thut er wohnen? — Ich habe aine gute Freindin, die danach fragen thut. Ist er Schon alt, und sith er hipsch aus und wohlgewaxen? — Ich habe die Schüchternin Herrn garn.

Unsre Herren hier In der Statt sünd gar gropp und haben kaine Mannir. Wenn Sie in aine Dammen Sotschethät kommen, stehen Sie staif und Stumm, als steggten Sie fom Kobf zum fus im Korrset; und wenn Sie lustig sain wolen, werden sie ausverschämt.

Ja, ich Sage ihm, Herr Schwaitserbott, rächt ausverschämt Ist er. Sitz Er still und laß er unsre Corseds in Ruh. Und wenn sie ihm nicht Gefallen, So behald er das. Ihr kennt Uns doch nicht alle heuraden. Und wenn vier krangg werden fon Schnüren: so thuts Ihm nicht weh und sieht doch artig Aus. Mein Fetter, der Her Gloggengüsser wais besser, was schön ist. Er had gesagt, ich hädde seitdem aine Talge wie aine 4 Pfinder Ganone; und man sizzt dabey rächt Grade, wie aine Danne. Und daß ißt die mode.

Waißt du mihr nicht zu sagen, liber Bott, ob Herr Abraham Nothnagel, der dihr for ainen Jare klagte, er kenne nicht zum Hei-Rathen kommen, weil Er gar zu furchtsam isst, und dessentwägen fiel Ungligg hatte. Er dauerd mich von Herzen. Wenn Er aber noch nicht 50 isst, so soll

er den Mutt nicht ferliren. Denn Her X** in Unsrer Stad, ist Schon 62, und had doch for 3 Wochen noch aine Dochter geheiradet, ein Pures kind von 21 Jahren. Ich Waiß nicht was sich die iunkfer eingebüldet hat; aber Her X** geht gezt immer an mainem Fennster forbai, und will mihr den Hohf machen. ich Seh ihn aber nicht mehr an.

Ich hoffe demnach, Ihr wärdet aich in zuggunfft bössern, Herr Botte, und aich nicht mehr über unsere neuen Motten moggiren, sonst wird es dich gereien. Ich habe groß Mächtige Konnesantzen, und denk Er an mich, ich habe nicht aus ainer hohlen Nuß gefiffen. Ich ghere auch zu ainer Gelehrden famiche, und bin auf einer Läsegesällschaft appunirt, und meines Bruders-Frauen-Stiefschwester-Schwäher eltester Son sitzt im Großen Rad, und kanns aich auch gäben, und ihr sold an Mich gedenken.

Abberpoh! fom Denken! Wenn her Nothnagel nach Mihr fragen Thun solte, so Sag du ihm, lieber Schweitserbotte, ich bin dermahlen noch Junkfer und lädig; und zwahr noch blutiunck, erst seid dem 1 Abrill 1784, zwai und zwantsig iar Alt, und wenn er an mich schraiben will, bin ich sehr Hochgeöhrt. ich schraibe, wie die du waißt, Einen artigen Stiel.

Dero ergäbene Dienerin

Pappelpips.

Nachschrift: Mein Stiel ist nun spüzzig oder wüzzig, wenn ich was Wider dich habe schicke ich dem Berner Nachrichtenschreiber, der isst so gemeinnüzzig, und trukt gegen dich was Man ihm schikt, und es ist einfeltich fon dir, daß du nicht darauf Antworten thust, denn Es ist ein anderer grausam gelehrter Her, der garn kriech mit dir spülen mächte in den Berner nachrichten. ich und alle meine Besen läsen gern So Etwas hechelichtes, das ist vier Uns geschrieben.

Dero Ergäbene Dienerin.

Nachschrift: Noch ains. Ich lasse den Herrn Nothnagel grüzzen, Ihr misset aber nicht Sagen, daß es fon Mihr chömmt.

Dero Ergäbene Dienerin.

Der Neujahrsmorgen.

1. Ein seltenes Glück.

Die Glocken des Thurms begrüßten mit hellem Läuten die Ankunft des neuen Jahrs. Da erwachte Vater Joseph, der seit zwölf Wochen krank gewesen, und das Bett hüten mußte.

„Ei, wie ist mir doch so wohl!“ sagte er zu sich selbst: „Welche Veränderung! Ich fühle keine

Schmerzen mehr; ich fühle mich stark und munter, wie ein Gesunder!" Und er streckte die Hände in der Finsterniß aus zu Gott, und dankte für die Genesung.

Und er erinnerte sich an seine zwei Söhne und an seine Tochter Maria, die seither so fleißig für ihn gearbeitet hatten, und ihn mit dem, was ihre Hände verdienten, ernährt hatten. Sonst kamen sie am Neujahrsmorgen immer zu seinem Bette und wünschten ihm fröhliches Neujahr — jetzt brach der Tag an, und sie waren nicht gekommen.

„Wie?" dachte der Vater: „haben sie mich nicht mehr lieb, wie sonst, da sie nun für mich arbeiten müssen, und ich ihnen nichts geben kann?" — Indem er so dachte, hörte er in der Kammer nebenbei bitterlich weinen.

Er stand auf. Er kleidete sich an, und fühlte sich gesund. Er öffnete die Kammerthür, und suchte seine Kinder.

Ach, da lagen die drei frommen Kinder auf den Knien, und weinten. O Gott, mach' unsern lieben Vater gesund! Er ist ja so fromm und gut! Gib ihm seine Gesundheit, daß er unter uns gesund ins neue Jahr eingehe!

Da konnte sich Vater Joseph nicht halten. Er umarmte seine geliebten Kinder, und sprach: Euern Neujahrswunsch hat Gott im Himmel erhört. Ich bin gesund. Aber steht nicht auf. Ich

will mitten unter euch knieen, nnd Gott danken, daß er mir meine Gesundheit und so fromme, gute Kinder gegeben!

---

2. Ein gewöhnlicher Auftritt.

Um neun Uhr war der Herr Rathsherr Peter Pank aufgestanden, und um halb zehn Uhr die Frau Rathsherrin. Beide setzten sich nun auf das Ruhebett vor den Kaffeetisch, und wünschten einander gähnend ein glückliches Neujahr. Das waren so Leute von Welt, die Alles recht vornehm machen wollten.

Dann liessen sie ihre Tochter rufen, ein Mädchen von zwölf Jahren, das immer nach der neuesten Mode geputzt war, französisch parliren und Musik lernen, aber keine Wassersuppe kochen konnte.

Jungfer Regula kam, machte einen tiefen Knix, wie sie es vom Tanzmeister gelernt hatte, fuhr dann mit beiden Armen links und rechts aus, und betete einen französischen Neujahrswunsch her, den sie nicht verstand, und Papa und Mama ebenfalls nicht verstanden. Als sie fertig war, machte sie wieder einen Knix.

Nun fanden Papa und Mama den welschen Wunsch gar schön; und zeigten der Junfer Tochter das Neujahrsgeschenk.

Diese aber rümpfte die Nase, denn sie hatte

mehr erwartet, und das Geschenk gefiel ihr nicht. „Hätt' ich das gewußt," sagte sie, „ich hätte mir nicht so viel Mühe gegeben, und den langen Wunsch auswendig gelernt. Künftig bin ich klüger, und wünsche nicht mehr zum Neujahr."

Papa und Mama lachten über die kleine Zornige, und gaben ihr ein paar neue Dublonen, als Zulage, dafür sie sich selbst Modesachen kaufen könnte.

---

3. Wahrheit gilt nichts.

Kunz hatte sich steif und fest vorgenommen, ein besserer Mensch zu werden mit dem neuen Jahr, und nichts als Wahrheit zu reden; denn vorher war er ein Lügner und Windbeutel, und hatte vielen Verdruß davon gehabt. Er wollte mit dem Wahrheitreden gleich am ersten Tage des Jahrs den Anfang machen, und keinem etwas wünschen, was ihm nicht nützlich wäre.

Er kam zum Nachbar, der ein Kaufmann war. „Herr Nachbar, ich wünsche Euch", sagte er zu ihm, „gute Waare und ein enges Gewissen, daß Ihr Niemanden übervortheilt, und hintergehet: so werdet Ihr vor Gott und Menschen große Ehre haben." — „Was?" schrie der Kaufmann, und warf ihn zur Thür hinaus: „Hältst Du mich für einen Betrüger?"

Kunz ging zu seinem Gevatter, dem Schnei-

der, und wollte ihm seine Noth klagen; vorher aber wünschte er ihm das Neujahr, und sprach: „Gevatter, ich wünsche Euch eine ehrliche Scheere, die niemals zu viel Tuch und Leinewand von Euern Kunden nimmt; ich wünsche Euch ein zufriedenes Herz mit recht verdienter Bezahlung, das nicht an jedem neuen Rock eine Elle Zeug profitiren will, so werden Euere Kunden“ — — Der Schneider ließ ihn nicht ausreden, sondern schrie: „Gevatter, Ihr seid ein grober Tölpel; geht mir aus den Augen!“

Kunz ging, und begegnete unten im Hause einem Herrn von der Regierung, seinem hohen Gönner. Er wünschte ihm mit aller Ehrfurcht ein glückliches Neujahr, und sprach: „Ich wünsche Ihnen vom Himmel Weisheit und Erleuchtung, keine Vorliebe für die Herren Vetter bei Besetzung der Aemter, Unparteilichkeit, wenn Sie etwas entscheiden; wünsche, daß Sie nichts verfügen, was dem Vaterland nachtheilig ist, daß Sie vielmehr, und wäre es Ihr eigener Schaden, thun, was Recht ist; daß Sie gegen Ihre Mitbürger leutselig bleiben und nicht stolz thun; daß Sie die Armen und die Schulen unterstützen, und Tag und Nacht darauf denken mögen, was unserm Kanton zum Besten . . . . .“

„Ich glaube, der Kerl ist ein Narr!“ sagte

der Herr, und ließ den Kunz mit seinem Neujahrswunsche stehen.

Kunz schüttelte den Kopf. Indem kam ein junges Frauenzimmer, das er kannte, aus der Stubenthür. Er grüßte es, und sprach: „Jungfer, ich wünsche Euch in diesem neuen Jahr viel Vergnügen in der Küche, im Keller und in der Haushaltung; viel altes Geld, wozu besonders Sparsamkeit verhilft, und wenig neue Moden; wenig Anbeter und Bewunderer, aber einen ehrlichen, fleißigen, liebevollen Bräutigam, den Ihr glücklicher machen könnet, als unsere meisten Putzjungfern, die auf den Tanzsälen zur Schau gehen, und . . .“

„Ich glaube, Ihr habt schon am Neujahrsmorgen einen Tipps!“ sagte die Jungfer, und hüpfte davon.

Kunz ließ sie gehen. Er kam an des Pfarrers Haus vorbei. Der Pfarrer sah eben zum Fenster hinaus, nickte ihm zu, und sprach: „Kunz, wünschest Du mir nichts zum Neujahr?“

Kunz fing sogleich mit entblößtem Haupt an zu gratuliren. „Ich wünsche Euch nur zwei Dinge,“ sprach er: „unaufhörliche Lust, Gottes Wort und Werk zu studiren, und dem Volke auf die allerbeste Art vorzutragen, daß man nicht müde werden kann, es zu hören; zweitens, daß Ihr das Wort, was Ihr predigt, zuerst ausübet, und Ihr das Beispiel des besten Christen gebet — dann wird . . . .“

Der Pfarrer machte das Fenster zu, und Kunz setzte verstummt den Hut wieder auf und ging seines Wegs.

---

4. Lügen nach der Mode.

Heinzi war ein Pfiffikus. Er wußte wohl, wie viel Rappen, Kreuzer oder Batzen der Mensch werth war, mit dem er zu thun hatte, aber er sagte es nicht Jedem gleich, und am wenigsten zum Neujahr.

Er kam am Neujahrsmorgen zu keinem, den er nicht mit seinem Wunsche kitzelte, bis in's Innere der Seele. — Er kam zu einem gestrengen Beamten, der das Schrecken der Armen und Nothleidenden, zwar ein Regent von der Wiege her, aber ein Müßiggänger von Hause aus war, der die Bauern um einen Batzen plagen, aber mit den Reichen Dublonen verspielen konnte. — „Der Himmel verleihe Ihnen noch langes Leben, gestrenger Herr!“ sagte Heinzi: „Sie sind der Abgott des Landes. Keiner macht die Geschäfte so kurz und gut ab, wie Sie; keiner ist gegen die armen Leute so leutselig und herablassend, wie Sie; keiner arbeitet so unermüdet für das Wohl des Vaterlandes. Ich wünsche, daß Sie, statt an der Spitze unserer paar Dorfschaften, an der Spitze unsers

ganzen Landes ständen.“ — Der gestrenge Herr lächelte höflich, und sagte: „Mein lieber Heinzi, Ihr seid ein rechtschaffener Mann; ich kenne Euch. Ihr habt mir vorgestern von Eurer frischen Wurst geschickt. Ihr müsset in den großen Rath kommen bei der nächsten Wahl.

Heinzi machte einen Bückling, und ging. Auf der Straße fand er die Jungfer Sibille Meerkatze, eine etwas veraltete Schönheit, aber eine ächte Schönheit: nur ihre Zähne, ihre Haare, ihre rosenrothen Backen, ihr Herz, und der Himmel weiß, was sonst noch, waren falsch. Jedermann in der Stadt fürchtete ihre boshafte Schlangenzunge. — „Ei!“ rief Heinzi, „Ihr blendet mich, Jungfer! Wie seid Ihr auch heut so schön! Nun, ich wünsche, daß Ihr auch im neuen Jahr, wie im alten, die Liebe der ganzen Stadt sein möget, und daß die Hochzeit eher morgen, als übermorgen sei!“ — „Ach!“ sagte Jungfer Sibille Meerkatze mit Zärtlichkeit: „Ihr vexiret nur. Aber warum besuchet Ihr mich so selten? Kommet heut unfehlbar zu mir zum Kaffee. Ich habe Euch etwas Wichtiges zu sagen.“ Und dabei schielte sie ihn zärtlich mit ihren gelbgrünen Augen an.

So machte es Heinzi überall. Einem alten Geizhals wünschte er noch hundert Jahre Leben, und in jedem Jahre eine Erbschaft von hunderttausend Gulden. Daneben lobte er seine Freigebig-

keit. — Einem Verschwender wünschte er königliche Schätze, daneben lobte er seine Sparsamkeit. — Genug, wohin Herr Heinzi kam, überall war er — ein lieber Mann.

Fellenberg.

(Im Jahr 1808.)

Zwei Stunden von Bern liegt ein Gut, genannt Hofwyl. Dies Gut kaufte vor ohngefähr acht oder zehn Jahren Herr Emanuel Fellenberg. Als er es kaufte, fand er schöne weitläuftige Gebäude darauf, über dreihundert Juchart Landes dabei, davon ein Drittel aus Wässerungsmatten, und zwei Drittheil aus Ackerland bestanden. Auch war ansehnliche Waldung dabei. So was läßt sich schon kaufen.

Der Boden dieses Gutes war aber eben nicht von der fruchtbarsten Gattung. Zwei Drittel des Landes bestanden aus einem vier Schuh tiefen gelblichen Letten (Thon), der das Wasser gar nicht durchdringen läßt, und über Grien liegt. Ein Drittel des Landes ist schwarze, lockere, leichte Erde, wie man auf Torfmooren hat. Dann war hin und wieder viel feuchter Grund; denn im Boden lagen hin und wieder kleine Quellen, die sich

versetzten, das gab schlechtes, saures Gras. So was mag das Vieh nicht gern, geschweige der Mensch, dem's sein Geld kostet.

Herr Fellenberg sah sein Gut gar bedenklich an, und dachte: was ist da zu machen? Das ganze Gut warf ihm, weil es groß ist, einen jährlichen Zins ab von 4800 Franken. Das ist eben nicht übel, aber für so vieles Land dennoch wenig. Man muß die Sache anders nehmen.

Wer in der Landwirthschaft seine Rechnung recht machen will, muß immer suchen solches Land zu kaufen, welches noch nicht aufs höchste und beste benutzt ist; dann hat er Hoffnung, durch Nachdenken und Arbeit sein Kapital beträchtlich zu vermehren. Auf solche Art hat Mancher eine Juchart um zehn Gulden gekauft, und nach zehn bis zwölf Jahren sie um achtzig bis hundert Dublonen wieder losschlagen können. Das heißt Thaler mit Batzen kaufen, ohne Schelmerei.

Herr Fellenberg ward nun ein Landmann, und es war ihm Ernst damit. Er hat lieb Weib und Kind; kann's Geld brauchen, wie ein Anderer. Er hatte in den Schulen was Rechtes gelernt, und wer etwas Gutes erlernt und seinen Verstand in allerlei Dingen geübt hat, dem kommt's überall zu gut. Merkt euch das, ihr Herren zu Stadt und Land.

Er dachte also über seine Wirthschaft nach,

und wie man ein schlechtes Gut in ein vortreffliches verwandeln könne? mit einem Worte, über die wichtige und höchst nützliche Kunst, aus Steinen Brod zu machen.

Hätte er's getrieben, wie seine Vorfahren, so wäre alles beim lieben Alten geblieben; Letten wären Letten, saures Land wäre saures Land geblieben. Er aber dachte: unsere Altvordern sind zwar auch gescheute Leute gewesen; aber wahrscheinlich ist ihnen die Weisheit nicht bei einem Platzregen oder großen Schnee auf's Dach gefallen. Sie haben versucht, es besser zu machen, als ihre Vorgänger, darum sind sie gescheutere Leute geworden, als ihre Vorgänger. Versuch' ich's nun auch, besser zu machen, als unsere Vorfahren, so kann ich noch gescheuter werden, als sie.

Er fing also an, und versuchte bald dies, bald das, aber mit großer Vorsicht. Er unternahm nichts auf's Ungewisse hin und auf's Gerathewohl, sondern er mußte seiner Sache gewiß sein. Schlug ihm ein Versuch fehl, nun so hatte er es eingerichtet, daß er nicht viel dabei verlieren konnte. Aber glückte ihm ein Versuch: so hatte er viel gewonnen. Und so muß es sein. Denn viele Landwirthe sind durch übereiltes Spekuliren und Probiren, wobei sie zu

viel wagten, schon oft schnell arm geworden, weil sie zu schnell reich werden wollten.

Da ging er nun auf seinem Gute von einer Stelle zur andern, und ließ auch keinen noch so schlechten Platz unbenutzt. Denn das ist ein schlechter Landwirth, dem man auf seinen Feldern noch einen acht Schuh großen Fleck unbenutzten, oder nicht auf's einträglichste benutzten Bodens nachweisen kann.

Aber was sollte er mit dem schweren, zähen Lettenboden machen? — Statt, wie Andere ihr Land mit dem Pfluge nur, so viel als Noth ist, aufreissen, und sich wohl hüten, mit dem Pfluge gar tief zu fahren, riß er den Boden zwei- und dreimal tiefer als gewöhnlich auf. Dann düngte er den untern, wilden Boden; säete aber den obern an. — Es kamen einige altkluge Bauersleute, und einige superkluge Herrenleute, sahen das ungewohnte Ding an, schüttelten den vielweisen Kopf, und dachten in ihrem Sinn: „mit dem muß es den Krebsgang gehen; denn — er will sogar klüger sein, als wir, und das ist doch nicht möglich!"

Aber es war doch möglich. Denn als sie nach verschiedenen Jahren wieder gen Hofwyl kamen, um zu sehen, ob das Gut bald feil, und der Eigenthümer bald fertig sein würde, sahen sie mit Ver-

wunderung, wie Alles so schön und fruchtbar worden, besser, als bei ihnen. Da dachten die Altklugen und die Superklugen in ihrem Sinn: „es ist kurios!“ und sie hatten wohl diesmal Recht. Denn Herr Fellenberg trat zu ihnen und sprach: Sehet, der gleiche Acker, welcher mir sonst den Sack Korn nur 136 Pfund schwer lieferte, gibt mir jetzt den Sack Korn 144 bis 152 Pfund schwer, und das Stroh ist viel stärker und viel länger. Und als ich dies Land kaufte, ertrug es mir nicht mehr, als 300 Mütt Getreide; jetzt nach achtjähriger Mühe und Arbeit hoffe ich es zu einem jährlichen Ertrag von 3000 Mütt Getreide zu bringen, und bin wirklich schon nahe daran. — Ich habe meine Ackerfelder verdoppelt. Unter meinem ersten Gute liegt gleichsam noch ein zweites. Indem ich mit dem Pfluge tief unten ins wilde, schlechte Erdreich drang, und dieses untere Erdreich düngte, habe ich vier große Vortheile gewonnen:

1) Dadurch ist mir all der schwere Boden mürber und lockerer geworden, so, daß die Wurzeln der Gewächse tiefer eindringen können, als sonst; sie ziehen also bessere Nahrung. Bessere Nahrung aber gibt frei bessere Frucht, aus der Ursache, weil zweimal zwei vier sind.

2) Sonst, bei nasser Witterung, blieb mir das Wasser auf dem schweren, kalten Boden; es

konnte nicht eindringen; und ward's trockenes Wetter, so wurde das Erdreich wie ein Fels, und klaffte spaltend auf. Jetzt ist der Boden bis in großer Tiefe locker; das Wasser hat Abzug, und befruchtet tief das Innere des Erdreichs.

3) Natürlich bleibt's dabei nicht, sondern wenn dürre Witterung einfällt, und Alles schmachtet, ist in der Tiefe des Bodens noch immer ein Vorrath nährender Feuchtigkeit, der den Mangel des Regens ersetzen muß. Seht, ein kluger Landwirth soll selbst die Gaben des Himmels sparsam zu Rath halten, und wer das nicht kann, der ist ein Verschwender, oder versteht sein Fach nicht.

4) Hat nun die bisherige Oberfläche ihre Dienste geleistet, und soll sie ausruhen, so bringe ich die untere, gedüngte, ausgeruhete Bodenlage oben herauf, und das bisher bearbeitete Erdreich thu' ich darunter, und dünge es, wie ich sonst den wilden Boden düngte.

So hab' ich also gleichsam zwei über einander liegende Güter, mit denen ich zu gewissen Zeiten umwechsle. Damit aber das Land, das ich ansäe, nicht zu bald erschöpft werde, wechsle ich auch mit wohlberechneter Art die Gattungen darauf zu bauender Früchte und Getreide. —

Da gingen die Altklugen und Superklugen in sich, und ärgerten sich heimlich, daß der Mann

am Ende doch etwas klüger gewesen, als sie und ihre gescheuten Vorfahren.

Dies aber war bei weitem nicht alles, was Herr Fellenberg zur Verbesserung seiner Landwirthschaft that. Durch einen langen, unterirdischen Kanal legte er seinen Boden trocken; Stellen des Landes, welche zu tief lagen, überfuhr und erhöhte er mit frischem Grund. Er lernte den Dünger auf mannigfaltige Weise zu vermehren und zu verbessern. Er ward Meister in der Kunst, seine Matten auf die vortheilhafteste Weise mit Hilfe des ihm zu Gebot stehenden Wassers gehörig anzuwässern, und, was man nicht überall so gut versteht, wieder abzuwässern. Er kam durch mancherlei Versuche dahin, das Unkraut von seinen Feldern zu verbannen, und das Ungeziefer unschädlich zu machen. Und zwar das ohne Hexerei.

Hat Mancher bei sich gedacht: „Mag wohl alles gut sein; aber Ferr Fellenberg hat gewiß ein Bataillon Soldaten zu Hilfe genommen, um sein Land so umzuarbeiten. Denn mit unsern paar Knechten geht das nicht."

Nein, sag' ich euch, ein guter Landwirth muß viel Arbeit durch wenig Hände in kurzer Zeit verrichten können. Sonst kommt nichts dabei heraus. Dazu gehört eben kein Bataillon Soldaten; aber ein Bataillon gesunder

Einfälle thut's auch. Er richtete all sein Geschirr und Feldgeräth besser ein, und thut das in wenig Tagen mit Hilfe einiger Leute, wozu ihr einige Wochen und viele Taglöhner brauchet.

Herr Fellenberg hat zum Beispiel den Grundsatz: ein tüchtiger Spaten ist besser zum Umgraben des Bodens, als ein Eßlöffel. — Das ist natürlich, werdet ihr sagen. Nun gut, Herr Fellenberg hat besseres Ackergeräth, als ihr, ganz anders eingerichtet. Euer Pflug ist gegen den seinigen nur ein Eßlöffel. Macht euch auf die Beine, geht nach Hofwyl, beseht Fellenbergs Ackergeräth, laßt euch das Ding wohl erklären; er verkauft euch davon, bringt's heim, und macht's wie er.

Eins seiner nützlichsten Werkzeuge ist unter andern die Pferdhacke, vor welche man in der Ebene nur zwei, drei bis vier Pferde spannt, bergan damit zu fahren, höchstens sechs Pferde. Die Pferdehacke durcharbeitet die noch leeren Felder zwei bis fünf Zoll tief, schneidet das Unkraut von den Feldern, trägt die Höhen nach den Tiefen fort, und verebnet das Land. In einem einzigen Gang bearbeitet sie einen Breiteraum von vier bis sieben Schuh. Man kann mit ihr das Handhacken beim Pflügen ersparen. Es wird dadurch, wie ein Versuch bewiesen hat, eine Juchart Landes zu höchstens zehn Batzen gleich gut

mit Pferden behackt, als von Hand zu fünfundvierzig Batzen, und das zwar mit dem großen Vortheil, daß durch den Pferdezug und durch zwei Personen in der gleichen Zeit viermal so viel als sonst mit dreizehn Personen geschafft werden kann. Durch das Pferdehacken wird das Feld viel besser zur Aussaat vorbereitet, als durch das gewöhnliche Saatpflügen.

So wie dieses Werkzeug hat er noch manches andere, das wohl sehens- und gebrauchswerth ist; dahin gehört unter andern sein Pflug ohne Vorgeschirr, den er den Schwingpflug nennt, der die Hälfte des Zuges erspart; sein Häuflepflug, der das Behäufeln der Erdäpfel und das Ziehen der Wasserfurchen ungemein erleichtert; seine Samen-Reinigungsmaschine, seine Säemaschine und dergleichen mehr.

Ich könnte euch nun gar wohl diese Sachen alle hier ausführlich beschreiben; aber das wäre unnütz. So etwas muß gesehen werden, muß in die Hand genommen und gebraucht werden, sonst versteht man's nicht, auch nicht aus der besten Beschreibung.

Wer's vermag, und in seiner Wirrthschaft das Bessere einführen will, muß selbst nach Hofwyl. Er kann daselbst noch manches Kunststück nebenbei lernen, was ihm die Reisekosten gut be-

zahlt. Was Rechtgelerntes ist besser, als ein Stück Geld.

Zu Hofwyl ist man endlich dahin gekommen, die Anzahl der Arbeiter und des Zugviehs beim Landbau um Vieles zu vermindern, und das blos durch geschickteres Feldgeräth; auf einer Juchart Kornfeldes bei jeder Aussaat wenigstens einen Sack voll Samen zu ersparen; einen großen Theil des Landes durch tiefere Begründung zu verdoppeln, und durch kluge Abwechslung in der Bestellung des Feldes den Abtrag anhaltend zu vermehren; ja sogar geht man darauf aus, nach gänzlicher Abschaffung der reinen Brache zwei Aernten des Jahrs von jedem Grundstück zu gewinnen.

Meint Mancher, er habe es mit seiner Feldwirthschaft, die er zehn und zwanzig Jahre getrieben, so weit gebracht, als irgend einer. Ich wollte ihm aber doch aus der Hofwyler Landwirthschaft noch manche Doktorfrage vorlegen, die er mir so bald nicht beantworten sollte.

Eine zum Beispiel: daß du nicht gern viel Unkraut im Korn liebst, das weiß ich. Aber der ist der geschickte Landmann, der auf seinem Felde nie etwas hat, als was er selbst dahin wünscht und will, der auf seinen Wiesen und Weideplätzen keine Grasarten, keine Kräuter hat, die dem Vieh unschmackhaft und kraftlos, und auf jeden

Fall dadurch schädlich sind, daß sie gesunde und nahrhafte Pflanzen verdrängen. Frage: Wie kann jede Wiese oder Weide dahin gebracht werden, nur solche Grasarten zu tragen, welche gerade für diejenige Gattung Vieh, für welche sie bestimmt sind, das angenehmste und gedeihlichste Futter abgeben? und wie kann das auf die wohlfeilste Art eingerichtet werden?

„Herr Fellenberg hat alle seine Anstalten für ein großes Gut von hundert und mehr Juchart gemacht. Nun, da mag mit seinen Verbesserungen etwas herauskommen. Aber nicht jeder Bauer hat seine zwei bis vier Rosse vor eine Pferdehacke und dergleichen zu spannen." — Wer also spricht, hat halbe Wahrheit gesagt. Was er im Großen und für große Wirthschaft einrichtete, kann auch im Kleinen eingerichtet werden. Man hat schon von den Hofwyler Werkzeugen für einen geringern Zug verfertigt, so daß einige derselben selbst mit dem kleinsten Maulthiere die besten Dienste leisten.

Und wenn's zuletzt nur darauf ankäme, auf eine gescheute Weise mit geringen Kosten Erdäpfel zu pflanzen, würdet ihr manches lernen können, von dem euch vorher nicht geträumt hat.

Fellenberg liebt die Erdäpfel wie jeder brave Schweizer, aber er bekommt sie besser und wohlfeiler, als viele Andere, die sie doch eben

so gern essen. Er erspart auf jeder Juchart wenigstens acht Mäß Setzlinge; das Setzen kostet viel mehr, als selbst das Einpflügen vom Erdäpfelsamen; das Behacken und Behäufeln geht bei ihm leichter und weniger kostbar von statten; die Erdäpfelärnte ist weniger ungünstigen Zufällen ausgesetzt und überhaupt ergiebiger, als bei euch; das Land wird dadurch, statt ausgesogen, um vieles gebessert; das Ausgraben geschieht befriedigender, und auch die nachfolgende Feldbestellung wird dabei ungemein erteichtert.

Ich weiß es wobl. Es wird noch mancher Altkluge hinten nach mit seinem Aber und Aber kommen. Doch wahrlich ich sage euch, die da immer sagen Aber, Aber, werden nicht vom Flecke kommen. Mögen sie bleiben, wo sie sind.

Kaffee- und Zuckersnoth.

(Im Jahr 1808.)

Der aufrichtige Schweizerbote ward seit einiger Zeit mit Briefen und Briefen beschneit von Kaffeetrinkern, und noch mehr von schönen Kaffeetrinkerinnen aus allen Kantonen der Eidsgenossenschaft. Und es jammerte mich des großen Elendes. Aber

was sollt' ich machen? Ich verkaufe weder Kaffee noch Zucker, hab' auch keine große Seemacht, und weder in Amerika, Asia noch Mesapotamia Kolonien, wo Zucker gesäet und Kaffee geärntet wird. Ich verkaufe nur höchstens Trost. Aus den unzähligen Kaffeebriefen will ich daher zum Trost und zur Erbauung aller kaffeedurstigen und zuckerhungrigen Seelen ein paar mittheilen.

Erster Brief.

Vielweiser Schweizerbote!

Wir leben in schrecklichen Zeiten, und die Schweizerchroniken werden lange davon zum Entsetzen unserer lieben Nachkommen erzählen.

Unsere Vorfahren haben Hungersjahre gehabt, daß man die Kinder aufs Feld getrieben hat, wie eine Heerde, um Gras und Wurzeln zu suchen. — Aber das ist eine Kleinigkeit!

Wir selbst haben viel erlebt — wir hatten Revolution und Krieg im Lande; da ward gesengt und gebrennt. Aber das ließ sich ertragen. Es war Alles Kleinigkeit gegen die jetzigen schweren Zeiten.

Denn kann sich ein Christenmensch größern Jammer denken, als daß der Kaffee so theuer wird, daß man ihn kaum noch bezahlen kann? Die Nachwelt wird kaum glauben, daß jetzt schon viele tausend Familien ohne Kaffee zu trinken leben müssen!

Es ist in der Welt nichts Großes vorgegangen, daß nicht Zeichen und Wunder vorherkamen. — Auf Erden sind zwei Berge zusammengestürzt, und große Erdbeben haben Verheerungen angerichtet; der Himmel hat uns im vergangenen Jahre einen Kometen erscheinen lassen — was sollte man aus diesen Dingen schliessen? — wir wußten es nicht. Jetzt aber sieht man's. Der Kaffee schlug auf! — man kann keinen Kaffee mehr trinken! Daher setzten sich Himmel und Erde in Bewegung. — O ihr zärtlichen Freunde und Freundinnen des Kaffees und Zuckers, euch hat das gegolten!

So können wir Schwetzer und Schweizerinnen es nicht länger ertragen. Unsere Vorfahren haben zwar zuweilen schwere Zeiten gehabt; aber sie waren federleicht gegen die kaffeetheuren Zeiten, in denen wir schmachten.

Die Verzweiflung ist allgemein und groß. Schweizer, Schweizerinnen, schwöret in dieser entsetzlichen Verzweiflung und Eintracht den großen Schwur, daß, wenn der Kaffee nicht bald wohlfeiler wird, wir alle für einen, einer für alle entschlossen sind, künftig — keinen mehr zu trinken.

B**, den 1 April 1808.

Hs. B**.

Zweiter Brief.

Ehrender Schweizerbote!

Ich, der Gemeindsmann von Kalbsthalen, ärgere mich krank, sterbe und werde toll. Darum muß ich's euch melden, weshalben? — Antwort: Es thut mir in der Gemeinde schlimm gehen, und darum leg' ich nächstes Jahr gewiß meine Stelle nieder, wenn ich sie nicht wieder behalten muß.

Als die Revoluzejon ins Land kam, schlugen die Bauern auf mich los, und sagten, weil ich Unterfogt wäre, so wär ich auch an der Revoluzejon schuld. Und ich versichere euch, ich bin gewiß unschuldig. Der Himmel weiß, wo das Ding hergekommen.

Dann sind die Franzosen ins Land gekommen, und haben sich auch bei uns ins Dorf einkartirt. Da hieß es wieder: der Unterfogt hatt die Franzhosen in die Schweiz gerufen, und, weiß es der Himmel, ich habe in meinem Leben keinen Franzhosen gekannt, bis ich die Leute bei uns im Dorfe sah.

Dann kam die Meditationsakte, und unsere Leute mußten wieder Bodenzins und Zehnden bezahlen. Da hieß es: der Unterfogt ist an allem Schuld; er hätte das nicht in der Meditationsakte zugeben sollen. Ich habe aber die Meditationsakte

nicht gekannt, bis sie mir augenscheinlich vor das Angesicht gekommen.

Jetzt wird von Woche zu Woche der Kaffee theurer. Bei uns zu Lande ist es Stielus. Statt des Nachtessens muß eine große Platte voll Kaffee herhalten, und ist seit Tells Zeiten also mit vielem Hahpetith verzehrt worden. Nun soll man für das Loth einen Batzen zahlen. Da sagen die Bauern, ich sei ein Jakobiner, und wolle das Land verrathen, und stifte die Herren in der Stadt auf, daß sie den Kaffee theurer verkaufen sollen. Ich bitte euch, ehrender Schweizerbote, doch durch euer Blatt der ganzen Eidsgenossenschaft zu bezeugen, daß ich am Kaffee unschuldig bin, wie die Sonne am Himmel. Wenns die Leute dann nicht glauben wollen, wiewohl es gedruckt zu lesen steht, so brodte stiere ich gegen Gewalt, halte mich fest an die Meditationsakte, und bin euer tiefbetrübter

Kalbsthalen am 4. hujus.

Jokeli Schmirz, Amman.

Dritter Brief.

Hochedeler Herr,

Mein ganz be- und insonders zu verehrender Herr Schweizerbote!

Ich muß endlich mein weiches Herz einmal vor euch ausschütten; denn wer weiß, wie bald mein

Stündlein schlägt, wo ich nicht mehr reden, noch weniger schreiben kann. Das Schreiben wird mir ohnedem sauer; reden kann ich, dem Herrn sei Dank, noch ziemlich leicht; und in unsern erbaulichen Zusammenkünften kann ich eine Stunde hinter einander wegsprechen, als hätte ichs auswendig gelernt, daß sich alle meine Bäsen des Todes wundern mögten.

Ich schreibe euch darum, daß ich in die große Posaune eures Wochenblatts stoßen mögte, um die arge Welt zu ermahnen, auf daß sie sich bekehre und Buße thue, denn das Ende der Tage ist nahe, und die Menschenkinder werden alle Tage schlimmer, und die Leiden der Zeit werden unausstehlich groß. Man kauft das Pfund Kaffe jetzt um dreißig Batzen — wer hätte das vor dreißig Jahren glauben sollen? Und doch ist es so. Wie wird man bestehen?

Als ich meinen Mann, Gott hab' ihn selig, bekam, da waren noch goldene Zeiten, da galt noch Treu und Redlichkeit, da gab es noch keine Atheisten und Spötter, und die jungen Töchter saßen fein säuberlich, stumm und steif da, und schielten nicht den jungen Herren nach, und das Pfund Kaffee kostete nur f ü n f B a t z e n. — Fünf Batzen, sag' ich euch, fünf Batzen!

Mein lieber Mann wußte, daß ich den Kaffee lieb hätte, wiewohl ich mich sonst nicht an zeit-

liche Dinge hänge; und als er mir den Ring schickte, da ich Hochzeiterin war, schickte er mir einen ganzen Zentner Kaffee in die Haushaltung. Ich dachte, ich wollte vor Wonne vergehen. Dafür erlaubte ich ihm den ersten Kuß. Ich weiß noch, und es ist mir wie heut, ich hatte einen neuen zitzenen Rock an, mit prächtigen großen Blumen, den ich noch zum Andenken aufbewahre, und mein Hochzeiter kam in einem himmelblauen Rock mit Perlmutterknöpfen, gestickter Weste, violetten Hosen, und schwarzen seidenen Strümpfen. Ich vergeß es mein Lebtage nicht. Er war wie ein Engel. Aber ich sagte es ihm nicht; ich war 29 Jahre alt und noch blutjung.

Heut zu Tage aber sagen die Töchter alles, was sie denken, und schämen sich nicht, schon unmündige Kinder von 17, 18, 19 Jahren an Hochzeit zu denken; und alles will die neue Mode mitmachen, wie man an der Frau Zunftmeisterin Besenpfrtem sieht, die schon wieder ein neues Kleid, und sogar einen Zefir am Halse trägt, daß sie Wunder meint, wer sie sei? — Ich aber weiche ihr keinen Strohhalm breit. Man weiß ja wohl, wo es ihr Mann her hat, und unrecht Gut gedeiht nicht. Hoffart kommt vor dem Fall.

Dann fing der Kaffee an zu steigen, sechs, sieben, acht bis neun Batzen, und so weiter; ich dachte, die Welt würde einfallen. Und je theurer

der Kaffe ward, je wohlfeiler ward Zucht und Ehrbarkeit und Religion. Denn das ist als gewiß anzunehmen, daß das Steigen des Kaffees ein Zeichen vom Fallen der alten Treu und Redlichkeit ist. Jetzt kostet er dreißig Batzen; wie verderbt müssen die Menschenkinder sein! — Ich mögte Blut weinen darüber, denn wir, ich und meine Frau Basen sind sonst alle Tage auf eine Tasse Kaffe zusammengekommen, um uns mit einander zu erbauen, und über die böse Welt zu wehklagen — wie soll das künftig werden?

Darum, Herr Schweizerbote, rufet, schreiet, prediget, ermahnet, von allen Dächern herab, daß sich die Welt bessere, und von ihrem verkehrten Wesen zurückkomme, auf daß — ach! die Wehmuth hindert mich am Schreiben! — der Kaffee wieder wohlfeil werde.

Eure wohlgeneigte Gönnerin und
vielgetreue Leserin

Genofefa Dudel,
verwittwete Pudel.

Vierter Brief.

Wohledler Schweizerbot!

Leben dermalen in bös- und theuren Zeiten, des- und weshalb dein Blatt nur spät bekomme. Sind unserer 80, im Städt- und angrenzenden

Dörflein, die dein Blatt halten, kostet jedem einen halben Batzen. Bin der sechs- und sieb- auch fleißigste deiner hiesigen Leser, weil manches Gute daraus ersehe. Wende mich daher auch an dich, um bei jetziger Kaffeetheurung guten Rath zu ertheilen und halten.

Mein Knecht hat mir den Dienst auf- und die Magd ab- gekündet, weil keinen Kaffee mehr zum Morgenessen geben konnte. Die Leckermäuler! Selbst trinke dermalen nur Rüblikaffee, und darin jeden Morgen, wohlgezählt, neun Kaffeebohnen, daß mit einem Loth fast zwei Wochen auslange. Habe jedem von beiden, weil sie gute Arbeiter sind, sechs Bohnen propon- und offerirt, welches sie abgeschlagen. Weiß, daß man schon itzt in Dieti- und Ueti- in Zumi- und Bubi- in Aetti- und Detti- in Zolli- und Zumi- in Rüschli- und Schmerikon keinen Kaffee geben will. Warum soll einem Knecht mehr geben, als der Herr selbst braucht?

Bitte also durch dein Blatt jedermann zu instru-, dienstsuchende Leute zu invit-, auch solche zu præveniren, daß einen neuen Knecht in meinen Dienst suche, der flei- und mäßig, gehor- und sparsam ist, und den Kaffee lassen kann. Fodre von ihm nicht mehr als von einem andern. Er muß mich alle Woche dreimal ras-, meine liebe Frau, weil sie mit der linken Hand nicht hinter

sich langen kann, fris-, meinen jungen Hund dres-, meine älteste Tochter, zuweilen auch Frau kutsch-, meine Arbeitsleute invigil-, meine Briefe und Rechnungen cop-, bei Tische serv- und in allem, was ihm sonst aufgetragen wird, nicht manqiren.

Dafür zahle jähr- und pünktlich 30 Gulden; gebe freien Tisch und Logis, im Winter warmes Zimmer, wo wir alle beisammen sind, im Sommer freies Licht bis neun, im Winter bis fünf Uhr Abends, wenn keine dringende Arbeit ist. Aber Kaffee durchaus nicht.

Die Magd kann einstweilen noch entbehren. Denn die Mägde wollen Kaffee und naschen gern. Bis Ende Heumond ist mein letztes Loth Kaffee vertrunken: dann will ich recht gutes Wasser dejeun- und mich dir recommandiren.

Peter Filz.

Fünfter Brief.

Herr Schweizerbote!

Da der Kaffee und Zucker noch immer aufschlagen, glaube ich mich wesentlich um viele tausend meiner lieben Mitschweizer verdient zu machen, wenn ich ihnen statt der immer theurer werdenden Waare ein anderes Getränk vorschlage. Ohnedem kann ein so schlechtes Getränk, wie der Kaffee war, den man im Kanton Luzern, Glarus, Zürich,

Appenzell u. s. w. besonders auf dem Lande trank, unmöglich gesund sein.

Ich bin zwar vermögend genug, und habe jährlich meine gute Einnahme, so daß mir's nicht darauf ankäme, hundert Gulden mehr oder weniger für den Kaffee zu zahlen. Allein dennoch habe ich den Kaffee abgeschafft in meinem Hause, um andern Mindervermöglichen ein gutes Beispiel zu geben. Es ist Pflicht der Wohlhabenden, mit ihrem Exempel voranzugehen, so schwer es einem auch ankommen mag. Darin besteht der wahre Patriotismus.

Ja wohl ist es mir und all den lieben Meinigen schwer angekommen, den Kaffee zu vergessen. Wir haben lange allerlei probirt, um ihn zu ersetzen. Um nun Andern Kosten und Mühe zu ersparen, will ich zum Besten meiner Mitbürger anzeigen, was ich am dienlichsten statt des Kaffees gefunden habe. Was ich vorschage, dazu ist keine Kaffeebohne nöthig, und ist wegen der beständigen Abwechselung ungemein angenehm.

Ich empfehle also meinen lieben Mitbürgern statt des theuren Kaffees zwei Morgen in der Woche gute Chocolade zu trinken, zwei andere Morgen Bouillon à la reine (starke Fleischbrühe, mit eingequirltem Gelben vom Ei, statt des theuren Zuckers aber empfehle ich Zuckerkandel zu nehmen), wieder zwei Morgen Reissuppe, worin

ein gutes altes Huhn gekocht worden, und Sonntags endlich eine kräftige rothe oder weiße Weinsuppe mit Zimmet u. s. w. zu essen; man nehme aber guten Wein dazu.

Da ich überzeugt bin, daß diese Nachricht Vielen höchst angenehm sein wird, so freue ich mich, der Menschheit einen Dienst von erster Art geleistet zu haben. Ich will es aber nicht dabei bewenden lassen. In dem neu herausgekommenen kaiserlichen Kochbuch befinden sich noch mehrere Suppen, die ich nicht kenne; ich werde sie alle nach der Reihe zubereiten lassen, es sind ihrer etliche sechszig, werde sie alle gewissenhaft untersuchen und probiren, und sodann die besten meinen lieben schweizerischen Landsleuten, unparteiisch, statt des theuren Kaffees empfehlen.

Euer wohlgeneigter Leser,
Tobias Ballhorn.

Max Stolprian.

Es gibt ein gewisses Unglück in der Welt, lieber Schweizerbote, das man freilich für kein Unglück hält, und doch eins ist. Ich bin das redende Beispiel davon.

Mein Vater, Gott hab' ihn selig, hielt mich fleißig zur Schule; ich lernte was, wiewohl unsere Stadtschulen damals noch ziemlich schlecht eingerichtet waren.

Man sagte überall von mir: „Herr Max Stolprian ist ein gar geschickter Mann, aber — man kann ihn nicht brauchen, er weiß sich nicht in die Welt zu schicken; er weiß nicht mit den Leuten umzugehen; er weiß nicht, wo er Hände und Füße hinstrecken soll. Sonst ist er ein guter, braver Mann."

So sagte man von mir. Merkst du jetzt, wo es mir fehlte? Ich war in der Erziehung versäumt. Ich war in der Schule und bei der Arbeit fleißig, aber in meinen Kleidern unreinlich und unordentlich. — Ich war fromm, diensigefällig, redlich, aber schüchtern, lief davon, wenn fremde Leute kamen, wußte nicht, wo mit den Augen hinlaufen, wenn mich ein Fremder anredete, und wenn ich endlich gar einem Frauenzimmer freundlich und artig begegnen sollte, stand ich steif und stumm da.

Genug, was man Höflichkeit und feine Sitte nennt, gehört zum Leben und Lebensglück, so gut wie Brod und Erdäpfeln und ein Glas Wein.

Viele unserer jungen Herren haben's in dieser Kunst auch noch nicht weit gebracht, wie ich

merke. Mancher, wenn er in Gesellschaft kommt, weiß nicht, wohin er mit Armen und Beinen soll, und man sieht's ihm an, er hätte sie lieber daheim gelassen. Mancher weiß nicht, wo er die Hände einquartieren soll; bald steckt er sie in die Weste, bald gar in die Hosen, bald kratzt er sich damit zur Abwechselung im Nacken.

Ich bitte dich daher, meine Geschichte und mein Unglück für Andere bekannt zu machen. Denn unter manchem andern bösen Schicksal, das ich mir durch meine Unbeholfenheit zuzog, gehört auch das, daß ich ein alter Junggesell geworden bin, und jetzt zweiundfünfzig Jahre, und keine Frau habe.

Sobald meine Base Sparhafen gestorben, und ich, als ihr einziger Erbe, ziemlich vermögend geworden war, wollte man mir in meinem dreißigsten Jahr eine Tochter zur Frau geben, die schön war, hauswirthlich, tugendhaft, freundlich und vermögend.

Jungfer Bärbeli gefiel mir; die Sache sollte in Richtigkeit gebracht werden; ich sollte Jungfer Bärbeli näher kennen lernen; ich ward von ihrem Vetter zu Gast geladen, wo ich sie finden sollte.

Ich ging nicht gern in große Gesellschaft, weil ich durch üble Erziehung scheu und schüchtern war. Aber was thut man nicht, einer Jungfer Bärbeli zu gefallen?

Ich kleidete mich in sonntägliche Feierkleider; weiße seidene Strümpfe, ein neuer Haarbeutel, ein apfelgrüner Rock mit Perlmutterknöpfen — genug, ich war zierlich wie ein Bräutigam.

Als ich aber vor das Haus des Herrn Vetters kam, klopfte mir das Herz vor Angst, als hätte ich eine Schmiede in meiner Brust. „Wenn nur keine große Gesellschaft da ist!“ dacht' ich: „Wenn's nur erst vorbei wäre.“

Zum Glück traf ich den Herrn Vetter allein. Er schrieb noch eine Rechnung in seiner Stube. „Ihr kommt etwas spät, Herr Stolprian!“ sagte er. Ich machte zwanzig Kratzfüße links und rechts, lachte vor Angst, um freundlich auszusehen, und hatte nur immer die große Gesellschaft im Kopf.

Indem der Herr Vetter die Rechnung fertig hat, und den Streusand sucht, spring' ich gar dienstfertig hinzu, will den Sand aufs Papier streuen, greife ungeschickter Weise das Dintefaß, statt des Sandfasses, und schütte ihm einen schwarzen Strom der besten Dinte über das zierliche Konto. — Ich glaubte, ich müßte in Ohnmacht fallen vor Schrecken; nahm in der Verwirrung und Eil mein schneeweißes Schnupftuch aus der Rocktasche, und wischte damit auf.

„Ei behüte, was treibt ihr auch, Herr Stolprian!“ rief mir der Herr Vetter lachend zu, drängte mich mit meinem schwarz und weißen

Schnupftuch zurück, und brachte seine Sache in die Ordnung. Dann führte er mich in die Stube, wo die Gesellschaft schon beisammen war. Ich folgte ihm nach, hatte aber schon kein gutes Gewissen, und bemerkte beim Niedersehen, nicht ohne Entsetzen, einen thalergroßen Dintefleck auf meinem weißen Seidenstrumpf am linken Bein. — „Hilf Himmel!“ seufzt' ich bei mir: „was wird die große Gesellschaft sagen.“

Die Thür des Zimmers geht auf. Ich steifer, hölzerner Bursch will mich gar gewandt und galant, zierlich und leichtfüßig stellen, hüpfe in den großen Saal hinein; mache Bücklinge hinten und vorn, kratze mit den Füßen links und rechts aus, sehe gar nicht, daß dicht vor mir eine Weibsperson steht, die im Begriff ist, eine Pastete zum Tisch hinzutragen; fahre ihr mit dem Kopf in den Rücken, daß die kostbare Pastete von der Schüssel auf den lieben Erdboden fährt, und so spazier' ich mit meinen Komplimenten und Reverenzen blindlings vorwärts, — es war mir zu Muth, als ständ' ich in einer Bataille vor dem Feind, und sollte ins Feuer rücken.

Welche Komplimente die große Gesellschaft um mich herum machte, weiß ich nicht; denn ich hatte noch nicht den Muth aufzusehen, sondern fuhr wie besessen mit Kratzfüßen, Bücklingen und gehrosamen Dienern um mich herum fort, bis

ein neues Unglück meiner Höflichkeit Ziel und Grenzen steckte.

Ich war nämlich bei meinem eifrigen Komplimentiren mit den Füßen bis zur Pastete avanzirt, die noch da lag, weil sich die Magd von ihrem fürchterlichen Schrecken noch lange nicht erholt hatte, und mit starren Augen auf das Meisterstück der Kochkunst am Boden hinblickte, ohne es aufzunehmen.

Da fährt bei einem neuen Kompliment mein dintebefleckter Fuß in die Pastete, — ich sah nichts, denn mir war vor Höflichkeit Alles blau vor den Augen geworden. Ich glitschte in dem Pastetenteige schmähliger, doch höchst natürlicher Weise aus, verliere mein persönliches und politisches Gleichgewicht, und falle, so lang ich bin, und ich messe fünf Schuh sieben Zoll, auf die Erde, zum nicht geringen Schrecken und Gelächter einer ganzen, großen, ehrenwerthen Gesellschaft.

Im Fallen riß ich noch zwei Stühle mit nieder, an denen ich mich halten wollte, und ein junges, artiges Frauenzimmer, das sich auf einem derselben vermuthlich niederlassen wollte, lag eben so schnell als ihr Stuhl, neben mir am Boden. — O Himmel, und das war mein Bärbeli.

Es erhob sich nun ein entsetzliches Zetergeschrei; und ich am Boden schrie auch. Denn da ich neben mir an der Erde, ausser zwei Stühlen, noch

ein Frauenzimmer liegen sah, glaubte ich fest an ein starkes Erdbeben.

Zum höchsten Glück war es kein Erdbeben, das diesen erbärmlichen Fall verursacht hatte, sondern nur, wie gesagt, eine Kälberpastete.

Wir standen auf. Der Vetter machte aus der ganzen Sache einen Spaß. Er aber hatte gut spassen. Ich hätte weinen mögen, und schämte mich fast todt. Ich stellte mich an den Ofen, und sagte kein Wort zu meiner Entschuldigung, sondern, weil Alles um mich herum lachte und kicherte, lacht' ich auch, und sah nur verstohlen nach der zerschmetterten Kälberpastete.

Man mußte sich endlich zu Tisch begeben. Der Herr Vetter war so galant, mich neben Bärbeli zu setzen. Ich wäre lieber neben einem feuerspeienden Berge gesessen, als neben diesem schönen, guten Kinde. Denn es ward mir wunderlich zu Muthe neben meiner künftigen Hochzeiterin. — Ich sah die große Gesellschaft am Tische nur sehr flüchtig an.

Da ward die Suppe herumgereicht. Jungfer Bärbeli bot mir einen Teller voll — ich konnte das unmöglich annehmen. Sie hatte noch keine Suppe. Da gab's wieder Komplimente über die Suppe, und ich sah voraus, daß es mit den gottlosen Komplimenten wieder übel ablaufen werde. Darum bat ich das schöne Bärbeli gar dringend,

doch die Suppe zu behalten, und sah ihm bittend in die schönen blauen Augen, und sah nicht auf den Teller, und die siedend heisse Suppe floß richtig auf Bärbeli's Schoos und Kleider, und da ich nun schnell die Suppe zurückzog, kam die andere Hälfte auf meinen Schoos und über meine Serviette und Kleider. Es war brüderlich getheilt. Ich vergess' es nie; es ist mir alles noch wie heut. Es war eine Krebssuppe.

Das gute Bärbeli verließ den Tisch. Ich stammelte Entschuldigungen. Man tröstete mich und gab mir einen andern Teller. Inzwischen dampften meine Beinkleider noch von der Ueberschwemmung; ich knöpfte mir, statt der Serviette, einen Zipfel vom Tischtuch in die Weste. Bärbeli hatte aber die Kleider ändern müssen. Sie kam wieder, und ich entschuldigte mich tausendmal bei ihr, so gut ich konnte.

Sobald ich sah, daß sie freundlich lächelte, ward mir auch wieder wohl zu Muth, und ich trocknete mir den Angstschweiß vom Angesicht, versteht sich, nicht mit der Hand, sondern mit dem Schnupftuch.

Aber das unglückselige Schnupftuch! — Ich hatte die Dintengeschichte rein vergessen über alles, was seitdem Wichtiges geschehen. Ich rieb mir beim Abtrocknen des Schweißes das ganze Gesicht so mit Dinte ein, daß, als ich das Schnupftuch

wieder einstecken wollte, die große Gesellschaft mich verwunderungsvoll in einen Mohr verwandelt sah.

Da erhob sich abermals ein großes Gelächter und Zetergeschrei. Aus Höflichkeit schrie und lachte ich denn auch eine ganze Weile mit, bis ich merkte, daß sich die Frauenzimmer vor meinem schrecklichen Dintengesicht fürchteten. Nun sah ich erst ein, daß mich das Schnupftuch zum Narren im Spiel gemacht hatte, und ich ein fürchterliches Aussehen haben müsse.

Erschrocken und eilfertig sprang ich vom Tisch auf, um nach der Küche zu flüchten, und mich zu waschen. Da zog ich das Tischtuch, das unglückselige Tischtuch, dessen Zipfel ich in das Knopfloch der Weste unten befestigt hatte, hinter mir her. Alle Teller, Braten, Salate, Spinate, Bouteillen, Messer, Gabeln, Gläser, Fische, Rindfleisch, Löffel, Salzfäßlein u. s. f. liefen mir wie närrisch in der Stube nach mit großem Getöse. Die Gäste saßen mit offenem Maule, wie versteinert, da, und sahen die herrlichen Gerichte sämmtlich vor ihren Augen verschwinden, und so manchen Leckerbissen, auf den sie sich schon innerlich gefreut hatten.

Anfangs, da ich sah, wie alle Platten und Teller hinter mir her waren und mich verfolgten,

hielt ich's für Hexerei, bis der Herr Vetter mit beiden Beinen aufs Tischtuch sprang. Das riß den Zipfel von meiner Weste.

Ich aber in vollem Galopp, nicht mehr in die Küche, sondern die Treppe hinunter, über die Straße, und in mein Haus. Vier Wochen lang ließ ich mich vor keinem Menschen mehr sehen. Ich dachte von der Zeit an nicht wieder ans Heirathen, ohne Schwindel; und nicht an große Gesellschaften, ohne das kalte Fieber zu bekommen.

Erzähle, lieber Schweizerbote, immerhin meine Leidensgeschichte deinen Lesern wieder. Ich lache jetzt selbst über meine Ungeschicklichkeit. Aber meine Geschichte kann manchem unserer jungen Herren, zum Beispiel zwar nicht, doch zur Warnung und Lehre dienen.

Dein fleißiger Leser
Max Stolprian.

Ueber die Nasen.

Erstes Kapitel,
welches von allen Nasen überhaupt Ehrenmeldung thut.

Jeder Mensch hat bekanntlich seine eigenthümliche Nase, ja selbst derjenige kann eine sehr ansehn-

liche Portion Nase besitzen, von dem man sonst gar nicht bemerkt, daß er Kopf hat.

Ich hab' es diesmal nur mit der Nase zu thun, welche jeder Nachkomme Adams und Eva's richtig mit in die Welt bringt, und allen Leuten zum Beschauen hinstreckt, ehe er selbst nur weiß, wozu er sie gebrauchen soll, und ob der Schnupftabak wohlfeil oder theuer ist.

Man macht zwar nicht viel aus der Nase, wenigstens hab' ich noch selten, sogar bei den artigsten Mädchen, viel Rühmens und Wesens davon gehört. Man preiset in Liebesbriefen und Versen zwar die schönen Augen und die rosenrothen Wangen und die Purpurlippen der Jungfrauen und jungen Frauen; man preiset an großen Herren das scharfblickende Adlerauge und die Stirn voller Weisheitsrunzeln und die Lippen, von welchen nur Weisheit tönt — aber von der Nase schweigt Jedermann still, vermuthlich weil dieser Fleischzipfel sich selbst so weit aus dem Gesicht hervorstreckt, daß seine Merkwürdigkeiten nicht leicht übersehen werden können, als von Leuten, die stockblind sind. Aber man rühmt doch auch sonst wohl manches, was ohnedem Jeder sieht, sogar manches, das gar nicht da ist — warum verkündet man denn nicht auch den Ruhm einer wohl zugeschnittenen Nase?

Es geht aber der Nase wie manchem andern

rechtschaffenen und nützlichen Manne in der Welt, aus dem man wenig macht, so lange er da ist, und den man nicht genug lobpreisen kann hintennach, wenn er fehlt.

Denn wenn ihr aus dem ehrbarsten und weisheitsvollsten Amtsgesicht euch die Nase wegdenkt, was bleibt übrig? — Ein wahrer Kohlkopf. — — Wie mancher Tituskopf unserer jungen Herren hat es nicht also seiner Nase zu danken, daß man ihn für keinen Kohlkopf hält, mit dem er ausserdem viel Aehnlichkeit haben kann!

Zweites Kapitel.

Ob man immer seiner Nase nachgehen müsse?

Eine Lobrede also auf die Nase! und zwar, um mir die Sache nicht gar zu leicht zu machen, nur auf eine ganz gemeine Nase, will sagen, auf eine schiefe Nase.

Denn wer auf die Nasen der Leute Acht gibt, wird bald wahrnehmen, ohne Richtscheit und Senkblei anzubringen, daß dieser Gesichtsthurm mehr oder weniger seitwärts steht, wie der Thurm von Pisa, als hätt' ihn ein Windstoß von einer Seite mehrmals stark getroffen. Je größer und majestätischer, desto schiefer gemeiniglich.

Diese Schiefheit unserer sterblichen Nasen will nun nicht viel bedeuten. Sie haben's wie alle an-

dere Leute, die in der Welt nichts Gewöhnliches sein wollen, und schiefe und krumme Wege einschlagen, weil der geradeste nur für ehrliche Männer taugt, oder für solche, die sich auf ihre inwohnende, eigene Kraft recht gut verlassen können.

Der Mensch folgt seiner Nase nach. Es ist daher doch zuweilen gut für rechtliche Personen, wenn sie etwas von ihrer Nase, zumal wenn sie schief deutet, abweichen, und den geraden Weg einschlagen, wo jene den krummen Katzenschleichweg andeutet. Es gibt aber Menschen, die so katzenartiger Natur sind, daß sie auch beim besten Willen und bei der geradesten Nase nicht gerade auf ihren Zweck losgehen, sondern durch Umwege links und rechts; und die selbst nicht in den Himmel eingehen möchten, ohne einen krummen Weg zu machen. Es sind meistens gefährliche Bursche, denen man's eben nicht an der Nase ansieht. Die Polizei sollte ihnen daher einen Fuchsschwanz hinten an die Kappe binden lassen, damit man sich vor ihnen hüten könnte. — Aber freilich, was fordert man nicht auch immer von der lieben Polizei! Eben wenn sie gut sein soll, muß sie selbst am meisten obenerwähnte Umwege einschlagen, um zum Ziele zu kommen, und darf nicht den Leuten alles auf die Nase binden.

Doch um wieder auf unsere Nase zu kommen, will ich, um ihre Wichtigkeit recht an's Tageslicht

zu bringen, die Lebensgeschichte einer gemeinen Nase erzählen.

Drittes Kapitel.

Die Nase in der Wiege betrachtet.

Wenn das Knäblein oder Mägdlein kaum geboren ist, so schauen Papa, Hebamme und Basen, sogar die basen-artigen Herren Vetter dem jungen Weltbürger sogleich nach — der Nase. Man will wissen, ob der kleine Christ seine Nase vom Vater oder von der Mutter habe?

Man mag nun sagen was man will, die Nase ist allerdings ein Hauptartikel, um die Aehnlichkeit in der Verwandtschaft zu entdecken. Und wie viel kömmt in der Welt nicht darauf an? — Macht euch nur einmal den Spaß, und verlängert oder vergrößert eure Nasen mit Wachs, oder setzt euch eine künstlich gemachte Nase auf, so braucht ihr keine Maske; man wird euch nicht mehr kennen; ihr werdet euch selbst gar nicht mehr ähnlich sehen.

Gewisse Geschlechter haben ihre eigene Familiennase, woran man sie so gut kennt, als hätten sie ihren Namen mit großen Buchstaben daran geschrieben. Ja, ganze Völker haben ihre Nationalnase, woran man sie erkennt. Die Römer hatten eine Adler- oder Habichtsnase; die

Kalmucken haben eine eingedrückte Stumpfnase; die Mohren haben eine Knollnase; die Griechen eine Nase, die von der Stirn herab bis zur Nasenspitze eine gerade Linie macht u. s. w.

Doch wir wollen uns nicht weiter über die Nationalnasen ausbreiten, sondern zu unsern christlichen ehrbaren Familiennasen zurückkehren.

Man sieht also den jungen Kindern nicht sogleich vergebens nach der Nase, weil sie in ganzen Nationen, wie bei einzelnen Familien, eine Haupturkunde der Verwandtschaft ist. Ich würde daher adelstolzen Familien anrathen, auf ihre Stammbäume, mit denen sie groß thun, die Nasen aller Altvordern abmalen zu lassen. Wie wichtig wäre dieses Dokument! Man könnte gleich sehen, ob sich keine fremde Nase in die hochadeliche Familie eingeschlichen hätte, was doch leicht möglich wäre. Man würde mit Vergnügen sehen, wie die jüngste adeliche Nase noch vollkommen der Ur-Ur-Ur-Stink-Pfudi-Nase gliche.

Und gesetzt auch, wofür ohnedem kein Stammbaum Bürgschaft leistet, es hätte sich eine fremde Nase einmal in den Familienkram gemischt, so dreht man die verdächtige Nase sogleich ein wenig anders, damit sie zu keinem Lärmen und Erbschaftsprozeß Ursache gibt. — Wie manchem leichtgläubi-

gen Herrn Vater wird nicht bei ähnlichen Umständen eine Nase gedreht!

Viertes Kapitel.

Ueber die Pestalozzische und über die Nasen-Lehrart.

Die Nase ist für Kinder die erste und geschickteste Schulmeisterin und Erzieherin. Sie lehrt, was ihnen vor allen Dingen beim Eintritt in die Welt das Wichtigste sein muß: Vorsichtigkeit. — Sind sie nicht vorsichtig: so fallen sie auf die Nase.

Es ist durchaus nichts Angenehmes, mit dem geliebten Fühlhorn an die Wand zu rennen oder auf den Erdboden zu fallen. Jeder meiner andächtigen Leser wird den heilsamen Versuch in der Kindheit gemacht haben, und dadurch vorsichtig und behutsam geworden sein. So gut, wie wir nun durch unsere Nasen klug geworden sind, können es auch unsere Kinder werden, ohne Schreiben, Lesen und Rechnen zu lernen: — Sagt man, das ist ein kluges Kind! so verstehe ich darunter: es ist schon oft auf die Nase gefallen.

Gewöhnlich pflegen Leute, die man in der Jugend allzu sehr verzärtelte, die man allzu sorgfältig hütete, wenn sie älter werden und sich selbst

überlassen sind, überall und häufig mit der Nase anzuprellen. Sie meinen, ihnen soll Alles Platz machen, weil sie ein Junkerssohn, oder ein Ammannssohn, oder sonst der Sohn von einer höchst merkwürdigen Person des Erdbodens sind. — Die also, welche im Alter noch mit der Nase viel anlaufen, holen nur dasjenige nach, was sie in der Jugend durch die Affenliebe ihrer Aeltern versäumt haben.

Daher ist es allerdings ein weiser Rath: man überlasse die Kinder ihrer Natur, das heißt: ihrer Nase. Die Nase ist gewiß eine gute Erzieherin.

Aber noch mehr. Ehe Pestalozzi war, war die Nase! — Dieser unumstößliche Satz verdient das Sprüchwort aller derjenigen zu sein, die aus guten Gründen nichts von bessern Schulen wissen, und das Volk lieber seiner Nase überlassen möchten, um es vielleicht desto besser an der Nase herumführen zu können.

Diese Herren haben Recht. Pestalozzi's Weisheit ist ihnen schlecht gelegen, sie bleiben lieber bei ihrer Naseweisheit, das heißt, sie sprechen lieber fein klug von Dingen mit, die sie nicht verstehen, als sie zu verstehen und darüber zu schweigen.

Unstreitig entsteht die Naseweisheit bei jungen Leuten aus ihrer Erziehung, die sie vermittelst der Nase geniessen. Sind sie oft auf die

Nase gefallen, so fangen sie an klug zu werden, oder halten sich schon für klug. Sie stecken muthiger die Nase in Alles, auch in das, was sie nichts angeht; urtheilen über Sachen, die sie noch nicht verstehen; bekümmern sich um Dinge, von denen sie die Nase lassen sollten, wollen schon klüger als Vater und Mutter sein; wollen Alles besser wissen; haben ihre Nase überall — — und das ist Naseweisheit.

In der Regel hört die Naseweisheit bei den Töchtern schon im siebenzehnten, und bei den Knaben im zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Jahre auf. Doch gibts auch vierzig- bis fünfzigjährige Kinder mit Naseweisheit.

Fünftes Kapitel.

Gefahren, in welche das falsche Tragen der Nase bringt.

Je älter die Nase wird, und folglich auch die an derselben hangende Person, desto wichtiger wird die Rolle, welche sie spielt.

Die Nase eines artigen Mädchens von siebenzehn Jahren wird schon mit größerm Wohlgefallen, als eine fünfjährige, betrachtet. Ein gleiches Bewandtniß hat es mit jungen Männern. Es ist jetzt gar nicht mehr gleichgültig, wie man die Nase trägt.

Schon manche Jungfrau bekam blos deswegen keinen Mann, weil sie die Nase zu hoch trug. Bedenkt doch, welch eine schwere Strafe für ein armes Mädchen um solcher Kleinigkeit willen! Sollte man's glauben, daß es so entsetzliche Gefahr brächte, die Nase einen halben Zoll höher oder tiefer zu halten? Man kann sie doch im ärgsten Falle nicht höher tragen, als den Kopf selbst, an dem sie zu wachsen die Ehre hat.

Doch was sag' ich? Allerdings kann man das. Seht da den Herrn Schnapphans. Er hält die Nase, als hätt' er an den Wolken des Himmels zu riechen. Sie sitzt, wo der Hut sitzen sollte, und der Hut vertritt nur die Stelle des Haarbeutels. Er sieht verächtlich auf die übrigen Menschen herab; meint, er sei etwas mehr, als alle andere, ein gelehrterer, ein reicherer, ein vornehmerer Herr, als die andern.

Leute mit beschränktem Kopfe pflegen die Nase immer am höchsten zu tragen; und schon daß sie dies thun, muß ihnen den Kopf verdrehen und mancherlei Schwindel machen.

Doch ich rede nicht von diesen, sondern von den Jünglings- und Töchternasen, die um das zwanzigste Jahr, folglich um eine äusserst gefährliche Zeit, herumspielen.

Sechstes Kapitel.

Handelt von Küssen.

Da ich starken Grund habe, zu vermuthen, daß diejenigen meiner Leser und Leserinnen, die nicht mehr das Vergnügen haben, jung zu sein, es wenigstens einmal gewesen sind: so werden sie mich alle verstehen, warum ich die Zeit vom siebenzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre eine gefährliche Zeit heiße.

Auch in dieser gefahrvollen Zeit, wo so manche Blume geknickt, so manches Herz gebrochen, und so mancher Jüngling Wüstling wird — auch in dieser Zeit verrichtet die Nase wichtigere Dienste, als alle gute Lehren von Papa und Mama.

Weltbekanntermaßen ragt unsere Nase gleichsam wie ein Vorgebirg in die Welt hinaus, und wird dem Purpurmunde darunter zwar nicht am Essen und Trinken, doch zuweilen am Küssen hinderlich. Es ist gewiß nichts verdrießlicher, und stört nichts die Andacht mehr, als wenn bei einem Kusse zwei ungeschickte Nasen plumperweise zusammentreffen, daß man nicht weiß, wohin mit ihnen.

Geübte Küsser (will sagen Personen, die über das zwanzigste Jahr eine Strecke weg sind) wissen sich endlich schon zu helfen; sie halten die Köpfe schief, den einen nach Sonnenaufgang, den an-

dern nach Niedergang, bringen die Nasen, als wahre Spielverderber, auf die Seite, und der Kuß wird in aller Ehrbarkeit und Zucht ausgetauscht.

Das ist aber bei ungeübten Leuten ganz anders. Die erste Liebe (wer weiß das nicht?) macht ohnedem ein wenig ungeschickt, und die Nasen sind bei jedem Kusse die überflüssigsten Dinge.

Bloß um der Nasen willen ist ein Kuß nicht so leicht geraubt, als man wohl meint. Wäre jenes Hinderniß nicht, ich wette, es würde mehr geküßt in der Welt, wenigstens schneller geküßt. Aber die Nase vertheidigt noch die Unschuld mancher Tochter, wenn schon die Tugend anfängt schwach zu werden; die Nase ist die Klippe, woran mancher Kuß scheitert und zu Schanden wird!

Siebentes Kapitel.

Ueber die Nasenfreundschaften.

Hat das Töchterlein die Nase nicht zu hoch getragen, so bekömmt es einen Mann; hat der Knabe die Nase fleißig ins Buch gesteckt, so wird aus ihm ein rechter Mann. Und kann er die Frau ernähren, so gehört ihm auch eine Frau dazu.

Die Nase behauptet auch bei Erwachsenen ihren unverkennbaren Werth. Sie ist ein wahres Ehrenzeichen, darum trägt sie bei uns zu Lande jeder gleich vorn im Gesicht. Nur den Schelmen pflegt man sie nebst den Ohren abzuschneiden.

Freilich will ich darum nicht immer behaupten, daß jeder ein ehrlicher Mann sei, der die Nase noch am gewöhnlichen Orte hat. Sollte man nach Strenge verfahren, und allen Schelmen, Betrügern, Verleumdern, allen, die falschen Eid geschworen haben, allen Verräthern und dergleichen, die Nasen abschneiden: ich glaube, die Brillen würden im Lande wohlfeiler werden!

Aber man gebe Acht, die Nase hat bei Erwachsenen auch noch manchen andern Nutzen. Sie ist bei Vielen die wahre Gedankenkammer. Wenn man aus dem Kopfe nichts herausdenken kann, legt man sehr weise den Finger auf die Nase, und Einfälle kommen wie gerufen. Probatum est!

Inzwischen hilft die Nase auf diese Weise nur in Nothfällen. Aber Freunde in der Noth sind immer die besten.

So wie bei jungen Leuten die Nase vorzüglich dazu beiträgt, beiderlei Geschlechter in ehrerbietiger Ferne aus einander zu halten,

stiftet sie bei erwachsenen Leuten die meisten Bekanntschaften und Freundschaften.

Nicht daß sich einer über des andern Nase besonders erfreuen sollte (jeder hält die seinige für die beste unterm blauen Himmel), sondern man macht gegenseitige Bekanntschaften um der Nase willen.

Zwei Fremde, die sich nie gesehen haben, treffen zum Beispiele in einem Wirthshause zusammen. Sie kennen einander nicht; sie sprechen einander nicht. — Jetzt aber bietet der eine der Nase des andern eine Prise Schnupftabak an; darüber erfreut sich die gefütterte Nase, und siehe da, die Bekanntschaft ist gemacht.

Die meisten Bekanntschaften und Freundschaften sind, unter uns gesagt, heutiges Tages bloß Nasenfreundschaften. Wenn man sagen hört: der und der ist ein guter Bekannter von mir! so will das nichts sagen, als: er hat mir eine Prise Tabak angeboten. — Daher kommt's auch, daß man heutiges Tages den besten Freund um eine Prise Tabak weggeben kann, wenn's nöthig ist.

Vor Zeiten war das Herz in der Freundschaft die Hauptsache. Jetzt ist leider bei vielen Menschen die Nase an die Stelle des Herzens getreten — doch aber noch, dem Himmel sei Dank! nicht bei allen! besonders bei jungen, un-

verdorbenen Gemüthern nicht, die nicht so abgeschliffen, ausgetrocknet und erkältet sind, als viele unserer alten Figuren.

Junge, zur Freundschaft geborne Seelen, bewahret euer warmes Herz bis ans Ende eurer Tage, und laßt es nicht unter Nahrungssorgen, nicht unter den alten, steifen, herzlosen Figuren der Welt erkalten, die ein Spiel Karten zärtlicher als die Hand eines guten Menschen drücken, und euch bereden wollen, man brauche Geld nur in der Welt, um glücklich zu sein, aber kein Herz.

Behaltet euer warmes, gefühlvolles Herz, und laßt ihnen ihre Nase und ihre Einbildung! — Diese, vermuthlich schon in der Erziehung Verwahrloseten, lieben nichts, als sich selbst, und kennen den ewigen Werth treuer Liebe und Freundschaft nicht. Sie sehen nicht weiter, als — ihre Nase reicht!

Achtes Kapitel.

Ehre der Nase im männlichen Alter.

Je besser die Erziehung durch die Nase gerathen ist in der Jugend, desto höher wird der Mann und seine Nase geachtet. Mit welcher Ehrfurcht ruft nicht Jung und Alt, Klein und Groß, einstimmig und laut der Nase eines wakkern Mannes zu: „Helf euch Gott!“ oder:

„zur Gesundheit!“ oder: „wohl bekomm's euch!“ wenn die wackere Nase zu niesen geruht. Ja, man hat mir erzählt, daß, wenn in einem gewissen Königreiche Asiens die königliche Nase nieset, alle, die es hören, mit lauter Stimme rufen: „Gott helf euch!“ daß man's auf den Straßen hört; auf den Straßen rufen's die Vorbeigehenden nach; endlich rufen es alle Leute in der Stadt; die Leute auf dem Felde hören es, und rufen; dann rufen es die benachbarten Dörfer, und so geht es durch's ganze Königreich. Hier zeigt sich der Patriotismus der Unterthanen also durch den Eifer derselben um die königliche Nase.

Manche Nase, ohne eben eine königliche zu sein, kann so kräftig niesen, daß man sie, wo nicht durchs ganze Land, doch durch das ganze Dorf oder Städtlein vernimmt, und das Niesen ein wahres Erdbeben verursacht.

So ärntet also auch die Nase für ihre wichtigen Dienste Höflichkeits- und Ehrenbezeugungen im Alter ein, die man keinem andern Theile des menschlichen Körpers erweiset.

Die Herren Politiker thun sich ganz besonders auf ihre feine Nase etwas zu gut, mit der sie Alles ausspüren wollen. Aber wahrlich, dergleichen Leute, denen man die Pfiffigkeit schon an

der Nase ansieht, werden immer am leichtesten geprellt. Denn die Nase bringt den Fuchs immer am ersten in die Falle.

Wilden Thieren, welche man zähmen will, pflegt man einen Ring durch die Nase zu stecken, und sie daran zu leiten. Die Feldherren und Minister der Indianer schmücken ihre Nasen auch mit Ringen, die sie durchstecken; und wie bei uns Frauenzimmer Ringe in den Ohren tragen, tragen die Frauenzimmer anderer Völker sie als Ehrenzeichen in den Nasen. Ich weiß nicht, welche Mode vorzuziehen ist. Aber soviel ist gewiß, daß, wenn die Nasenringe in Paris Mode würden, keine vierzehn Tage vergingen, und die Weiberlein und Töchterlein in unsern kleinen Städten würden auch Nasenringe tragen wollen, so gut wie ehemals lange Schleppen und nackte Arme, oder die tief ausgeschnittenen Rücken, an denen nicht viel Erbauliches zu sehen ist.

Doch ich schweige, denn es ist böses Kriegen mit den Weibern, sobald man über ihre Staatsangelegenheiten ein Wort zu viel spricht; es ist nicht immer rathsam, jemandem den Wurm aus der Nase zu ziehen.

Neuntes Kapitel.

Strafamt der Nase.

Nachdem ich von den Erziehungs- und Ehrenämtern der Nase ein Langes und Breites gesprochen, muß ich auch vom Strafamt derselben Erwähnung thun. Eigentlich straft sie eben so sehr, als sie freilich sehr unschuldig selbst gestraft wird. Ich will mich deutlicher machen.

Leider merkt man oft auf die Nase so wenig, als auf die Lehren der Aeltern. Junge lüderliche Menschen, oft auch alte Sündenböcke, überlassen sich den gröbsten Ausschweifungen schändlicher Wollust, bis sie — sichtbar an der Nase gestraft werden, und eine ekelhafte, entsetzliche Krankheit das Innere und zuweilen selbst das Aeussere dieser edeln Hauptzierde zerfrißt und zerstört.

Wohl ziehen böse Sitten böse Zeiten nach sich. In unsern Alpenthälern, in unsern Städten, wo man so gern von der Einfalt und Tugend unserer Altvordern prahlt, wo man den Sitz der Unschuld und Gerechtigkeit vermuthen sollte, auch hier kennt man jene gräßliche Krankheit, durch welche die verspottete Tugend an ihren Verächtern gerächt wird.

Doch kein Wort mehr davon, denn es grauset mir, daran zu denken.

Da ich indessen einmal vom Strafamte der

Nase rede, muß ich noch eines andern Umstandes erwähnen, worin sich dasselbe offenbart, und dies ist — bei den Trinkern.

Bekanntlich herrscht seit geraumer Zeit in der Schweiz eine Krankheit, die von den Aerzten die Weinsucht genannt wird, und Menschen und Hauswesen verdirbt. Personen, von der Weinsucht behaftet, können nie an ein Glas Wein denken, oder kein Weinglas, auch kein gemaltes, ansehen, ohne Durst zu bekommen.

Wer zum erstenmale die Nase zu tief in's Glas steckt, bekömmt Schwindel lustiger Art, einen Tips, einen Rausch, einen Haarbeutel, oder wie man den Zustand nennt, in welchem der unsterbliche Mensch viel Aehnlichkeit mit einem sterblichen — Schweine hat, um mich verblümt auszudrücken.

Wer sich dadurch aber nicht warnen läßt, sondern sich die Nase zu oft begießt, den zeichnet die Natur nachdrücklich. Wie das Spundloch eines Weinfasses, worin der Most gährt, dampft sein Mund zuletzt widerlichen Weinodem, die Hände, mit denen er das Schöpli zu oft unter die Nase brachte, bekommen Zittern, und aus der Nase blühen Blumen wunderbar blau und roth.

Die arme Nase! — sie hat den Wein nicht getrunken und wird dafür bestraft. So müssen die

armen Unterthanen gemeinlich das Haar hergeben, wenn die Könige mit einander raufen.

Die Nase des Trunkenbolds sieht wie ein Kupferbergwerk aus, aber niemand will Kuxe darauf nehmen.

Nein, ich will's besser sagen: Weinsäufer, deren Wangen schon alle Schamröthe verloren haben, müssen sich über ihr schändliches Laster — mit der Nase schämen. So oft sich ein Zecher im Spiegel erblickt, ruft ihm die purpurfarbne Nase mit allen ihren Hügeln und Thälern zu: Weintrinker, sieh, ich werde an deiner Stelle schamroth!

Zehntes Kapitel.

Alter und Tod der Nase.

Wird endlich die Nase alt, so geht es ihr wie allen alten Dingen, man achtet ihrer wenig. Sie, die dienstbar im ganzen Leben war, wird auch im hohen Alter nicht verschont, und muß Lasten tragen, die sie sonst nicht kannte.

Es geht der Nase im Alter wie einem Roß, das in der Jugend geschmückt unter seinem Herrn dahintrabte, und endlich, wenn's alt und steif wird, in den Wagen oder Karren eingespannt wird.

Wenn die Augen nicht mehr weit reichen, rei-

ten sie auf der Nase, und der Nasensattel heißt dann auf deutsch: Brille.

Ursprünglich lebt die Nase nur im Allianztraktat mit dem Munde; sie beriecht erst, was dieser essen soll. Im Alter aber muß die Nase auch ihren beiden andern Nachbarinnen, den Augen, dienstbar werden. Und sie thut es gern. Man hat noch nie gehört, daß sie, gleich einem gemeinen Roß, sich gebäumt, hinten und vorn ausgeschlagen, und ihren Reiter abgeworfen habe. Nein, sie läßt ihn geduldig sitzen, bis ihn eine freundliche Hand wieder abnimmt.

Ihre Geduld und Friedfertigkeit ist unter uns zum Sprüchwort geworden; und wenn sich sonst niemand gern auf der Nase spielen läßt, lernt man im Alter doch Alles ertragen.

Daher sehnt sie sich endlich auch zur Ruhe. Und wenn der Mensch stirbt, ist sie es wieder, auf welche man am meisten sieht. Lachende Erben mit weinenden Augen umringen den Sterbenden, und wenn ihm die Nase spitz wird, dann ist's vorbei und der Sarg wird bestellt.

Eilftes Kapitel.

Schluß aller Nasenkapitel.

Mancher vielleicht hat schon die Nase gerümpft, weil ich zu Ehren unserer lieben Nase

so Vieles gesagt habe. Und wahrlich, doch hab' ich kaum die Hälfte erzählt von allem, was ich Rühmliches erzählen könnte.

Doch schon aus diesem Wenigen hat man gesehen, wie die Nase in der Geschichte des Menschen eine Hauptrolle spielt von der Wiege an bis zum Sterbebette.

Ich könnte nun hintennach endlich noch mit einem paar Dutzend guter Lehren kommen, wenigstens mit einigen Klugheitsregeln, wie man sich vor Ungeschicklichkeiten hüten solle, um nicht von Zeit zu Zeit eine lange Nase zu bekommen. Denn lange Nasen stehen in eben so üblem Rufe, als lange Ohren, wiewohl es schon manchem braven Manne begegnet ist, der dies oder jenes Amt hat erhaschen, dieses oder jenes reiche, oder schöne Mädchen hat zur Frau machen wollen, daß er mit einer ellenlangen Nase hat abziehen müssen. Allein ich halt' es für klug, kein Wort von solchem wunderbaren Gewächs zu sagen.

Man hat die Tadler nicht gern, sondern meint, sie sollen sich nur bei ihrer eigenen Nase nehmen, oder an ihrer eigenen Nase zupfen.

Also Punktum!

Die Leser und der Bote am Neujahrstag 1810.

Wir, die gesammten Leser und Leserinnen des aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten, Wir groß und klein, mit und ohne Perüke, in Seiden und Zwilch;

In Erwägung, daß uns der Schweizerbote schon seit sechs Jahren in aller Ordnung einen Neujahrwunsch abgestattet;

In Erwägung, daß eine Höflichkeit der andern werth ist;

Haben feierlich und einhellig beschlossen, Unserm getreuen, ehrenvesten und fürgeliebten aufrichtigen und wohlerfahrnen Botenmann zum neuen Jahr zu gratuliren, und wünschen ihm desnahen alles Ersprießliche, Heil, Glück, Segen, und was ihm sonst vonnöthen ist am Leib und an der Seele.

Schweizerbote. Ganz gehorsamer Diener! Ich finde es auch ganz in der Ordnung, daß das Spiel einmal umgekehrt wird, und meine Leser anfangen, höflich zu werden.

Die Leser. Wir wünschen vor allen Dingen, daß es ihm nie an Geld im Sack und an lustigen Einfällen im Kopfe fehle.

Schweizerbote. Habe an der Hälfte genug! Nur Geld im Sack, und die lustigen Einfälle kommen von selbst. Ich habe mein Lebtage noch keinen reichen Dummkopf gesehen, an dem man nicht Alles schön gefunden hätte.

Die Leser. Desgleichen wünschen wir, daß er im künftigen Jahre nicht so ernsthaft sei, als im vergangenen, sondern uns regelmäßig alle vier Wochen einmal etwas zum Lachen gebe.

Schweizerbote. Ihr wisset aber nicht, ob ich nicht desto mehr über euch gelacht habe im vergangenen Jahr? — Halten wir's so. Ein Jahr lach' ich über euch, und das andere lacht ihr über mich.

Die Leserinnen. Dabei aber wünschen wir, daß er uns im Frieden lasse, und nicht immer seinen Spott mit unsern neuen Moden habe. Seh' er lieber nach den Männern.

Schweizerbote. Wird geschehen, sobald ich ein Mädchen werde.

Die Leserinnen. Komm' er uns nie wieder mit seinem Theerausch.

Schweizerbote. Nein, den lass' ich den lieben Weibern.

Die Leser. Und uns Männern spreche er nie wieder vom Sonnenstich.

Schweizerbote. Ich hoffe, ihr seid davon vollkommen geheilt.

Die Leser. Und mach' er nicht immer Satyren auf unsere Stadt.

Schweizerbote. Das heißt, ich soll kein Wort mehr reden; denn ihr wohnet ja überall.

Die Leser. Auch wünschen wir, daß er uns öfters schöne Bilder bringe, und hübsch Wort halte, wenn er was verspricht.

Schweizerbote. Viel versprechen und nichts halten ist die älteste Mode, und heutiges Tages wieder die allerneueste. — Doch geb' ich, was ich habe.

Die Leser. Uebrigens hat er Recht, wenn er seinen Botenstab zuweilen in den dicken Haufen der Narren hineinschleudert.

Schweizerbote. Schon gut, aber wenn ich werfen will, bückt euch nicht alle.

Die Leser. Und werd' er nicht furchtsam, die Wahrheit zu reden.

Schweizerbote. Und ihr seid nicht furchtsam, die Wahrheit zu hören.

Die Leser. So verbleiben wir deine geneigten Leser.

Schweizerbote. Und ich euer geneigter Bote.

Seufzer einer armen Katze aus der Unterwelt *).

Miau! Miau!

Wiederhole Du, o Bote, meine stillen Klagen, die ich in der Unterwelt an den Ufern des Höllenflusses seufze! Der alte Fährmann, der die Seelen über den Strom führt, ist erschrocken, da er plötzlich anderthalbtausend Katzen erscheinen sieht. „Ich habe“, sprach er, „alle Tage viel Hundert Helden überzuschiffen, die sich für ihre gerechte Sache gegenseitig todtschlagen: wie könnt' ich noch anderthalbtausend Katzen in mein Schiff laden? — Die Katzen müssen warten. Miau! Miau!

Ich will Dir die Geschichte unsers Unglücks erzählen. In den Jahrbüchern des Katzengeschlechts ist kein größeres gefunden worden. Ach, was ist die Liebe für ein wüstes Ding! Die Liebe war Schuld an der Zerstörung Troja's, und die Liebe war Schuld an der Hinrichtung von so vielen hundert schönen, zarten, niedlichen, weichen, glücklichen Katern und Katzen. Miau! Miau!

---

*) Die Polizei hatte in einer Schweizerstadt im Jahr 1810 alle Katzen tödten lassen.

Als ich vor etlichen Wochen spazieren ging, um den schönsten aller Kater zu sehen, der mein gefühlvolles Herz erobert hatte — einen dreifarbigen Kater, schön wie Amor — fand ich ihn nicht weit vom Brunnen, wo sonst sich auch manches sieht, was sich liebt und lieben lassen will. Miau! Miau!

Unsere Herzen schlugen einander entgegen; unsere Augen funkelten von dem Feuer der Zärtlichkeit. Mein Kater, einer der schönsten Sänger in der ganzen Stadt, stimmte mit süßen Tönen eine Arie an. Mein Herz schmolz in Entzücken. Ich konnte mich nicht enthalten, in seinen zaubervollen Gesang einzustimmen. Miau! Miau!

Wir wurden immer rührender. Ich that ihm das Bekenntniß meiner Gegenliebe. Nichts sollte uns trennen. Da störte uns in der zärtlichen Unterhaltung ein Menschenfuß, der meinem Kater erbärmlich auf den schönen Schwanz trat! Miau! Miau!

Theils aus Schmerz, theils aus Stolz, sich vor meinen Augen mißhandelt zu sehen, setzte sich mein Kater wie ein Held zur Wehr, kratzte und biß. Ich floh mit Entsetzen davon. Miau! Miau!

Denke Dir die grausame Rache unsers Feindes! Er geht hin, und verklagt unser ganzes Geschlecht; behauptet, wir seien toll. — Ach, seit wann ist denn die Liebe eine Tollheit? Seit wann heißt denn die Nothwehr der Unterdrückten eine

Tollheit? — Doch es war um uns geschehen, und nun ging die blutige Verfolgung gegen uns an. Miau! Miau!

Anderthalbtausend Katzen und Kater wurden hingerichtet; wir machten eine der artigsten Kolonien aus. Auch mein theurer Kater starb den grausamsten Tod. Miau! Miau! — Ich war untröstlich. Meine theure Gebieterin setzte mir umsonst Milch und Leckerbissen vor. Sie zitterte für mein Leben. Sie führte mich in ihrer Kutsche, auf ihrem weichen Schoos aus der furchtbaren Stadt. Wo ich durch die Straßen fuhr, glaubte ich viele Schönen mit rothgeweinten Augen zu sehen, die um den Tod ihrer süßen Lieblinge wehklagten. Miau! Miau!

Auf einem Landgute sollt' ich bleiben, um Luftveränderung zu geniessen. Ich sollte, um mich zu trösten, die Gegenstände der allgemeinen Trauer nicht mehr sehen. Umsonst. Ich entwischte; denn meine Sehnsucht rief mich zum Grabe meines dreifarbigen Katers. Ich war noch nicht zur Stadt gekommen, da drang eine tödtliche Kugel durch mein treues Herz. Miau! Miau!

O wie viel tausend Thränen haben uns die schönsten Augen nachgeweint! Wie viele Seufzer wurden unsertwillen geseufzt! Die reizendsten Frauen und Töchter schämten sich ihrer Wehmuth nicht um uns. Wie viele junge Herren hätten uns

um solche Seufzer beneiden mögen! Das ist in der Unterwelt noch unser Trost und Stolz. Das Glück widerfährt manchem Gemahl nicht von seiner Gemahlin. Miau! Miau!

Du, o Bote, trage unsere Klagen aus der Unterwelt zu den Ohren der schönen Gebieterinnen. Sage ihnen, daß wir uns noch im Reich der Schatten von ihren Schmeicheleien, ihren Liebkosungen unterhalten, für die mancher junge Herr gern in den Tod gegangen sein würde. Noch an den Ufern des Styx ertönet das Lob ihrer zärtlichen Pflege. Miau! Miau!

Die verkehrte Welt.

(In zwölf Bildern.)

Vor Zeiten lebte in Japan der weltberühmte Maler Hoppelpoppel, der im Irrenhause gestorben ist. Er hatte nämlich den Einfall, Prophet zu werden, und zu prophezeien, die Welt würde mit der Zeit ganz verkehrt werden; die Leute würden lieber auf dem Kopfe, als auf den Beinen stehen; die Kinder klüger, als die Aeltern sein; die Bauern gescheuter in Gottes Wort sein, als der Herr Pfarrer; der Rock würde besser sein, als der Mensch; Kinder würden schon verliebt thun,

und junge Herren im dreißigsten Jahre betagte Greise sein; man würde einander um ein Stückchen blauen Dunst die Hälse brechen, und dann nach vollbrachter Mörderei in den Kirchen „Herr Gott dich loben wir!“ singen; man würde beweisen, der Schnee sei schwarz, und die Maus stelle der Katze nach dem Leben, und wer das nicht glauben wollte, der würde zur ewigen Pein verdammt werden.

Dieses und dergleichen weissagte der berühmte Maler Hoppelpoppel, und machte darauf zwölf unübertrefflich schöne Bilder, worin er die künftige verkehrte Welt zur Schau stellte. Die Mufti's in Japan wurden darüber aufgebracht, weil sie sich allein mit Prophezeihungen abgeben dürfen, und thaten den Hoppelpoppel in Bann. Dann kamen die Doktoren, und klistirten den armen Hoppelpoppel auf Leib und Leben, und sperrten ihn ins Irrenhaus. Endlich kamen die Philosophen und demonstrirten, daß Alle Recht hätten. Dann kamen die Advokaten und Juristen, und kondemnirten den armen Hoppelpoppel zur Bezahlung aller Unkosten. So war man mit ihm fertig, und zwar von Rechtswegen, weil ausser Hoppelpoppel keiner was dagegen hatte.

Trotz der bannenden, klistirenden, demonstrirenden und kondemnirenden Freunde der Menschheit hatte Hoppelpoppel Recht, wenn gleich nicht

von Rechtswegen. Denn das Recht liegt leider oft weit vom Rechtswege.

Obgleich Hoppelpoppel schon seit einigen tausend Jahren gestorben ist, blutet doch mein Herz vor Wehmuth, und ich muß seine Ehre vertheidigen, was mir sehr leicht fallen wird. — Ich will beweisen, daß seine Prophezeihung größtentheils erfüllt ist, daß wir in der verkehrten Welt wirklich schon leben, und daß, was noch nicht da ist, wohl noch kommen kann.

Um dies zu beweisen, will ich nur Hoppelpoppels berühmte zwölf Bilder von der verkehrten Welt nach ihrer verschiedenartigen Bedeutung hier ohngefähr andeuten.

Das erste Bild.

Ei, wie fein spinnt doch der Mann,
Und das Weib hat Waffen an.

Ist das nicht eine Ehestandsgeschichte, wie man jetzt in vielen Häusern hat?

Zum Beweise, daß die Weiber immer Recht haben, wenn sie auch nicht Recht haben, trägt die Frau auf dem Bilde den Säbel an ihrer rechten Seite, wenn es gleich sonst für den Säbel nicht die rechte Seite ist. Und zum Beweise, daß alles, was vom zärtlichen Herzen kömmt, entzückend sei, führt sie den Stock oder Hauszepter in der linken Hand, die vom Herzen kömmt.

Mancher spricht zu seiner Hausehre: „Nein, Katherli, nein, so arg ist es bei uns noch nicht. Du hast ja nie einen Säbel um, und keine andere Waffen, als höchstens Deine liebe Zunge, und Deine kleinen Nägel an den Händen; führst auch nie einen Stock, brauchst ihn auch nicht, da Du mit Löffeln, Tellern und Platten so geschickt kanoniren kannst, als hättest Du es in einer Artillerieschule gelernt. Auch müssen Dir alle französische Generale zugestehen, daß Bomben, Karthaunen, Haubizen unhörbar sind, wenn Du Dein liebenswürdiges schönes Mündchen einmal zum Zanken gebrauchen wolltest, welches freilich selten geschieht, höchstens in der Woche siebenmal."

Wer ein solches Katherli nicht hat, kann freilich von Glück sprechen: aber regiert wird er dadurch dennoch, er stelle sich wie er wolle.

Die Weiberlein regieren, wenn nicht mit Gewalt, doch durch List; wenn nicht mit Zorn, doch durch Liebe; wenn nicht mit der Zunge, doch durch die schönen Augen. Der Mann führt den Titel, die Frau das Amt; der Mann geht auf's Rathhaus, aber er ist nur Deputirter seiner Gemahlin.

Was das Aergste ist, sind die Männer froh, daß es so ist. Sie wollen das Joch gar nicht abschütteln, besonders wenn es von schöner Hand aufge-

legt wird. Die Frauen schnallen sich nicht immer den Säbel auf die rechte Seite; sie richten mit einem einzigen Kuß von rothen Lippen mehr aus, als wenn sie sich einen Schnurrbart wachsen liessen. Zwei freundliche Arme, die sie uns entgegen strecken, sind stärker, als eiserne Ketten; und eine Thräne aus ihren Augen richtet mehr Verheerung im Herzen des armen Mannes an, als eine Bombe, die auf einen Pulverthurm fällt.

Zweites Bild.

Seht den Esel herstolziren!
Er erkühnt sich, zu barbiren.

O einfältiger, demüthiglicher Hoppelpoppel! Welche Bescheidenheit, aus einem Esel nichts, als einen Bartscheerer zu machen! Heutiges Tages macht man aus Eseln ganz andere Leute! Man läßt sie alle freie Künste treiben.

In alten Zeiten hatte man nur sieben freie Künste, und das Bartscheeren war nicht unter diese sieben begriffen; in unsern Zeiten sind der freien Künste, die jedermann treiben kann, siebenundsiebenzig geworden. Es werden Wenige sein, die sich nicht vollkommen darauf verständen, Bärte oder Leute zu scheeren, Gänse oder Staaten zu regieren, Hosen oder Gesetze zu machen u. s. w. u. s. w. Mancher treibt heutiges Tages allein sechs Gewerbe zu gleicher Zeit, und bringt doch nichts Gescheutes heraus.

Was sich in unsern aufgeklärten Tagen aber aus einem rechten, braven Esel Vortreffliches machen lasse, ist bekannt genug. Man darf's nur den Leuten nicht immer laut sagen, denn es ist jetzt umgekehrt, wie sonst, jetzt heißt die sonnenklare Wahrheit Unbescheidenheit.

Auch nennt man die zünftigen Esel, dito welche in Aemtern stehen, dito welche von Zinsen leben und andere Dito's nicht mehr bei ihrem ehrlichen Geburtsnamen, sondern läßt diesen höchstens nur denjenigen, welche noch, nach uralter Gewohnheit, von Gras und Disteln leben.

Bekanntlich sprechen die Esel kein Wort so rein, so deutlich und verständig aus, als ihr Y a! Y a! Y a! — Aus bloßer Höflichkeit nennt man sie daher auch an manchen Orten, wo sie mit Rathen und Thaten umgehen müssen, kurzweg Y a-Herren, oder nach neuester Rechtschreibung Ja-Herren.

Ein wohlkonditionirter Esel muß lange Ohren, ein dickes Fell, eine laute Stimme haben und tückisch sein; vier Eigenschaften, von welchen nur die Langohren als überflüssig angesehen werden, weil sie am Ende doch nur zum bloßen Zierrath dastehen.

Aber nichts Brauchbareres für einen Handwerks- oder Kunst-, Staats- oder Raths-, Stan-

des- oder Landes-Esel, als ein solides dickes Fell. Stachle ihn, wie du willst, er fühlt weder Stich noch Hieb, und läßt sich nicht aus seinem Eselstakt bringen.

Die laute Stimme verrichtet in Dorf- und Landsgemeinden, in Berathungen und Wortwechseln Wunderdinge. Die vernünftigsten Leute behalten Unrecht, wenn einer hervortritt, der statt gesunder Vernunft eine gesunde Lunge hat, und fürs Vaterland brüllt.

Endlich heimtückisches Wesen, mit anständiger Dummheit verbunden, kann einen gnädigen Herrn machen.

Drum, du guter Hoppelpoppel, hast du es schlecht getroffen, das du deinen Esel nur zum Bartscheerer machtest. Wir können sie zu wichtigern Aemtern gebrauchen.

Drittes Bild.

Auch der Blinde führen soll
Einen, der da siehet wohl.

Nichts billiger als das! Die Sehenden haben lange genug die Blinden geführt. Jetzt kann auch die Reih' einmal an die Blinden kommen.

Hat doch der berühmte General der Hussiten, nämlich Ziska, ob er gleich stockblind war, eilf Bataillen gegen die kaiserlichen Armeen gewonnen.

Wie viel Generale haben nicht in unsern Tagen eilf Bataillen mit sehenden Augen verloren!

Weil die Blinden sich jetzt überall zum Führeramt drängen, legen die jungen Herren, um beizeiten blind zu werden, schon als Knaben Brillen auf die Nase, und spazieren damit auf den Gassen.

Wer gesunde Augen hat und schlichten Menschenverstand, den schickt man in elende Schulen, wo man vom Schulstaub recht ordentlich blind wird. Darum taugt Pestalozzi nichts, weil er alle Leute sehend machen möchte.

Die Blindheit ist, wie es scheint, an vielen Orten zur Gerechtigkeit gut; nicht vergebens wird die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen gemalt. Ein Richter, sagt man wohl, muß blind sein für das Ansehen der Person, und nur Ohr für die Stimme der Unschuld haben. Mit dem Blindsein hat's auch wohl zuweilen seine Richtigkeit, aber nicht immer mit dem Ohr, weil, wenn man stark mit dem Geld klingelt, die Stimme der Unschuld nicht recht vernehmlich verstanden werden kann.

In einer Dorfgemeinde hatte man einen alten blinden Mann zum Hirten der Schafe und Geissen gemacht. Wenn nun das Vieh in die Einschläge lief, ging der blinde Führer der Heerde immer frei aus, weil er schwor, er habe es nicht

gesehen, und wegen eines Naturfehlers könne man keinen strafen.

Oft ist es gar zu gut in dieser Welt, für vieles keine Augen zu haben. Mancher hat schon den Kopf darüber verloren, weil er dem Dienst seiner Augen nicht entsagen wollte.

Die blinden Führer leiten zwar oft die Sehenden über Stock und Stein in Bach und Graben — daher entsteht dann wohl das unzeitige Näsonniren der Augenhaber; aber das Näsonniren läßt sich mit einer Kleinigkeit verhindern, man stopft den Leuten nur das Maul, und wenn Alles schweigen muß, hat der Blinde allein Recht. Wir haben in unsern Tagen ganze Länder voller Sehenden durch wenige Blinde in den Koth führen gesehen. — „Aber, ihr Narren, es ist ja kein Koth da,“ ruft der Blinde, „denn ich sehe ihn nicht.“ — „Gut,“ sagen wir Andern, „wir haben dann auch nichts gesehen!“

Einer von den bitterbösesten Prophetengedanken des berühmten Malers Hoppelpoppel war dieser, daß er unter anderm weissagte, es werde endlich einmal in der Welt beständige Fastnachten geben, wo man alle Tage in Masken und Larven herumliefe, und Jeder eine andere Person vorstellte, als er wirklich wäre. — Die Gelehrten und Professoren sprachen damals: Hop-

pelpoppel ist ein Narr; es kann so wenig alle Tage Fastnacht, als alle Tage Neujahr oder Lichtmeß, oder Sylvester sein. — Aber die Professoren hatten Unrecht, und der Maler hatte Recht. — Die Leute treiben heutiges Tages Fastnachtsspiel von einem Hornung bis zum Hornung des andern Jahres. Sie brauchen dazu keine Larve, als die sie von Natur haben; Jeder weiß sein Gesicht zu falten, daß man nie erräth, was dahinter steckt; und auf die Kleider muß man gar nicht sehen, denn alle verkleiden sich auf die artigste Weise.

Man sehe nur

Das vierte Bild.

Der Baur den Herrn vor sich zitirt,
Denn Fastnacht wird all' Tag geführt.

Der Bauer zitirt vermuthlich den Herrn vor sich, weil der Herr die Zinse nicht richtig an den reichen, runden, dicken Bauer abträgt. Man sieht, der Bauer im Lehnstuhl, mit der Brille auf der Nase und dem großen Buche vor sich, gibt dem magern Herrn einen so harten Bescheid, daß dieser darob höchlich entsetzt ist. Vermuthlich ist trotz Degen und Perüke so ein Wort von Lump gegen ihn gefallen, und daß man den Degen und die Perüke im Nothfall verganten *) könne.

Daß der Bauer die neueste Mode mitmachen

*) Versteigern an die Meistbietenden.

könne, sieht man aus seinem Hausrath. Er hat sich, weil er Geld hat, zum Herr Von, oder zum Herr Baron oder Herr Graf machen lassen, und ist nun hochwohlgeboren; denn nicht das Herz adelt, sondern das Wappenschild. Stammbaum und Geschlechtsregister hängen über dem Bauer, wie ein Apfelbaum groß. Er beweiset daraus, wie jeder Edelmann, daß er mit allen Kaisern und Königen der Welt etwas weitläuftig verwandt sei, weil ihr Ur-Ur-Ur-Ahnherr Herr von Adam hieß, dessen Gemahlin Frau von Eva war.

Das ist übrigens heutiges Tages nichts Neues. Geschichten, wie man auf dem Bilde sieht, wo ein vornehmer Herr vor dem Bauer Kratzfüße macht, wo der alte Edelmann vor dem neuen als unterthäniger Diener steht, wo der Junker geht und vom Bauer Geld leiht — es ist so alltäglich, man macht kein Aufhebens mehr davon. Vor einigen hundert Jahren, zu Hoppelpoppels Zeiten, mochte das freilich anders sein. Aber seitdem haben Sparsamkeit, Fleiß und Kenntniß manchen braven Bauersmann und Bürger emporgehoben, und hingegen hat Stolz, Verschwendung und Unwissenheit manchen Junker und gnädigen Herrn zum armen Ritter gemacht.

Wenn Herr Hoppelpoppel heut zu Tage lebte, wenn er sähe, wie in vielen Dörfern die Land-

leute ihre Kinder so brav schulen, und zur redlichen Arbeit anhalten; wenn er sähe, wie in manchen großen Städten die jungen Herren lieber herumschwärmen, als etwas lernen, und das Geld verstreuen, was der Fleiß ihrer Väter gesammelt: — ich wette, Hoppelpoppel hätte prophezeiht, die Dörfer werden endlich Städte und die Städte Dörfer werden.

Aber auf die ewige Fastnacht zurückzukommen, so muß man eingestehen, daß keine Hoppelpoppel'sche Prophezeihung richtiger eingetroffen ist, als diese. Denn nur wenige Menschen kleiden sich, die meisten verkleiden sich.

Siehst du die Alte, wie sie über die Straße läuft, wenn's zur Kirche läutet? Wie begierig ist sie zum Gottesdienst; wie andächtig hängt sie den Kopf, wie fleißig murmelt sie ihr Gebet, wie fromm verdreht sie die Augen! — Du meinst, sie sei die Frömmste aller Frommen? Du Narr, es ist Fastnacht! Sie kratzt daheim dem Manne fast die Augen aus, klatscht von einem Haus ins andere, und hetzt alle Nachbaren gegen einander.

Du bewunderst da den Herrn, der nicht anders, als um Dublonen spielt, in Kaffeehäusern der Erste und Letzte ist, Bediente und Pferde hält, in Sammt und Seide nach der neuesten Mode geht — bewunderst seine Leutseligkeit, mit welcher er einem schlichten Handwerksmann die Hand drückt

— — du Narr, es ist Fastnacht. Der reiche Herr hat schon zweimal Bankerot gemacht, ist ärmer, als ein Bettler, und das Haar auf dem Kopf und den Bissen im Magen schuldig. Der schlichte Handwerksmann ist sein Gläubiger, und will ihn betreiben lassen.

Du siehst da die schüchterne, unschuldsvolle Jungfrau mit der Engelsmiene. Du bewunderst ihre Sittsamkeit, ihre Anständigkeit, mit der sie den Blicken der Männer ausweicht. Du Narr, es ist Fastnacht — sie hat drei Kinder gehabt und ist doch noch Jungfrau.

Du hast Ehrfurcht vor dem grundgelehrten Herrn, der auf der Straße in tiefen Betrachtungen geht, vornehm über die Achsel grüßt, von Kaisern und Königen spricht, allen Mächten guten Rath ertheilt, und Bücher über Bücher liefet. Du Narr, es ist Fastnacht, der Mann hat kurzen Verstand und lange Zeit; er liefet Liebeshistorien und Komödien oder Zeitungen, gibt allen Kaisern guten Rath, aber nicht schriftlich, weil er nicht drei Zeilen ohne dreißig Sprachfehler schreiben kann.

Ausser über Bileams Esel haben die großen Geister und die Gelehrten über nichts so lebhaft gestritten, als über den wahren Sinn des fünften prophetischen Bildes vom unsterblich-berühmten

Hoppelpoppel. Der Schweizerbote hat das ehrenwerthe Glück, kein Gelehrter zu sein; daher streitet er nicht, und sagt in seiner Einfalt, wie er's weiß.

Betrachtet nur

Das fünfte Bild.

Selbst dem Bauer, toll und voll,
Der Soldat aufwarten soll.

Wegen Bileams Esel stritt die Partei der Orthodochsen und Heterodochsen, vielleicht auch noch manche andere Partei von Ochsen, lang und breit. Bei diesem Bilde ging's nicht besser.

Weltkundigermaßen war es in alten Zeiten wohlhergebrachte Sitte, daß der Bauer oder Bürger, der ein Wirths- oder Pintenschenk- und Tavernen-Recht besaß, dem Soldat aufwartete, wenn er — Geld hatte. Die löbliche Mode kam oft ab, und Bauer und Bürger mußten den Soldaten auch unentgeldlich aufwarten lernen, wie man wunderliche Exempel hat. Aber daß die Welt zuletzt sich noch so verkehren, und der tapfere Soldat dem Bauer unterthänig aufwarten würde — der Einfall konnte nur einem Hoppelpoppel in den Kopf steigen.

Die Herren von der Partej der Heterodochsen behaupten nun, Hoppelpoppel habe Recht. Die Zeit werde noch kommen, wo auf Erden der Soldat am rechten Platz stände; nämlich im Kriege

vor den Kanonen, im Frieden zu Diensten des Bürgers und Bauers, der ihn durch seine Abgaben ernähren muß. Es werde eine Zeit geben, wo endlich ewiger Friede und ewige Freundschaft zwischen den Potentaten geschlossen würde (ist schon oft dergleichen geschlossen, aber die Ewigkeiten waren gewaltig kurz!), dann werde man die Soldaten sich auf ruhige, ehrsame, nützliche Hanthierungen und Gewerbe legen sehen, z. B. auf's Wirthen, Barbiren, Klystiren, Musiziren, statt auf das bisherige Füsilliren, Bombardiren, Scharmuziren u. dgl.

Jedermann sieht, das ist eine alberne Träumerei!

Die Partei der Orthodochsen hingegen behauptet: Hoppelpoppel wird nicht Recht haben, sondern hat schon in vielen Ländern Recht, wo die tapfern Kriegsvölker den Bürgern und Bauern, laut vortrefflichem Kriegsrecht, Alles genommen haben. Da ist der Eigenthümer von Haus und Hof getrieben, und der Eroberer bewirthet ihn recht höflich, wie einen Fremden, mit dem eroberten Wein. — Und ist denn das so etwas Ausserordentliches in unsern Zeiten? Wie manchmal sind nicht die Kaufleute einer geplünderten Stadt zu den Herren Soldaten gegangen, und sind Käufer ihrer eigenen Waare geworden, wo sich dann die Soldaten in Krämer, Geldwechsler

und Kaufleute verwandelten! War das nicht verkehrte Welt? Haben wir diese verkehrte Welt nicht zur Kriegszeit oft bei uns sogar im Schweizerland gehabt?

Wenn ein Krieg lange dauert, kömmt's allemal darauf hinaus, daß die Soldaten Herren, und die Bürger und Landleute gehorsame Diener derselben sind; daß die Soldaten nicht eigentlich beim Bürger und Bauer, sondern Bürger und Bauer beim Soldaten einquartiert liegen, daß der Soldat Meister im Haus ist, nach Gefallen gastirt, traktirt, und dem ehemaligen Hausherrn großmüthig gestattet, ein Schöpli mitzutrinken.

Ist freilich verkehrte Welt, aber darum hat auch Hoppelpoppel Recht, und gehört nicht ins Narrenhaus.

Unter andern wunderlichen und verkehrten Dingen in dieser oft verkehrten, selten bekehrten Welt hatten wir auch einmal, wie man sich vielleicht hin und wieder noch erinnern mag, in Frankreich und Rom, in Holland und Neapel, und sogar in unserer eigenen lieben Schweiz eine Revolution. – In einer Revolution steht eigentlich das ganze Land auf dem Kopfe, sintemal das Hinterste zuvorderst, das Oberste zuunterst gekehrt wird.

Nun freilich haben sich Land und Leute hin und wieder besonnen; manche glauben, es stehe

alles wieder auf den Füßen, wie vor Zeiten. Es kömmt darauf an, ob man gute Einbildungskraft hat. Ich vermuthe, es liegt noch manches, statt auf dem alten Fuß zu stehen, oder hat, statt auf die alte Art zu gehen, nur — kriechen gelernt.

So lächerlich, ärgerlich und widersinnig es auch sein mag, auf dem Kopfe spazieren gehen zu wollen, läßt sich doch nicht läugnen, daß es zuweilen auch einen Nutzen gehabt hat. Man macht zuweilen mit der Nase am lieben Erdboden wunderbarliche Entdeckungen, wie man schwerlich von einem Thurm herab gemacht haben würde. Und wenn man einmal auf dem Kopf gestanden, weiß der Kopf aus eigener Erfahrung, was eigentlich die armen Füße schwer zu tragen haben. Er hat Respekt vor denen, die er sonst von oben herab verachtete; er lernt ihre großen Dienste schätzen; er weiß, daß, wenn sie ihm diese Dienste einmal wieder voll Unwillens versagen, er platterdings mit der Nase wieder im Staube liegt. Genug, es ist nichts so Böses in der Welt, daß es nicht auch seinen Nutzen hätte.

Der berühmte Prophet Hoppelpoppel hat nun diese Revolutionszeit längst voraus geweissagt in seinen vortrefflichen Gemälden. Er that dies in seiner ganz eigenen Art, auf eine unverbesserliche Weise. Siehe

Das sechste Bild.

Und das Schaf den Hirten scheert,
Wie er ihm zu thun begehrt.

Ja wohl! Das Schaf scheert den Hirten! Und das dumme Thier, statt seinem Hirten nur das Haar vom Kopfe zu scheeren, hat ihm sogar den Kopf vom Rumpfe geschoren, was eben so übel sein mag, als wenn der Hirt aus Gewinnsucht seine fromme und gehorsame Heerde, statt zu scheeren, allergnädigst schindet. — Jedermann wird mit mir einverstanden sein, beides sei etwas ungeschickt.

Das Schaf im Hoppelpoppelschen Bilde sieht zwar sehr klug und geistreich bei seinem Regentengeschäft aus; bei dem allen aber bleibts doch nur ein kluges Schafsgesicht, das sich auf der fetten Weide in natürlicher Stellung viel besser ausnehmen würde, als in der unnatürlichen Sitzung am alten unfruchtbaren Nußbaum.

Ein ächter Prophet, wie der große Hoppelpoppel, hat immer die Gewohnheit, verblümter Weise zu reden. Er hätte können, statt des Schafes und des Hirten, die Revolution auf ganz andere Art versinnlichen und andeuten; er hätte können ein paar brennende Schlösser, oder einen Bündelkrieg, einen ehrbaren Landsturm, gottesfürchtige Bauern mit leeren Säcken gegen eine zu plündernde Stadt, einen Prahlhans in der Lands-

gemeinde, vor dem alle Stiere verstummen, oder dergleichen erbauliche Sachen malen. Nein, Hoppelpoppel malte das Schaf und den Hirten, dem der Tituskopf geschoren wird, und er hat's getroffen, Er zeigte damit nicht einen Theil, sondern die ganze Gestalt der Revolution an, nnd die verkehrte Welt.

Das siebente Bild.

O, seht mir doch nur, ei, ei, ei!
Es lernt der Herr vom Papagei.

Allerdings muß man sich darüber wundern, wie ein so ehrbarer, gesetzter, wackerer Herr, mit einer wahrhaften Raths- und Staatsperüke, im Käfig sein, und dem Papagei nachplaudern könne. Allein es ist wohl mancher Andere nicht besser daran, den seine Frau Gemahlin im Käfig des heiligen Ehestandes gefangen hält, und ihm da vorsingt, was er in der Amtssitzung, in der Gesellschaft, im Rath, in der Gemeinde, oder auch nur diesem oder jenem Herrn Vetter Gevatter zu sagen habe. So was läßt man hingehen! — Die Papageiherren sind gewiß ganz unschädliche Sprachrohre oder Trompeten der Frau Liebsten. Und wenn die Frau Liebste einen Papagei heirathen mußte, kann man es ihr verdenken, wenn sie ihn fleißig füttert und reden lehrt?

Es wäre erstaunlicher, daß ein Papagei, wie

wir in Hoppelpoppels Bild sehen, einen Menschen belehrt, wenn wir nicht schon zu sehr daran gewöhnt wären, überall Papageien zu finden, die sich für klug halten, weil sie nachplappern können.

Du fragst: Aber wo sind denn die Papageien? Geh du getrost in ein Dorf, oder in ein Städtlein, erzähle etwas Ungereimtes, sogleich wird es dir die ganze Stadt oder das Dorf nachplappern; vielleicht wird sich sogar ein Zeitungsschreiber finden, der es drucken läßt, und das Städtlein oder Dörflein wird dir wie ein Käfig voller Papageien vorkommen.

Papageien plappern, ohne zu denken; sie verstehen selbst nicht, was sie plaudern. Wie fragst du nun noch, wo sind Papageien? — Ich frage dich umgekehrt: Wie viele Leute gibt es, die immer bedenken, was sie sagen? die immer wissen, was sie plappern?

Papageien überall, überall Papageien!

Das achte Bild.

Ja, der Kranke bild't sich ein,
Klüger als der Arzt zu sein.

Das ist gar nichts Ungewöhnliches und Wunderbares; ja, weil die Welt nun einmal so verkehrt ist, wäre es recht zum Verwundern, wenn

alle Leute plötzlich bescheiden würden, und jeder Schuster bei seinem Leisten bliebe.

Der Kranke greift dem Doktor nach dem Puls, und beschaut mit Kennermiene den Harn; der Tambour, Pfeifer und Soldat macht's in seiner Art eben so, beurtheilt seinen General, und versteht es besser, den Krieg zu führen, als er; — Kinder wollen Alles besser wissen, als die Aeltern; — Schüler wollen klüger sein, als der Lehrer, und spielen ihm, zum Beweis ihrer Klugheit, Bubenpossen; Handwerker tadeln die Verfügungen ihrer Regierungen, — Bauern, die kaum lesen und schreiben können, meistern die Gelehrsamkeit ihres Pfarrers, und wollen ihm zeigen, wie er Religion zu lehren habe; bankerote Kaufleute verstehen sich am besten auf Oekonomie, und Leute, die die übelgezogensten Kinder haben, lehren und schreiben über die beste Kinderzucht. Das ist alles in der Ordnung!

Dies Allesbesserwissenwollen ist eine Hauptkrankheit unserer heutigen verkehrten Welt.

Hoppelpoppel drückte dies sehr richtig durch den Kranken auf dem Bette aus, der dem Doktor den Puls greift. Er meinte, das Allesbesserwissenwollen sei eine Geisteskrankheit und Seelenverkehrtheit.

Es hat kein Mensch so viele Kollegen, als ein Doktor!

Vorzeiten hat es (sagt man) Zauberer und Hexenmeister gegeben, welche die Kunst verstanden, daß die Kühe blaue Milch, oder wohl gar blutige Milch gaben, oder daß sonst etwas nicht in rechten Wegen ging. Seit man an keine Gespenster mehr glaubt, erscheinen keine mehr. Das scheint mir zu beweisen, es hat nie dergleichen gegeben, sondern die abergläubigen alten Weiber (es gibt aber auch alte Weiber mit Bart und Hose!) haben sich nur dergleichen Dinge eingebildet.

Mag's aber mit den Gespenstern sein, wie es will, mit den Hexenmeistern hat es gewiß noch heutiges Tages seine Richtigkeit, und die Obrigkeit sollte ein Einsehen in der Sache thun.

Diese Leute treiben es an manchen Orten jetzt ärger, als vor alten Zeiten, und das ist nicht löblich. Sie verwandeln ehrbare Leute in Vieh, und lassen sie oft viele Stunden lang in dieser Verwandlung zappeln. Ich kenne einen Mann, der mir schon längst verdächtig war, welcher durch gewissen Trank, den er den Leuten beibringt, sie in Ochsen, Hunde, Wölfe, Büffel, Esel, geile Böcke, Säue und andere häßliche Gestalten verwandelt. Dieser Hexenmeister ist ein Wirth; sein Zaubertrank ist der Wein.

Eine solche Verwandlung an dem Wirthstisch stellt der prophetische Maler Hoppelpoppel in folgendem Bilde vor.

Das neunte Bild.

Wie verkehrt ist es doch hie,
Wenn am Tische sitzt das Vieh.

Ja wohl Vieh! Und dazu recht auserlesenes. Die Herren Affe, Esel, Schwein, Schaf und Geißbock nebst Zubehör waren gewiß, ehe sie der Wirth verwandelte, recht gute Christen und ehrbare Leute; der Affe vielleicht ein Künstler oder Handwerker, das Schwein ein Mann im Amt, das Schaf ein gelehrter Herr, der Geißbock mit dem Bart ein tapferer Militär. Das ist nun alles anders geworden! — Ach, mancher, der dies Bild genau betrachtet, wird an sein Herz schlagen und bei sich denken: „Ich bin auch schon manchmal verhext gewesen; ich lag ohne Verstand wie ein Schwein; oder ich ward zum geilen Bock, und redete Zoten; oder ich schrie bei Tische, wie ein Esel, und verrieth meine Dummheit; oder ich ward ein Schafskopf, und plauderte aus, was ich hätte geheim halten sollen; oder ich ward zum Affen, und wenn einer ungeschickte Possen trieb, wollte ich das Ding nachmachen und trieb es noch viel ärger!“

Daß hier das Vieh regiert, bemerkt man schon an den Fenstern, die zerschlagen sind. Denn wenn der Zaubertrank seine gute Wirkung, oder vielmehr seine böse thut, fährt das Vieh gewöhnlich wüthend gegen einander. Den folgenden Tag geht's

zum Scheerer und zum Friedensrichter. — Der Hexenmeister aber streicht das Geld ein, und lacht sie aus. Er weiß, sie kommen dennoch wieder, und er verwandelt sie immer wieder in allerlei Gestalten.

Man sollte daher manche Pintenschenke und manches Gasthaus Hexenstübli heißen. Wahrlich, ich sah schon vernünftige Leute hineingehen, Vieh wieder herauskommen, das sich sehnte, auf allen Vieren zu kriechen. Dann hörte ich den Einen grunzen, den Andern meckern. — Ist das nicht Hexenwerk ohne alle Hexerei?

Es gibt der Bauern und Städter viel, die beim Glase Wein lieber Vieh, als beim Glase Wasser Engel werden möchten.

Man straft zuweilen die in Vieh verwandelten Menschen, daß sie die Wirthshäuser meiden müssen, in denen sie des Weins zu viel nehmen, und gibt ihnen als Ehrenzeichen einen langen, dicken Stecken zu tragen. Wie wär's, wenn man auch die Hexenmeister zuweilen strafte, wenn sie gern des Weins zu viel geben? Man sollte ihnen Hoppelpoppels Bild als Schild über die Thür setzen.

Am verkehrtesten sieht es aber heutiges Tags im Geldbeutel aus!

Vorzeiten hätte das theure Zeit, Hungersnoth, Jammergeschrei und Zeter gegeben; heut zu

Tage nimmt man eine Prise, und lebt lustig von einem Tag in den andern hinein; macht Schulden und denkt recht vornehm — nicht ans Bezahlen. Ist das nicht verkehrte Welt?

Vorzeiten hätte bei solchem Geldmangel es geheißen: strecke dich nach der Decke!

Heut zu Tage streckt man die Decke nach sich, wenn's auch ein Loch gibt. Je weniger Brod im Haus, je lustiger im Wirthshaus. Knechte kleiden sich so vornehm, als die Herren; und Mägde, statt für ihr Hochzeitbett zu sparen, hängen sich theure Lumpen um die Rippen, und denken: mit Göller und Fürtuch fischt man sich einen Mann!

Und das ist's gerade, was der weitsehende Hoppelpoppel recht gut vorausgesagt hat. Betrachtet nur recht aufmerksam von ihm

Das zehnte Bild.

Uebermüthig reit't der Knecht,
Und der Herr nachgehet schlecht.

Seht, wie Hans Jockeli daher galoppirt! Wie er sich freut! Wie er die Augen aufsperrt! Die Heugabel ist eben so gut, wie die Reitpeitsche. Mit dem Stiel schlägt er, mit den Zinken spornt er. Vermuthlich ist die alte zerfallene Hütte auf dem Berg sein Wohnhaus; der alte Grümpel fällt zusammen; schadet nichts, wenn er nur auf der Landstraße und im Wirthshaus stolziren kann.

Vorzeiten hatte eine ehrbare Tochter ihren Kasten voller Wäsche; sechs Dutzend Hemden, Bettzeug, und auch für den Nothfall war noch übrig zu Kinderzeug. Jetzt müssen sechs Dutzend Röcke und Kittel, Junten und Tücher und Firlefanz sein. Wenn schon die Hemden zerrissen sind — ei, es sieht das Keiner! Ist das nicht verkehrte Welt?

Vorzeiten kleidete sich Jeder nach seinem Stande; jetzt ist der Aufwärter prächtiger gekleidet, als der Herr, den er bedient, und die Kammerjungfer wie ein Pfau, dreht sich und schwänzelt, als wäre sie gnädige Frau.

Vorzeiten sparten Vater und Mutter zur Aussteuer für das fromme Töchterlein; heut zu Tage putzen sie das Maidel aus, wie eine große Dame. Und kömmt ein rechtschaffener Mann, findet er leere Kisten und Kasten. Ist das nicht verkehrte Welt? Man verthut das Geld jetzt eher, als man's hat.

Vorzeiten fand man die Tochter beim Lismen und Nähen, in Küche und Keller. Heut zu Tage auf dem Tanzboden, beim Kaffee, und wie sie zierlich nach Noten kräht. Lieber Himmel, als wenn's im Ehestande nur zu singen und zu springen gäbe!

Hoffentlich sind wir Alle überzeugt, daß wir in der verkehrten Welt leben.

Der Schweizerbote hätte freilich mancherlei von unsern Verkehrtheiten zu Stadt und Land

erzählen können; aber er hütet sich wohl, die Wahrheit kurz und rund heraus zu sagen; denn das ist eben die neueste Mode in der verkehrten Welt, daß man keinen Narren bei seinem rechten Namen nennen darf. Es geht der himmlischen Wahrheit wie der englischen Waare: ihre Einfuhr ist bei Leibes- und Geldstrafe verboten; man bekömmt sie nur als Contrebande.

Wo sind die Leute schläfriger, als — in der Kirche? Wo sind sie munterer, als — im Wirthshaus und im Tanzsaal? Wem gibt man nicht gern? Dem Reichen? — O nein, dem Armen, der nichts hat; wer aber das meiste hat, den beschenkt man am meisten. Wo werden mehr Lügen gesagt, als in Leichenreden? Wo mehr Wahrheiten, als im Trunk? Wann läßt man die Diebe laufen? Wann sie ganze Länder ausrauben. Wann hängt man sie? Sobald sie sich nur mit einem einzigen Kramladen begnügen. Wer hat großen Verstand? Der ein Amt hat. Wer ist ein Dummkopf? Der kein Geld und keinen mächtigen Herrn Vetter hat.

Dies letzte hat Herr Hoppelpoppel gar zierlich ausgedrückt in dem Sinnbilde, wo der Esel mit hochgebornen Ohren das Amt und die Würde eines Eseltreibers rühmlichst bekleidet. Siehe

Das eilfte Bild.

Was ein Esel sonsten trägt,
Wird dem Menschen aufgelegt.

Ich finde eigentlich gar nichts Ausserordentliches darin, daß auch Menschen auf ihren Rücken nehmen, was sonst Esel tragen müssen. Denn Menschen können am Ende mehr ertragen, als mancher Esel in des Menschen Stelle. Aber dies scheint mir das Ausserordentlichste zu sein, daß der unvernünftige Esel Amt und Würde bekleidet, und der vernünftige Mensch zum dienstbaren Thier wird.

Aber doch ist's leider so! Denn wie mancher unvernünftige Esel ist nicht zu Ehren und Würden gekommen, während der verdienstvolle, rechtschaffene Mann, der zehnmal fähiger wäre, hintenan stehen und im Schweiß seines Angesichts dienen muß! Wie mancher hochgeöhrte Herr sollte, wenn's auf Verdienst und Recht ankäme, hinter seinem Schreiber oder Diener einhergehen!

Wohl dem Esel, der ansehnliche Vettern in der hochgeöhrten Familie hat! Wohl dem Esel, dem sein Vater einen vollen Geldsack hinterließ! Wohl dem Esel, der ein paar allergnädigste Rippenstöße gar nicht übel nimmt, wenn er nur dadurch zur vollen Krippe gelangt! Wohl dem Esel, der es mit seiner Weisheit dahin gebracht hat, fünfe gerade sein zu lassen; der zu einem Unrecht sein verständiges Ja! zu sagen versteht; der zu rechter Zeit die Augen zudrücken kann, als wenn er nichts merke; der trotz der langen Ohren doch, wenn's sein muß, dann und wann nicht gut hört!

Doch genug von den Eseleien. — Meister Hoppelpoppel gibt uns

Das zwölfte und letzte Bild.

Seht, das Kind will größer sein,
Als der Alt', und wiegt ihn ein.

Und das ist der Trost, den uns Hoppelpoppel in dieser verkehrten Welt beim Abschiede mit auf den Weg gibt.

Er will damit sagen: wenn unsere Kinder nicht endlich klüger werden, als wir, die wir doch im Ganzen nicht viel besser als Kinder handeln, so bleibt die Welt noch lange verkehrt.

Es ist freilich schon lange dahin gekommen, daß Kinder in vielen Stücken besser und verständiger, als die alten Leute sind. Kinder reden die Wahrheit; die Alten ziehen Heuchelei und Falschheit vor. Kinder lachen über Narren, sie mögen geputzt sein, wie sie wollen; die Alten machen Komplimente vor ihnen. Kinder freuen sich über das, was sie haben; die Alten jammern und sorgen über das, was sie nicht haben. Kindesunschuld war schon seit tausend Jahren besser, als der Alten Weisheit.

Aber die Alten ruhen nicht, bis sie auch den Kindern den Kopf verdreht und in die verkehrte

Welt eingepaßt haben; so werden sie zuletzt albern und thöricht, wie ihre Altvordern.

Wenn unsere Buben und Maidli einmal auf den Einfall kämen, all den verkehrten Firlefanz abzuschaffen — hilf Himmel, wie würden die Alten Zeter schreien! Diese sind so gewohnt, auf dem Kopf zu stehen, daß, wenn man sie zwänge, auf den Füßen zu wandeln, sie glauben würden, die Welt hätte sich umgedreht.

Was würdet ihr sagen, wenn ihr eines Morgens aufwachtet, und die Menschen handelten alle gerade, ehrlich, wie sie sollten? Wenn ihr keinen Narren mehr anträfet?

Dann gäbe es keine Armeen und Festungen, denn man wäre so klug und schösse sich einander nicht mehr, aus lauter Liebe zum Frieden, todt.

Dann gäbe es keine Advokaten, denn Niemand begehrte fremdes Eigenthum, am wenigsten einen Prozeß.

Dann gäbe es keine Doktoren, denn keiner fräße, söffe und tanzte und schwelgte sich krank.

Dann gäbe es keine Putz- und Modenmacherinnen, denn Artigkeit wäre der schönste Putz, und Sittsamkeit die beständige Mode.

Dann gäbe es — — aber, o Himmel, was sollte aus all den brodlosen Leuten werden?

Es leben in Europa ohngefähr zweihundert Millionen Menschen. Darunter sind allein vierzig Millionen Soldaten, oder Leute, die vom Kriegswesen zu Wasser und zu Lande leben; ein paar Millionen Advokaten; dito Doktoren; dito Philosophen; dito andere, die wir nicht alle nennen wollen, und die doch alle von der Narrheit und Thorheit anderer Menschen leben müssen. Wollt ihr zum Besten der einen Hälfte der Welt die andere Hälfte verhungern lassen?

Mit nichten, immer noch besser eine verkehrte, als eine halb verhungerte Welt. Laßt die Narren leben, sie machen den Klugen satt! In einer geraden Welt könnte kein honneter Mann bestehen, der sich von Kindesbeinen an dem Besten der närrischen Leute gewidmet hat.

Es lebe die Narrheit! Es lebe die verkehrte Welt!

Die Leute auf der Straße.

Jedermann sieht in Freistunden gern aus dem Fenster nach der Straße, oder setzt sich Sommerszeit vor die Hausthür.

Der Eine schaut hinaus, weil er eben nichts Besseres zu thun weiß; der Andere, um Leute zu

sehen, ohne was dabei zu denken; der Dritte, um Betrachtungen über neue Moden zu machen; der Vierte, um zu beobachten, wo der und die hingehen; der Fünfte, um Gelegenheit zu haben, sich über den und die lustig zu machen.

Ueberhaupt, und das müssen wir gar nicht läugnen, hat bei solchen Beobachtungen aus dem Fenster jeder seine eigene (unsichtbare) Brille auf, durch welche er sieht. Dem einen kömmt alles klein und verächtlich vor, dem andern alles zu vergrößert; eine Nichtswürdigkeit ist ihm die größte Wichtigkeit. Der eine sieht alles finster und schwarz, der andere alles hell und rosenfarben. Ich lobe mir die Leute, die eben alle Dinge anschauen für das, was sie sind und wie sie sind.

Um die Sachen aber in ihrer Wahrheit und Natürlichkeit zu sehen, muß man selbst wahr und natürlich sein. Das Ding ist so leicht nicht, als ihr glaubt. Unter hundert Menschen gibt's oft kaum einen, der alle Dinge beim rechten Ende angreift, beim rechten Namen zu nennen weiß, und aus dem Schurzfell keinen Handwerker, aus dem Degen keinen Offizier, aus dem reichen Kleid keinen reichen Mann, aus dem Kopfhänger keinen frommen Christen macht.

Aber zur Sache, ich wollte von den Leuten auf der Straße sprechen, und nicht von den

Leuten am Fenster. Die Leute auf der Straße sind für mich viel lehrreicher, als die am Fenster. Die Leute auf der Straße sind meine Schauspieler, an deren Handlungen und Geberden ich mich oft sehr ergötze. Die besten Schauspieler sind am Ende doch nur geschickte Affen der Natur, und ich höre viel lieber eine Nachtigall singen, als einen wunderbaren Künstler, der ihr glücklich nachpfeift.

Ich spreche nicht von den Leuten auf der Straße im Dorfe, denn da geht jeder und jede ohne Künstelei vom Stall zum Pflug. Aber so ist's nicht in der Stadt. Hier zieht jeder, wenn er es mag und kann, seinen Sonntags- und Bratenrock an, ehe er auf die Straße hinaustritt. Der Mensch auf der Gasse ist ganz etwas anderes, als im Hause. Er macht ein ganz anderes Gesicht, nimmt ganz andere Schritte, bewegt Arme und Beine ganz anders. Er zeigt sich, nicht wie er ist, sondern wie er sein möchte. Jeder will in seiner Art etwas besonders bedeuten. Jeder denkt: was sagen die Leute?

Und eben dadurch wird das Schauspiel belustigend und lehrreich zugleich. Man vermehrt seine Menschenkenntniß, ohne mit den Leuten Umgang zu haben. Wie vielerlei Gesichter, wie vielerlei Karakter, trotz daß alle etwas Feierliches, Ruhiges, Höfliches, Freundliches ange-

nommen haben, das ihnen sonst vielleicht nicht eigen ist!

Dazu noch die Verschiedenheit der Bewegungen und des Ganges! Jeder drückt dadurch seine Sinnesart aus, seine Empfindungen, seine Erziehung, ohne daß er's weiß und will. Der eine tritt so leise und schleichend einher, als wäre der Boden mit Eiern gepflastert; der andere so schwerfällig, derb und ungelenk, als wollte er die Steine fester rammeln; der dritte immer im Sprung, als hätte er beim Hin- und Herwerfen der Füße Langeweile; der vierte mit feierlich abgemessenen Schritten, den Kopf bald rechts, bald links werfend; der fünfte mit der Nase sorgenlos in die Wolken des Himmels hinauf; der sechste mit gesenktem Haupt, als von Gedanken schwer; der siebente mit den Armen rudernd, wie ein Schwimmer; der achte steif, wie aus Holz geschnitzt; der neunte, im stummen Selbstgespräch, mit den Händen links und rechts ausfechtend, mit dem Kopf nickend und schüttelnd.

Dann das Grüßen, welche Mannigfaltigkeit! — Der eine grüßt nur flüchtig; der andere sehr abgemessen; der dritte sehr elegant; der vierte kurzweg, als wollt' er Händel anfangen; der fünfte kriechend; der sechste mit hoher Miene seitwärts; der achte herzlich und freundlich; der neunte nothgedrungen.

Wer Menschenkenntniß sammeln will, dem muß am Menschen nichts Gleichgültiges sein. Darum sind auch die Leute auf der Straße wohl in Freistunden der Beobachtung werth. Der selige Lavater schrieb einmal ein Buch, worin er zeigte, wie man die Denkart der Menschen aus ihren Gesichtszügen lesen könne. Es ist viel Wahres darin; auch viel Falsches, weil er oft Dinge in Regeln bringen wollte, die größtentheils Sache des Gefühls im flüchtig vergehenden Augenblick sind. So könnte ein Anderer aus der Haltung und dem Gang der Menschen sehr richtig auf ihren Karakter schliessen. Der Stutzer hüpft und schwankt sehr anständig und gewandt; der pünktliche Mann ist auch bis auf seinen Tritt genau und abgemessen; der Stolze wirft die Beine anders, als der Demüthige und Schüchterne; der Mann, welcher in Denkart und Empfindungen sehr abwechselnd ist, hat gewöhnlich sehr ungleichen Gang, bald eilig, bald langsam und besonnen; der Träge watschelt ruhig fort; der Feurige schneidet mit scharfem Schritt durch die Luft.

Wer es in der Beobachtung der Menschen weit gebracht hat, dem geben folglich die Leute auf der Straße oft ein Schauspiel, das nicht mit Geld zu bezahlen ist. Die Kunst aber, Menschenkenntniß zu erwerben, wird nicht auf der Straße gesammelt, sondern in der Einsamkeit, wo man

sich selbst bei der Nase nimmt und untersucht, **was** man ist, **wie** man ist, und **warum** man so ist. — **Lerne dich selbst kennen!**

Einfluß der Sterne.

Niemand glaubt mehr an die Sterne und ihren Einfluß. Höchstens sieht noch ein altes Weib auf das Aderlaßmännlein im Kalender, auf Aspekten, auf Drachenschwanz und Sechstelschein, Zusammenkunft und Gegenschein, um zu wissen, ob gut oder bös sei, Nägel abzuschneiden, Kinder entwöhnen, säen, Augen salben oder Augen auskratzen, purgiren oder schröpfen. Aber das ist der allerelendeste Einfluß der Sterne, wenn sie anders einen solchen haben. Ich selbst halte dies für Aberglauben. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß die Sterne in der Welt vorhanden sind für Nägel oder Haut, oder für noch etwas Aergeres der alten Weiber.

Doch däucht es mich sehr klug, daß Regierungen auf keine Weise den Unsinn der Bauernkalender vertilgen. Der Glaube an die Sterne wird dadurch wenigstens noch unter dem gemeinen Mann aufrecht erhalten. Je mehr Finsterniß, je

heller glänzen die einzelnen Sterne. Es ist kein gefährlicheres Volk in der Welt, als das Volk der Aufklärer, Schulverbesserer und Lichtmacher (worunter hier keine Kerzenmacher verstanden werden). Denn die mit ihrem Licht sind schuld, daß die Ehrfurcht vor den Sternen ausserordentlich abgenommen hat. Ehemals pflegte man die Sterne mit abgöttischer Verehrung anzusehen; jetzt gilts Vielen gleich, ob eine Laterne, oder ein Stern. Höchstens erstaunt oder zittert man noch ein wenig, wenn ein langschweifiger Komet durch die Welt zieht.

Als man noch an den Einfluß der Sterne glaubte, lebte an jedem großen Fürstenhofe ein Sterndeuter, welcher gut bezahlt ward. Dieses Hofamt ist seit geraumer Zeit eingegangen. Wie übel man daran gethan hat, die Wissenschaft der Sterndeuterei zu vernachlässigen, haben die traurigen Folgen sattsam in Europa bewiesen. Hätte man den Glanz, die Stellung, den Zusammentritt, die Verbindung, die Trennung der Sterne gehörig verstanden, wahrlich, viele Könige hätten das Kriegen vermieden, viele Fürsten hätten ihre Länder, viele Leute ihr Geld behalten.

Weltbekanntermaßen gibt es Sterne erster, zweiter, dritter, vierter, fünfter und sechster Größe, wie am Himmel, so auch auf Erden.

Wer etwas zu befehlen bekommen hat, hält sich auch schon für einen Stern am politischen Himmel seines Städtleins oder Dörfleins; und daran thut er recht. Nun macht er sich so breit als möglich, und daran thut er wieder recht; denn kann man nicht groß sein, so muß man doch groß thun; kann man nicht erhaben sein, so muß man's in's Breite versuchen. Ich verdenk' es keinem Giggel, wenn er auf seinem Misthaufen kräht und scharrt.

Allein damit ist's nicht allein abgethan. Man muß sich etwas auf Sterndeutung verstehen. Je heller es tagt, je kleiner werden die Sterne.

Der Einfluß der Sterne auf Wohl und Weh der Völker ist so gewiß, als mancher geplagte Ehemann sein Hauskreuz nur blos dem Tage zu danken hat, da er zu tief in den freundlichen Augenstern seiner Liebsten sah, als sie noch eine artige Tochter war. Doch von dergleichen Sternen ist hier nicht die Rede, wiewohl sich auch über diese viel sagen liesse. Denn sie haben keinen geringen Einfluß auf das Schicksal der Männer gehabt seit Adams und Eva's sel. Tagen.

Damit man mich aber nicht falsch auslege, erkläre ich mich noch deutlicher dahin, daß hier nicht alle Sterne gemeint sind; denn schon die alten Sterndeuter haben zum Beispiel den Fixsternen keinen Einfluß zugetraut, weil sie von

uns allzuweit entfernt sind. Ich pflichte ihnen nicht nur in diesem Stück bei, sondern glaube selbst, daß auch die Planeten viel zu weit von der Erde stehen, als daß sie auf uns wirken sollten. Wenn Sterne auf das menschliche Schicksal Einfluß haben, müssen wir an keine andere, als an die näherstehenden denken, nämlich an die Sterne auf den — — Kleidern.

Vreneli und Salome.

Schulmeisters Peter und Hans Rudi haben im gleichen Jahre Hochzeit gehabt, hatten beide ohngefähr gleiches Vermögen, und sind beides brave, fleißige Mannen. Weibergut gab's beiden nicht viel. — Aber Rudi steht sich noch heut wohl, und Schulmeisters Peter ist vergantet. Woher das?

Rudi's Vreneli verstand ihre Sach. Sie hatte nähen gelernt. War wo die Nath aufgegangen, hatte es irgendwo einen Schranz gegeben, mit zwei Nadelstichen war Alles gut gemacht. Man sah es nicht. Die alten Kleider schienen immer wie neu, weil nie das mindeste daran zer=

rissen war; und weil die Kleider immer heil waren, wurden sie auch säuberlich gehalten. Da ward mit Nadel und Zwirn mancher Rock gespart, und Vater, Mutter und Kinder gingen allezeit reinlich, wie vornehme Leute.

Aber Peters Salome verstand von dem nichts. War die Naht aufgegangen, oder ein Schranz da, so ließ man es hängen. Das Loch war klein. Aber aus dem kleinen Loch ward ein großes, und dann aus dem neuen Kittel bald ein alter. Das Loch im Strumpf ward weit, bis es unheilbar wurde. Da gingen die Leute immer zerfetzt mit ihren Kindern; und weil man der Fetzen nicht schonte, hielt man sie auch nicht sauber. Da mußte oft neu angeschafft werden, und das kostete Geld, und Peter mit Weib und Kindern gingen doch immer wie Bettler.

Rudi's Vreneli verstand ihre Sach. Sie hatte beim Herrn Pfarrer gärtnen gelernt, und wußte im Garten mit dem Gemüs umzugehen. Sie hatte allezeit gesunde Kost, und alles war schmackhaft und reinlich, und kostete wenig.

Aber Peters Salome verstand von dem nichts. Ihr Garten sah aus wie eine Allmend, ihre Küche wie ein Stall. Wenn sie kochte, brauchte sie Schmalz und Zuthat dreimal mehr, als Vreneli, und es blieb doch ein elender Fraß, und machte verdorbenen Magen und ungesundes Blut.

Zum Essen brauchte es Geld und zum Doktern auch. — Wie es dann geht: eins greift ins andere. Wer sich im Hause um den Nagel nicht bekümmert, dem faulen endlich die Sparren, und wo das Dach rinnt, fällt die Hütte ein. Mit Peters Hauswesen ging's den Krebsgang. Das ärgerte ihn. Er wußte nicht, woran es lag. Aus Verdruß fing er an zu trinken. Im Wirthshaus gefiel es ihm besser, als daheim im Stall. Er machte Schulden, und dachte: ich will's schon wieder einbringen. Aber Salome konnte nicht kochen und nähen, und verstand die Hausordnung nicht. Da ward Peter vergantet; aus seinen Lumpen ward nichts gelöst, und sein Weib kaufte niemand.

Rudi aber hatte Segen im Haus. Er schaffte wenig Neues an, und behielt das Geld; aber das Alte war bei ihm allezeit reinlich, sauber, ausgebessert, wie neu. Und jedermann hielt ihn daher für noch reicher, als er war; das machte den Leuten Vertrauen zu ihm, und Kredit ist oft besser, als Geld.

Drum, als ich heirathen wollte, suchte ich mir eine Tochter, wie Rudi's Vreneli. Aber ich ging durch manches Lumpendörfli, und sah die Löcher in den Strümpfen, die Schränze in den Kitteln, die Schmutzflecken in den Kleidern, die Allmenden in den Gärten und den Saustall in den

Küchen; da sagte ich: Hier werden die Leute durch ihre Lumpen zu Lumpen! Vorwärts, in ein anderes Dorf.

Einige kleine Fabeln, *)
nebst Nutzanwendung für Schulknaben, die denken lernen wollen.

Die Menschen und Thiere.

Als die Thiere sahen, daß die Menschen oft Spott trieben mit den Thieren, sagten die Thiere unter einander: „Lasset uns Spott treiben mit den Menschen, und ihnen nachäffen, was sie thun."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, was eine Fabel sei.

Die Hasen.

Die Hasen ärgerten sich sehr über den mächtigeu Löwen, daß dieser ein König der Thiere

*) Sie erschienen, als Ende des Jahres 1813 von neuem bürgerliche Unruhen in der Schweiz auszubrechen drohten und man sich über Beibehaltung der Neutralität entzweite.

wäre. Darum traten die Hasen eines Tages zusammen, und hielten lange Reden, und beschlossen, fortan keinen Löwen mehr zu fürchten. Da ging ein Esel vorüber seines Wegs und schrie Y a! Erschrocken fuhren die Hasen aus einander und liefen davon.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß Hasen immer Hasen bleiben.

Die Windmühle.

Ein Reisender hatte gesehen, wie man in andern Ländern, wo man nicht Wasser genug hat, hölzerne Mühlen baut, deren Flügel man immer dem Strom des Windes entgegenrichtet, indem man die Mühle umdreht.

Als er nun heimkam und bemerkte, wie der Wind von Sonnenaufgang wehte, sprach er: „Ich will klüger sein, als die Leute in der Fremde, die nur mit schlechtem Holz bauen." Also errichtete er ein großes, festes Mühlhaus, und baute die Windflügel fest gegen Sonnenaufgang. Aber nach einigen Tagen änderte die Luft, und der Wind kam von Abend her. Da half ihm sein schönes Haus nichts, und er konnte nicht mehr mahlen und mußte Hunger leiden.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, es solle keiner darauf bauen, von wannen heute der Wind kommt.

Die polnischen Pferde.

Im Lande Polen pflegen sich die Rosse, wenn sie auf der Weide sind und von Wölfen angefallen werden, mit den Köpfen in einen Ring zusammenzustellen und mit den Hinterfüßen gegen ihre Feinde auszuschlagen, daß mancher Wolf zerschmettert wird und ihnen keiner beikommt. Eines Tages kamen die Wölfe, und da kamen einige Pferde: „Laßt uns zusammentreten und an einander halten nach alter Weise, so sind wir stark genug.“ — Andere aber sagten: „Nein, wenn das die Wölfe sehen, halten sie es für eine Aufforderung zum Kampf. Laßt uns unbekümmert friedlich weiden.“ Zwei stolze Reitpferde sagten: „Wir halten mit euch schlechten Bauerpferden nicht zusammen, die ihr täglich Mist karret.“ So gingen die Pferde aus einander und vertheidigten sich einzeln gegen die Wölfe, und wurden alle zerrissen.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß die klugen Pferde manchmal auch unklug sind, wenn sie den Menschen nachahmen und deren Leidenschaft.

Die Viehseuche.

Ein Hirt hielt sein Vieh im Stall, wegen einer tödtlichen Krankheit, die unter dem andern

Vieh des Landes herrschte, und es blieb gesund. Da kam Vieh von andern Heerden vor den Stall, und sprach: „Ihr Thoren, wollt ihr immerdar von der Laune eures Hirten abhängig sein? Kommt heraus, geniesset mit uns der Freiheit, wie wir.“ Die Rede gefiel Einigen wohl, die im Stalle waren. Aber die Klügern sprachen: „Nein, öffnet den Stall nicht, bis die tödtliche Seuche aufhört; dann sind auch wir wieder frei.“ So sprachen die Klügern; aber sie waren zu feig, die Andern zu zwingen, daß sie dem klugen Rathe nachlebten. Mit wildem Trotz stießen die Ungeduldigsten die Thüre des Stalles auf, und liessen die von der fremden Heerde ein, denen nach dem Stallfutter gelüstete. Da kam die tödtliche Viehseuche über alle.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß die Feigheit der Klugen so verderblich ist, als der Trotz der Dummen.

Die Feuersbrunst.

In einem Hause brach Feuer aus. Da traten die Leute zusammen und beriethen und zankten mit einander, auf welche Weise die Feuersbrunst am geschwindesten zu löschen sei? Während sie voller Zorn mit einander rauften, brannte das schöne Haus nieder.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, That sei in Gefahr besser als Rath.

Der Rabe und die Maus.

Ein Rabe fand glühende Kohlen auf dem Felde, nahm davon und flog damit zum Hause des Jägers, um es anzuzünden; denn der Jäger hatte schon zweimal nach dem Raben geschossen. Aber das Haus nebst dem Dache war von Stein, und die glühende Kohle erlosch darauf. Da kam eine Maus aus des Jägers Haus. „Komm," sprach der Rabe zur Maus, „vereinige dich mit mir; trage die Gluth in das Haus, damit es verbrenne. Denn der Jäger ist dir auch feind." Die Maus antwortete: „Du hast gut reden; dein Nest ist weit von hier. Verbrennt aber des Jägers Haus, so verbrennt auch das meinige."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, wie jeder sich erinnern solle, wo sein Nest liege.

Der Löwe, der Tiger und die Katze.

Der Löwe und das Tigerthier geriethen in Streit, und fielen einander mit fürchterlichem Grimm an. Das sah eine Katze, und sie sprach stolz: „Der Tiger gehört zum Geschlechte der

Katzen; darum will ich mich mit ihm, gegen den Löwen, vereinigen!“ Sie sprang in den Kampf, und ward von beiden zertreten.

Nutzanwendung. Daraus lernt man — was meint ihr?

Die Ueberschwemmung.

Ein Erdbeben hatte viele Quellen verstopft und den Lauf des Stromes verändert; dadurch verlor ein Landmann das Wasser in seinem Bache, der vormals eine Mühle trieb, und jetzt noch kaum die Wiesen netzte.

Als sich aber nach einigen Jahren begab, daß Wolkenbrüche in der Nachbarschaft Alles überschwemmten, wodurch Menschen, Saatfelder, Heerden und Hütten umkamen, hatte der Bach wieder so viel Wasser, daß er die Mühle treiben konnte, wie vor Alters. Da freute sich der Landmann. Aber die Gewässer verliefen sich nach wenigen Tagen; da war der Landmann von Herzen traurig. Und er bat inbrünstig den Herrn des Himmels: „Ueberschwemme die Welt, damit meine Mühle wieder gehe.“

Nutzanwendung. Daraus lernt man, wie mancher Mensch übel betet, der nur an seine eigene Mühle denkt.

Der Spiegel.

Eine einfältige Frau, die in der Jugend schön war, wurde im Alter häßlich. Als sie das im Spiegel sah, ward sie unwillig und schlug denselben in Stücken; kaufte einen andern, und that demselben eben so. Da sie nun keinen Spiegel fand, in welchem sie schöner ward, rief sie: „Ach, vorzeiten machten die Leute viel bessere Waare, als jetzt."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß keiner glauben solle, die Welt werde schlechter, wenn er es selbst geworden.

Der Kukuk.

Es kam der Frühling, und alle Vögel sangen und freuten sich nach den Winterstürmen des sanften Wetters. Da trat der Kukuk auf und sprach: „Schweigt, ihr dummen Thiere; ich will euch lehren, wie man die Liebe zum Frühling empfinden und besser ausdrücken muß!" — Alle Vögel horchten. Dann fing er an zu predigen: Kukuk! Kukuk! Kukuk! Und immer nannte er sich selbst.

Nutzanwendung. So machen es viele, wenn sie die Liebe des Vaterlandes empfehlen.

Der Waldstrom.

Ein Waldstrom war aus unbekannten Quellen hervorgebrochen vom Gebirge, und machte sich durch die Güter der Landleute seine Bahn. Anfangs waren Alle erschrocken wegen des Schadens; aber nachher befestigten sie seine Ufer, daß er nicht austrete, und benutzten sein Wasser zur Fruchtbarmachung der Gärten und Matten, zum Betrieb neuer Mühlen und Werke; und alle freuten sich des Gewinns.

Aber weiter abwärts war ein Bauer, der das Stück Land nicht vergessen konnte, welches ihm der Strom genommen hatte. Und um dies wieder zu bekommen, baute er gegen den Strom einen Damm, und wollte ihn zurücktreiben, und verderbte mit dem Damm-Bauen noch sein übriges Land, und der Strom ging doch nicht zurück, sondern seinen Weg vorwärts, aber nur wüthender.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß es weiser sei, einem Unglück durch kluge Benuzzung Segen abzugewinnen, als immer das verlorene Alte zurückzufordern und den Strom der Zeiten rückwärts treiben zu wollen.

Der Hahn und der Hühnerweih.

Einem Hahn waren seine Hennen entflogen in den benachbarten Hof, und er konnte nicht zu ihnen kommen, denn ihm waren die Flügel beschnitten. Da ward er voll Rache, und als er einen Hühnerweih über dem Hof schweben sah, krähete er beständig, um denselben auf die Hühner aufmerksam zu machen, daß er sie zerreisse. Der Hühnerweih, welcher einige Tauben verfolgte, ließ diese endlich fahren, weil ihm der krähende Hahn näher war, und stieß mörderisch auf ihn herab.

„Ach", sagte der Hahn zwischen den Klauen des Hühnerweih's sterbend: „du undankbares Thier, habe ich dir nicht die Hühner gezeigt, die du fressen solltest? und hättest du ohne mich wohl an sie gedacht? Warum zerreissest du mich?"

Der Hühnerweih antwortete: „Hahnen- und Hühnerfleisch schmeckt gleich gut."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, es sei nicht gut krähen, wenn der Hühnerweih nahe ist.

Unterredung mit dem Wiederhall am Jura *).

He, Echo, bist du da? Holla!

(Echo antwortend) Holla!

Gut! Wär's dir wohl gefällig, mir zu antworten, wenn ich dich um dies und das befrage?

Frage.

Du weißt, es ist heuer schlecht im Schweizerland, und vor Verdruß kaum darin zu leben.

Eben!

Ich weiß, dich berathen Personen, kurz vor ihrem Geldstag, ob sie in die Lotterie setzen, und junge Töchter, ob sie heirathen sollen: kannst du mir auch sagen, ob wir noch lange auf Wiederherstellung des Friedens warten müssen, nach dem ich so sehr verlange? Lange.

Was du sagst, ist eben nicht erfreulich.

Freilich!

Bringst du uns vielleicht die alte Ordnung wieder in's wahre, gute Geleise hinein?

Nein!

Das ist gar schlimm, denn eine neue Ordnung

*) Auch dies Gespräch ward durch die Entzweiung der Kantone der Schweiz im Jahre 1814 veranlaßt.

ist noch nicht da. Wenn nun die Tagsatzung nicht ihren Zweck erreicht, was wird darnach? Ach!

Hast wohl Recht, zu seufzen. Was soll nun die getrennte Schweiz wieder vereinigen, da alles mangelhaft ist und alles gegenseitige Zutrauen fehlend? Elend.

O weh! Elend ist ein rauhes Vereinigungsband. Gibt's denn kein anderes Mittel, das vielleicht noch Keiner kannte und verstand?

Verstand.

Ja wohl; es hat aber Jeder heutzutage seine eigene Sorte Verstand. Fast Jeder hält das für Recht, wovon sein Eigennutz das Meiste hofft.

Oft!

Wenn man sich gegenseitig bei Fremden verklagt, im Lande selbst Parteien macht, Einen vom Andern zu trennen, Einen gegen den Andern aufzuwecken sucht, ist das auch gemeineidsgenössisch?

Meineidsgenössisch.

Solch ein Betragen muß selbst den Häuptern der Alliirten, muß Freunden und Feinden der Schweiz mißfallen. Allen.

Sieh nur, es dreht sich bei uns eigentlich um zweierlei Dinge herum. Erstlich, man möchte an einigen Orten wieder Unterthanen in der freien Schweiz, und nichts als Herren und Knechte.

Aechte.

Zweitens, die neuen Kantone, die eilf Jahre im Bund der Eidsgenossen bestanden, zerstückeln, und wofür? Vielleicht nur für ein paar landvögtliche Beutel. Eitel.

Meinst du, daß selbst das freie Volk in den drei Urkantonen Uri, Schwyz und Unterwalden Hand bieten werde zur Unterdrückung der Schweizerfreiheit und zum Vergrößern der Verwirrung? Irrung!

Wahrlich, man hat in der Welt nie Ruhm davon, wenn man bald links, bald rechts geht, und nicht fest an Wort hält und an Treue. Reue.

Das glaube ich selbst. Ich denke immer, laßt Jeden, der bisher bestand, bestehen; und glaube nicht, daß solch ein Sinn den Schweizern Schande wäre. Ehre.

Dann möchte Jeder sein Hauswesen nach Gefallen verbessern, froh und frei darin zu leben. Eben.

Dann wäre die alte Liebe wieder hergestellt; das Ausland würde uns wieder, weit entfernt, uns zu verachten . . . Achten.

Dann schlösse man aus eigenem Sinn den ewigen Schweizerbund, ohne daß fremde Hände wieder darin vermitteln müßten. Ginge denn das nicht vielleicht? Leicht.

Gut, wo fehlt's denn noch? Was ist noth?

Noth.

Böser Trost. Ich dächte, wir wären schon tief genug in Schmach und Noth hinein.

Nein.

Ihr seid ein arger Prophet, Herr Berggeist! Aber wer wird endlich obsiegen von allen! Sprecht!

Recht.

Ach, Recht behauptet Jeder zu haben. Hätte es denn der, der uns wieder in die alte Ordnung schlüge? Lüge!

Oder wer eine neue Mediationsakte foderte? Nur geschwind. Wind!

Oder hat der's, der den Mittelweg versucht?

Sucht.

Da werden wir wohl noch lange suchen müssen. Wo eigentlich sitzt nur die Wurzel alles Uebels? Was ist's eigentlich, was den Schweizern das süße Glück ihrer Freiheit und Eintracht vergällt? Geld.

Kann wohl sein. Was aber meinst du, das uns wohlthätiger wäre? Ehre.

Lieber Himmel! Wie muß das Ausland von uns denken, wie einst unser nachkommendes Geschlecht! Schlecht.

Ich zweifle kaum daran. Denn was haben wir zuletzt von Gewaltthätigkeiten, Unterdrückungen, Bürgerkrieg und desgleichen? Leichen.

Und was würden wir, wenn's so fortgeht, endlich werden, daß sich's Gott erbarm'!

Arm!

Nein, Echo. Bei dir find' ich keinen Trost. Weißt du nichts Besseres, so kehr' ich um und geh'.

Geh!

Gedanken beim Zeitungslesen *).

Die Geschichten unserer Zeitläufe sind oft Pasquille auf die gesunde Vernunft.

Es ist nicht gut auf Sand bauen, denn er ist schlüpfrig; Blut ist noch schlüpfriger.

Die Wahrheit ist das griechische Feuer, welches mit keinem Wasser gelöscht wird, sondern dadurch nur heller und lebhafter brennt. Die gewöhnlichen Zensurgesetze und Zensuranstalten sind die armseligste Feuerpolizei gegen die Wahrheit.

Man sagt: Erfahrung mache witziger, Schaden mache klüger, Unglück frömmer. Aber glaubt ihr's noch, wenn ihr höret, wie heutzutage die Leute handeln?

Gerüchte sind aufsteigende Staubwolken vor einem Sturm und einer vorrückenden Armee, oder

*) Ebenfalls aus dem Jahre 1814.

auch — vor einer Heerde Gänse. Es ist doch immer etwas dahinter.

Es soll mich gar nicht wundern, wenn man endlich nicht nur die Inquisition, sondern auch Hexenprozesse, Leibeigenschaften und andere dergleichen Dinge der guten, alten Zeit wieder einführt. Das ist alles möglich; denn es ist eine mitternächtliche Zeit, und da spuken gern Gespenster. Aber es sind auch nur Gespenster!

Was man beim Lesen so vieler Erbärmlichkeiten der heutigen Welt denkt, ist oft mehr werth, als was man liest; aber eben darum ist die heutige Welt wohl oft so erbärmlich, weil sie beim Lesen selten denkt.

Wir haben manchen tröstlichen Vorzug vor den Alten, zum Beispiel auch den Vortheil: daß wir die Geschichten der alten Schweizer, sie aber nicht unsere heutigen Geschichten lesen können.

Ihr Herren, zeigt euerm Volk nur Vertrauen, und das Volk wird euch mehr erwiedern, als ihr ihm gebet.

Es gibt zweierlei Staatsklugheit. Die eine geht mit dem Volk, die andere wider das Volk. Kaiser Franz und Alexander, König Friedrich Wilhelm und Maximilian Joseph gingen mit dem Volk; Napoleon ging wider das Volk. Jene kamen nach Paris, dieser nach Elba.

Mancher wäre von ganzem Herzen ein

Napoleönli, hätte er nur zum Herzen noch den Kopf.

„Ist es gut, daß man dem Volke Alles wissen läßt?“ fragen gewisse Herren. — „O ihr gewissen Herren, ist es gut, daß ihr so wenig wisset?“

Es haben viele nach Lorbeeren gerungen, und doch nur Stroh und Heu in der Hand behalten; darum ruhen sie von ihren Thaten aus, nicht auf Lorbeeren, sondern — auf dem Strohsack.

Auch Sturmwinde sind gut; sie reinigen die Luft und stärken die Bäume in der Tiefe ihrer Wurzeln. Nur die morschen und faulen brechen, die schlechtgewurzelten fallen um. — Glaube mir, auch der Wirbelwind im Vaterlande hat seinen Nutzen. Es ist der Kampf der Freiheit und Stärkung Aller gegen den Eigennutz und Stolz der Einzelnen. Er stärkt die lange erschlafene innere Kraft der Nation. Was gut bewurzelt ist, wird nicht umfallen.

Man hält zu Vielem, was schon geschehen ist und noch geschieht, das Maul, aber nicht die Augen zu. Drum glaube Niemand, wenn aus Klugheit von Manchem geschwiegen wird, man wisse es nicht. Es hat Alles seinen Tag, sagt Johannes von Müller.

Nicht der Starke siegt,
Nicht der Schwache erliegt;
Der Gerechte siegt,
Wenn der Falsche kriegt.

Die politischen Männer in der Schweiz gebrauchen Johannes Müllers Geschichten, wie vor Zeiten die Priester von verschiedenen Religionsparteien ihre Bibel — sie beweisen Alles daraus. Sie lesen und lasen, nicht um nach den großen Lehren einträchtig zu handeln und zu wandeln, sondern um sich einander mit einem Sprüchlein todt zu schlagen.

Wenn ein Mensch daher kömmt, und ruft: „Ich habe eine neue Wahrheit, wer will sie hören?" — Meinet ihr, es werden viele Leute herbeilaufen, sie anzuhören? Keineswegs! — Aber eine neue Mode! eine neue Schönheit! eine neue Zeitungsnachricht! o, das bringt die Leute aus sich selber. Und doch eine alte Mode, eine alte Schönheit, eine alte Zeitungsnachricht — wer macht daraus etwas? Wie vergänglich ist diese Waare! — Die Wahrheit aber kann nie alt werden und behält ewig neuen Werth! — Was folgt daraus? — Es ist ganz natürlich, daß man sich nach neuen Moden, neuen Schöpfungen und neuen Zeitungsnachrichten drängt, eben weil sie vergänglich sind, wie der Tag. Hingegen Wahrheiten zu lernen, kann man sich wohl Zeit nehmen, eben weil sie immer neu bleiben, spricht — der Tropf.

Verlasse dich darauf: Leute, die ihr Haupt übermüthig erheben, so lange es nach Wunsch geht, und dann alles neben sich verachten oder necken und plagen, verlieren am ersten den Kopf, wenn es einmal schief geht! Dergleichen Leute an der Spitze eines gemeinen Wesens, dies sei groß oder klein, sind wie Rosse, die entweder im Galopp gehen oder hinken müssen.

Ein Mensch, der von der Gnade Anderer leben will, wird nebst ihrem Almosen eben so oft allergnädigste Fußtritte von ihnen bekommen. Ein Volk, das sich nicht mehr auf eigene Kraft verlassen und eigenem Verstand trauen will, erklärt sich mundtodt und will die Bettlerrolle spielen. Das ist wahr, einer bedarf des andern. Der König kann den Bauer nicht entbehren. Aber den Bettler kann jeder entbehren. Darum soll auch der Kleinste seinen Werth gegen den Größten behaupten.

Manchem mißlingt sein Unternehmen, weil er nicht zur rechten Zeit anfangen konnte. Manchen verdirbt es, weil er nicht zur rechten Zeit aufhören konnte.

Das französische Volk und der Gang des Schicksals machten den Bonaparte; aber Bonaparte hat nicht das französische Volk und den Gang des Schicksals gemacht. Daher, wenn er auch sein Grab gefunden, wird der Gang des Schicksals,

der Kampf des Bösen und Guten, der Finsterniß und des Lichts, der Sklaverei und Freiheit in der Welt fortdauern; und gibt's keinen Bonaparte mehr, verlaßt euch darauf, so wird's desto mehr Bonapärtli geben.

Der Kampf aller Nationen Europa's gegen eine einzige Nation, welche lange genug und seit einigen Jahrhunderten schon, alle, von Lissabon bis Moskau, mit ihrem Schwert oder mit ihrer Sprache, Sitte und Mode beherrschte, ist eines der erhabensten und lehrreichsten Schauspiele, welches die Weltgeschichte seit dem Untergang Roms gesehen hat. — Aber die Siege auf den ungeheuern Blutfeldern will ich nicht eher preisen, bis ich die Beute des Sieges für Freiheit, Recht und Glückseligkeit der Völker sehe.

Ihr Alten, warum scheltet ihr eure Jungen, wenn sie in der Schule nichts lernen? — Wir gehen täglich alle in die Schule des Schicksals, ihr Alten! wie viel von uns lernen darin etwas?

Man pries in Europa von jeher die Schweizer, als freies Volk. Aber welche Unwissenheit der Lobredner! Bis zum Jahr 1798 war der größte Theil des Landes von Unterthanen bewohnt, oft weniger frei, als in andern Ländern Unterthanen der Fürsten.

Die Eidsgenossenschaft bestand damals eigent-

lich aus dreizehn Kantonen, die zugewandten Orte nicht mitgerechnet.

In diesen dreizehn Kantonen zählte man, als eigentliche Freie:

Kanton Appenzell	mit	56,000	Seelen,
Stadt Basel	—	16,400	—
Stadt Bern	—	17,500	—
Stadt Freiburg	—	6,400	—
Kanton Glarus	—	20,000	—
Stadt Luzern	—	6,000	—
Stadt Schafhausen	—	7,000	—
Kanton Schwytz	—	25,000	—
Stadt Solothurn	—	3,600	—
Kanton Unterwalden	—	17,000	—
Kanton Uri	—	12,000	—
Stadt Zürich	—	16,000	—
Kanton Zug	—	13,000	—

So daß in Allem der Freien sein mochten 215,900 Seelen.

Aber auch diese Zahl ist zu groß, weil die Bevölkerung der Städte doch nicht bloß aus freien, mitherrschenden Bürgern, sondern zugleich aus Fremden und Ansässigen anderer Gegenden bestand. Rechnet man nun die Gesammtbevölkerung der damaligen Eidsgenossenschaft auf 910,000 Seelen: so waren weit über drei Viertheile der Schweizer Unterthanen einzelner kleiner Städte und Hirtenländchen.

Aus- und Einfälle.

Ehre ist eine Münze, die dem Staate am wenigsten kostet, und womit eine Regierung mehr einkaufen kann, als mit allem Gelde. — Aber Ehre ist Münze, wie alle andere; es nimmt sie nur, wer sie kennt; es gibt sie nur, wer sie hat.

Man soll sich niemals schämen, einzugestehen, wenn man gefehlt hat. Dein Geständniß zeigt, daß du heute klüger bist, als gestern.

Geduld ist ein bitteres Kraut, aber mit süßer Frucht.

Ist der Magen mit Erdäpfeln unzufrieden, so beugt sich der Rücken zu unterthäniger Knechtschaft.

Wem du wohlthust, der schreibt es in Sand; wem du schadest, der schreibt es in Erz und Stein.

Hans. Weißt du, Schweizerbote, warum Treu und Glauben am längsten währen?

Schweizerbote. Weil man Treu und Glauben selten gebraucht und daher auch nicht stark abnutzt.

Rath geben ist viel leichter, als That geben. Drum haben wir so viele Herren vom Rath, so wenig Herren von That.

Ein Papiermacher hatte Mangel an Lumpen, um Papier daraus zu machen; er fragte um Rath und Hilfe. Zuletzt ging er vor die Obrigkeit, und bat um eine Pintenschenkgerechtigkeit.

— „Warum das? Ihr braucht ja nur Lumpen?“ —

„Hab' ich eine Pintenschenke, antwortete der kluge Papierer, so geb' ich guten Wein, und dann werden die Lumpen von selbst aus der ganzen Gegend zu mir kommen.“

Kennt ihr den alten Gurgelmann? Er ist der ordentlichste Mann von der Welt; regelmaßig findet man ihn alle Tage genau um dieselbe Stunde — betrunken. Man sollte ihn, als Seltenheit, auf Reisen schicken und für Geld sehen lassen; denn in seinem Gesichte bewundert man alle vier Jahreszeiten.

Auf Nase und Stirn blühen die rothen Blumen des Frühlings; seine vom Wein glühenden Augen verrathen Sommerhitze; seine Wangen sind bleich-gelb wie der Herbst; und auf dem weißhaarigen Kopfe trägt er den Schnee des frühen Winters.

Das ewige Alte.

Man spricht so viel vom Lauf der Welt;
Wo lauft sie denn, ihr Narren?
Wer die für galoppirend hält,
Hat wohl den größten Sparren.
Sie schleicht so leisen Schneckenschritt,
Daß man nicht Trott vernimmt und Tritt,
Und bleibt beim ew'gen Alten.

Sie geht wie eine gute Uhr,
Und geht nicht von der Stelle.
Sie lauft und braust und sprudelt nur,
Wie eine starke Quelle.
Die Wellen rinnen Jahr um Jahr,
Die Quelle quillet immerdar,
Und Alles bleibt beim Alten.

Herr Ohnekopf, von Stolz entbrannt,
Läßt sich zum Rathsherrn wählen;
Denkt: mit dem Amt kommt auch Verstand,
Das kann mir gar nicht fehlen!
Ist Rathsherr nun mit Zopf und Schopf,
Und ist noch immer ohne Kopf;
Denn Alles bleibt beim Alten.

Wer gestern vornehm sich gebläht,
Muß heute tief sich bücken;
Wer heute breit auf Stelzen geht,
Braucht morgen wieder Krücken.
Denn unterm lieben Monde hier
Gilt's heute mir und morgen dir,
Und Alles bleibt beim Alten.

Viel arme Narren glaubten schon
Die goldne Zeit vorhanden,
Die helle Weisheit auf dem Thron,
Das Vorurtheil in Banden,
Die Menschen wären aufgeklärt,
Und in vergang'ner Noth bekehrt —
Gefehlt! Es bleibt beim Alten.

Es lebt der alte Kukuk noch,
Und heiliger Bocksbeutel;
Wer heller sieht, der muß in's Loch,
Philosophei ist eitel.
Da lauert Inquisition,
Die Jesuiten kommen schon —
Doch still! Es bleibt beim Alten.

Es gährt und tobt und stürmt und kracht,
Es wackeln viel Perüken;
Wer klug und pfiffig ist, der macht
Dem Feinde goldne Brücken.

Denn was von heut ist, was es sei,
Es ist nicht alt, es ist zu neu;
Glaubt's mir: Es bleibt beim Alten.

Der neue Singsang ist nicht alt,
Und kläng' er noch so artig;
Gewaltig ist zwar die Gewalt,
Doch allzuscharf macht schartig.
Der erste Hieb ist noch kein Sieg;
Wer kriegen will, dem wird auch Krieg;
Denn Alles bleibt beim Alten.

So geht die Welt im Ring herum,
Und wird fürwahr nicht klüger;
Es ist viel Lärmens um und um,
Bald der, bald dieser Sieger.
Was recht ist, will man nicht versteh'n,
Das Wahre will man nicht gern seh'n,
Und darum bleibt's beim Alten.

Das Neu' ist alter Schlendrian,
Und nicht das alte Gute;
Mit Titeln ist's nicht abgethan,
Nicht mit der Kinderruthe,
Mit Wappen nicht und Narrethei
Von allerhand Zeremonei;
Drum bleibt's beim lieben Alten.

Das Alte ist nicht alter Mist,
Den du nur willst erneuen;
Wenn du den Schnupfen hast, mein Christ,
Magst du dich dran erfreuen.
Der Koth vergang'ner Barbarei
Ist unsern Tagen viel zu neu,
Drum, sag' ich, bleibt's beim Alten.

Das Alte ist — und das ist klar,
So sehr ihr euch auch wundert,
Nicht, was gar schön und zierlich war
Im vorigen Jahrhundert;
Nein, daß ihr Narren nur es wißt:
Alt ist allein, was ewig ist,
Das Ew'ge bleibt beim Alten.

Und ewig ist der Wahrheit Licht,
Ihr könnt es nicht verlöschen;
Der Hokuspokus hilft euch nicht,
Als leeres Stroh zu dreschen.
Umsonst erklärt ihr den Verstand
Für Ueberfluß und Kontreband,
Es bleibt, trotz euch, beim Alten.

Und ewig ist der Tugend Werth,
Das werdet ihr nicht ändern;
Der stolze Schuft bleibt ungeehrt,
Trotz seinen Prachtgewändern.

Wer edel denkt, ist Edelmann,
Des Galgens würdig der Tirann,
So bleibt's beim ew'gen Alten.

Und ewig ist das heil'ge Recht,
Was recht ist, muß recht bleiben.
Und was ihr auch dagegen sprecht,
Und drucken laßt und schreiben:
Was Allen wohlthut, das ist recht!
Was dir allein nützt, das ist schlecht!
Das ist das ew'ge Alte.

Das Hungerjahr.

(Januar 1817.)

Am Sylvester-Abend ging ich in mein Schlafkämmerlein, und empfahl mich und lieb Weib und Kind dem lieben Gott. Und ich konnte nicht einschlafen vor Herzeleid. Denn ich gedachte der vielen Noth des vergangenen Jahrs, und der großen Ueberschwemmungen und Wassersnöthen, und der fehlgeschlagenen Aernten, und wie Handel und Wandel so übel stehen.

Ich schloß wohl die Augen, um hinüber zu schlafen ins neue Jahr; aber an meinen Wimpern hingen noch Thränen.

Zwischen Schlaf und Wachen lag ich da, und hatte die Hände noch gefaltet, weil ich zu Gott gebetet hatte: „Gib uns auch wieder Segen und Glück!“

Da schlug es im nahen Kirchthurm zwölf Uhr, Mitternacht. Das alte und neue Jahr schieden auseinander. In meinem Kämmerlein ward es heller Tag, und brachte doch Niemand Licht und schien kein Mond hinein. Vor mir stand ein Greis; sein Kleid klar und weiß, wie frisch gefallener Schnee, und sein Bart eisgrau. Und doch war's kein Greis; denn das Antlitz war jung und blühend und unschuldsvoll, wie das Antlitz meines schönsten Söhnleins.

„O du Undankbarer!“ redete mich der Greis mit zarter Silberstimme an: „Wie magst du so schlecht beten zu deinem Gott! Er hat der Welt mehr Segen und Glück gesendet, denn jemals.“

Da erhob ich mich im Bette mit großem Erstaunen, und sah den Wunderbaren an, und fürchtete mich doch nicht. Doch sprach ich: „Herr, wer bist du, zu dem ich rede?“

Er antwortete und sprach: „Sieh mich an und höre! Denn ich bin der Engel des abgeschiedenen Jahres, ein Kind des Ewigen! Ich bin alt wie die Welt, und jung wie die letzte Minute. Ich gehe heim zu meiner

Mutter, der Ewigkeit, und freue mich, denn ich habe auf Geheiß Gottes, des Barmherzigen, den Menschenkindern unsäglich viel Gutes gebracht."

Ich erwiederte ihm und sprach: „Herr, verzeih' mir; es legen heute Tausende sich sorgenvoll auf ihr Bett, und sind wegen der Zukunft ohne Trost, denn es ist große Noth und Theurung! Wie mag man auch so viel Unglück ein Glück heißen?"

Der Engel erwiederte: „Kurzsichtiger, weißt du nicht, daß das Unglück die rechte Quelle alles Glückes ist? Das Jahr 1816 wird durch seine Fehlärnte den Menschen mehr Heil bringen, als durch Ueberfluß. Sie lernen wieder sich zu Gott wenden, lernen wieder von Herzen beten und nicht auf Menschenhand vertrauen, sondern auf den, von dem alle gute Gabe kommt."

Ich sagte: „Aber, Herr, so ungeheure Regengüsse! Die Schleusen des Himmels waren nie geschlossen!"

Der Engel sprach: „Auf daß die Erde fruchtbar werde für viele Zeiten; denn die trockenen Jahre werden kommen, da von der Hitze der Sonne der Boden spaltet und nach einem Tropfen vom Himmel lechzet."

Ich sagte: „Und die Ueberschwemmungen! Sie haben viel tausend Stück Landes verderbt."

Der Engel antwortete: „Auf daß die Men-

schen anfangen, ihr versumpftes Land auszugraben und trocken zu legen. Dazu soll die Ruthe der Noth sie treiben, ehe aus dem versumpften Boden Pestilenz und Seuchen aufsteigen!"

Ich sagte: „Und die Reben verderbt; die Trauben erfroren; die Kornfelder mit magern Aehren; die heilsamen Erdäpfel kaum zur Genüge."

Der Engel antwortete: „Auf daß die Leichtsinnigen lernen weise werden, und in Zeiten des Ueberflusses lernen zurücklegen für die Zeiten des Mangels, und bei den sieben fetten Kühen gedenken der sieben magern, die da folgen."

Ich sprach: „Herr, betrachte die Noth derer, welche in den Städten wohnen und Handwerke treiben!"

Der Engel antwortete: „Alles Handwerk hat güldenen Boden: aber die Ungeschickten und die Hoffärtigen und die Schlemmer haben den güldenen Grund in Koth verkehrt, ihr Handwerk gering geachtet und ihre Kunst nicht verbessert. Sie sind hinter den Weintischen gesessen und haben den Gewinn des Tages verspielt; sie trachteten nach vornehmem Ansehen, und legten ihren Töchtern Feierkleider an von Seiden und Baumwollen. Sie wollten in ihrem Stolz nicht rechnen, und in ihrem Uebermuth nicht haushalten. Darum kam das Trübsal über sie. Nun lernen sie

rechnen und sparen und haushalten, was ihnen wohlthun wird und Heil bringt ihren Kindern und Kindeskindern."

Ich sprach: „Herr, betrachte das Elend der Spinner und den Hunger der Weber!"

Der Engel antwortete: „Sie hatten Gold zu spinnen und Seide zu weben. Da gingen sie hin, wie die Thoren, in Gold und Seiden, liessen Geiger und Pfeifer kommen und hatten der Ueppigkeit nie satt. Und ihre Hände verlernten den Feldbau, und ihre stolzen Kniee verlernten sich zu beugen. Nun aber haben sie sich Geisseln gesponnen und einen Bettelsack gewoben. Und sie bereuen ihre Verschwendung, und beklagen ihre Schwelgerei. Siehe, sie werden weiser werden, und die Weisheit ist der Anfang alles Glückes."

Und ich sprach zum Engel: „Herr, aber siehe an auch die Fleißigen, wie sie Noth leiden, und die Haushälter, wie ihr Tisch ist leer geworden."

Der Engel antwortete: „Darum, weil sie sollen reich werden und mit neuen Gütern gesegnet sein! Zu ihrem Fleiße wird nun das Nachdenken kommen, und der Mangel wird ihnen die Augen öffnen, daß sie sehen, was sie sonst nicht sahen. Nun werden durch ihre Hand auch die entlegenen Felder angebaut und die rauhesten Güter fruchtbar werden. Sie werden dem Acker, der sonst Dornen und Disteln trug, guten Sa-

men geben; die Möser austrocknen; die todten Allmenden theilen; den verderblichen Weidgang des Viehs abthun in Wäldern und Ackerfeldern; ihre Bettler zu Gemeindsarbeiten zwingen; ihre Gehölze mit Klugheit benutzen; ihre Wege und Straßen herstellen; auf die Nachbarn achten, worin dieselben Löbliches thun, und ihnen nachahmen. — — Wahrlich, ich sage dir, gleichwie auf der Brandstätte eines alten Hauses ein neues gebaut wird, größer, bequemer und schöner, denn das alte: also wird aus dieser heutigen Noth größerer Wohlstand aufsteigen, denn vorher gewesen, und mehr Glück, als ehemals. Aber die Verständigen werden es geniessen und die Thoren werden darben. — — So nimm nun deinen Botenstab, o Bote, und verkünde den Schweizern, was ich dir gesagt habe: die Zeiten der Noth sind die Zeiten, welche das meiste Glück bringen."

So sprach der Engel. Ich erwachte, und es ward Tag.

Liebes- und Ehestandsgeschichte der Frau Europa.

Der Schulmeister nannte, wenn er sonst mit dem Haselstecken auf die Landkarte zeigte, Europa

eine ehrbare Jungfrau. Und die Buben, die um das Bild herumstanden, glaubten ihm das auf's Wort. Seitdem hat sich die Sache geändert. Europa, des ledigen Standes satt, that wie manche andere Jungfrau, und nahm einen Mann, von Korsika gebürtig, seines Handwerks ein Schlächter. Sie hat es aber übel getroffen, wie man weiß. Denn so schön und verständig Anfangs der Bräutigam that, so wüst führte sich nachher der Ehemann auf. Er verbot ihr, auf den Markt zu gehen und einzukramen nach Belieben, nahm ihr alles Geld ab, ließ sie beinahe verhungern. Da war kein Friede mehr im Hause; Jahr aus, Jahr ein und alle Tage gab's Katzbalgerei, bis endlich die arme Frau am ganzen Leibe keinen heilen Fleck mehr hatte. Da that sie, was er wollte; liebkosete ihn schlau, so grob er's auch treiben mochte, und machte ihn sicher. Eines Tages aber, da er wieder ausgegangen war zu schlachten, und von der Winterkälte krumm und steif gefroren heimkam, kehrte sie das Rauhe heraus, nahm ihn bei den Ohren, warf ihn zum Hause hinaus und ließ sich von ihm scheiden.

Frau Europa sitzt seitdem gar still, und legt Schönpflästerlein auf ihre Wunden, und flickt ihre zerrissenen Röcke aus, und möchte Alles gern in die alte Ordnung bringen, wie sie es als Jungfrau gehabt. Aber man weiß schon, es ist nichts

Leichtes, aus einer Frau wieder zur Jungfrau zu werden; und ein geflickter Rock sieht zwar alt aus, ist aber nicht mehr der ehemalige, hübsche Brautrock, in welchem man sonst Eroberungen machte.

Frau Europa hat es mit manchen andern Frauen in der Welt gemein, daß sie immer gern die Vorige bleiben und in ewiger Jugend glänzen möchte. Sie denkt nicht daran, daß, wenn ein Erwachsener Kinderkleider anlegt, er blos kindisch aussieht, ohne ein Kind zu sein. Er wird zum Spott der Alten und Jungen. Frau Europa hat sogar zu Zeiten den tollen Einfall, nicht glauben zu wollen, daß sie überhaupt einen Mann gehabt habe, besinnt sich gar nicht mehr an ihre Ehe, und erklärt ihre jungfräuliche Ehre für allein legitim oder rechtmäßig. Vernünftige Leute lachen zu der seltsamen Legimität in den Bart, und denken: hänge du einem Andern einen Bären an, aber unsereinem nicht.

Nun, wir wollen die Legitimität dahingestellt sein lassen, und nur berichten, daß sich wirklich schon ein anderer Freier um die Hand der Frau Europa bewirbt. Dies ist ein reicher Engländer, der mit Thee, Kaffee, Zucker, Gewürz und dergleichen handelt, und sich auf seine Leibes-Konstitution sehr viel einbildet. Das ist wahr, der Herr hat einen stattlichen Bauch, einen dicken Kopf, eine derbe Faust, aber dünne, schwache

Beine. Man fürchtet schon lange, er könne einmal häßlich stolpern. Viele seiner Feinde behaupten auch, vielleicht nur aus Neid, er sei nur darum reich, weil er viel Schulden habe. Dem sei wie ihm wolle, er versucht jetzt Alles, die Frau Europa zu heirathen, und ist, wie man sagt, nicht ganz ohne Hoffnung. Zwar liebt sie ihn nicht; aber sie ist ihm viel Geld schuldig, und das ist schlimm für sie. Dazu kommt, daß er von obrigkeitswegen ihren von ihr geschiedenen Mann im Hause hat und verpflegen muß. Da fürchtet sie, er könne aus Rache ihr einmal den Streich spielen, und den wilden Gesellen herauslassen. Das würde schlimm sein, und wenn auch nur des Schreckens wegen, oder weil ihr wieder ein paar Fenster eingeschlagen werden könnten. Daneben hat der Engländer ein paar große afrikanische Hunde an der Kette, die sehr bissig sind, und Frau Europa fürchtet sich gewaltig vor diesen Hunden. Neulich wurde er selbst von einem derselben gebissen, und zwar von dem größten, der Algier heißt. Da glaubte Jedermann, er werde die Bestie auf der Stelle todtschlagen. Nichts weniger, als das. Er gerbte ihr nur das Fell recht wacker ab und ließ sie wieder laufen. Denn sie thut ihm doch gute Dienste, zumal wenn er mit seinen Krämerwaaren zu Markte geht, und ihm Andere in die Quer kommen, die er nicht leiden mag.

Jedermann ist nun neugierig, ob aus der Hochzeit des dicken Engländers mit Frau Europa etwas werden wird. Er liebte dieses Frauenzimmer schon längst, und ward daher ein geschworner Feind seines Nebenbuhlers, des Korsikaners, der ihm die Beute ganz unerwartet von der Nase wegschnappte. Der Engländer verspricht allerlei Geschenke; die Dame bleibt aber kalt und spröde, doch will sie es nicht geradezu mit ihm verderben. Denn sie weiß, wozu er in der Hitze fähig ist, und hat es erfahren, da ihr abgeschiedener Mann Händel mit ihm hatte. So lange der Korsikaner im Hause war, blieb dem Engländer freilich jeder Schritt über die Schwelle der Hausthür verboten; dafür warf derselbe aber ringsum fast alle Fenster ein. Besonders ward damals ein schönes Fenster von Kopenhagener Glas bedauert, an welchem eben ein unschuldiges Kind spielte.

Jetzt darf der Engländer wieder frei zu Frau Europa in's Haus kommen und sie besuchen. Er hat bei ihr sogar ein eigenes kleines Gastzimmer mit portugiesischen Tapeten, worin er wie daheim thut; ein anderes mit holländischem Porzellan ausgelegt, das er zwar nicht bewohnt, aber doch zum Durchgang gebraucht, wenn er einmal in seinem hannöverschen Großvaterstuhl sitzen und mit der Frau vom Hause plaudern will.

Viele Leute sagen, er werde über kurz oder

lang ganz Meister im Hause sein, weil das Gesinde der Frau gar zu bequem oder zu furchtsam oder zu einfältig sei, und nicht gern auf den Markt gehe, um selbst einzukaufen, sondern den Kaffee, Zucker und was man sonst in Küche und Keller braucht, lieber vom Engländer nehme. Es ist wahr, der bringt es ihnen gefälligst in's Haus, und macht sein gutes Profitchen daran. Auch ist es richtig, es sind ihm mehrere von den Hausleuten gewogen; besonders hält es für den Augenblick der französische Sprachmeister sehr mit ihm; auch der Haushofmeister ist ihm gut, ein geborner Oesterreicher. Sogar der Hauskaplan, ein italienischer Geistlicher, der ihm ehemals nicht gewogen war, macht jetzt freundliche Mienen. Der wahre Grund aber ist wohl nicht der angegebene, nämlich, daß das Gesinde der Frau zu träg oder ungeschickt wäre, selbst zum Einkauf auf den Markt zu gehen, sondern, unter uns gesagt, die Leute haben gar schlechte, zerrissene Schuhe, mit denen sie auf den elenden Wegen nicht fortkommen und zumal nicht durch's Wasser können. So hat der Engländer, der viel auf gute Schuhe hält, aber sich wohl hütet, den Leuten welche zu verkaufen, leichtes Spiel und macht sich ihnen unentbehrlich. Vorzeiten brauchte die Hausfrau ein paar kleine welsche Buben, einen Venezianer und einen Genuesen, zum Verschicken. Die sind aber ge-

storben, wie es scheint. Nachher mußte ein Spanier den Dienst verrichten. Der ist jetzt aber übel daran, weil ihm seine Frau davon gelaufen ist und das Geld mitgenommen hat. Sie ist ein rasches Weib, und heißt mit dem Taufnamen Amerika. Sie gab sogar vor mehrern Jahren dem dicken Engländer Ohrfeigen, als er sich etwas ungebührlich gegen sie aufführen wollte. Der arme Spanier geht jetzt beinahe baarfuß, und möchte seine Frau Amerika gern wieder haben. Ich zweifle, daß er sie wieder bekommt. Nun hat er sich von einem Freund des Hauses, einem gewissen Russen, ein Paar Schuhe geliehen. Aber sie dürften ihm wohl zu weit sein, denn der Russe ist ein baumstarker Mann, in den besten Jahren, der alle Tage dicker und fetter wird.

Da ich auf diesen Russen zu reden komme, muß ich doch bei der Gelegenheit bemerken, daß er ein guter, ehrlicher Mann zu sein scheint. Es heißt, Frau Europa möge ihn wohl leiden, denn er hat etwas recht Frommes in der Miene. Andere aber sagen, er möge auch die Frau Europa gern sehen, und es könnte zuletzt aus der Andacht eine Liebschaft geben, die dem dicken Engländer gar nicht in seinen Kram taugen dürfte. Wirklich predigt der Russe, wenn er Frau Europa besucht, nichts als Liebe und Freundschaft. Sind die Hausleute uneinig, mahnt er zum Frieden, und vor Kurzem

mußten sie ihm in die Hand versprechen, recht freundlich mit einander, wie in einem heiligen Bunde, zu leben. Sie sagten wohl: ja; aber mit ihrer Heiligkeit hat es doch manchmal sein eigenes Bewandtniß. Denn als es neulich im Hause an Brod fehlte, schloß Einer dem Andern aus lauter christlicher Liebe und Heiligkeit den Brodschrank vor der Nase zu und dachte: hungere du, das thut dir wohl!

So viel merk' ich wohl, im Hause ist unter den Leuten mehr Mißtrauen und heimliche Zwietracht, als christliche Brüderlichkeit. Sie halten zwar sich unter einander still und geben das Wort, nicht Lärmen und Händel zu beginnen. Es geschieht aber theils aus Furcht vor einander; theils weil Frau Europa sehr kränklich, sehr reizbar ist und der Ruhe bedarf; theils weil manches Zimmer im Hause etwas baufällig geworden ist, und man zu besorgen hat, wenn einander ein Paar ernstlich schütteln wollten, daß die morschen Balken brechen könnten. Besonders der französische Sprachmeister und der Buchhalter Europa's, der ein ehrlicher deutscher Degenknopf ist, schauen sich einander beständig sehr verdächtig und brummend an. Ich weiß nicht, was sie eigentlich gegen einander haben. Es ist wahr, so lange der korsikanische Eheherr im Hause lebte, war der Sprachmeister eigentlich sein Günstling, und er bereicherte ihn bei jeder Gelegenheit, aber gab ihm auch Tritte

und Stöße genug. Der Sprachmeister mußte, nach Verstoßung des Ehemannes, auf Verlangen der Frau Europa, alle Geschenke wieder herausgeben. Nun glaubt der Buchhalter dennoch, er habe nicht Alles, was er zu fordern hatte, wieder zurückerhalten. Der Buchhalter wird am Ende wohl Unrecht behalten, wie immer. Er gehört zu den ehrlichen Leuten, die gewöhnlich die Zeche zahlen müssen. Denn er ist nie recht mit sich selber einig, und weiß selten bestimmt, was er eigentlich will.

Mir gefällt von den Hausleuten der Frau Europa Keiner besser, als ihr Küher, der aus der Schweiz ist und Jedermanns Freundschaft genießt. Er ist arm, aber genügsam; hat Muth genug und ein Paar harte Fäuste, aber ist doch sehr friedfertig und mischt sich in keine Händel. Er bekümmert sich um die ganze Welt nicht, wenn man ihm nur nicht in den Stall kommt. Hat er seine Kühe gemelkt, so spinnt er oder lismet Strümpfe, eigentlich nicht für sich, denn er geht meistens baarfuß, sondern für Andere um's Geld. Er ist jetzt ärgerlich, weil ihm Keiner abnimmt, was er spinnt; denn bei den Andern, scheint es, ist das Geld dünn. Er wird nun wohl auf etwas Anderes Bedacht nehmen müssen, um ein Trinkgeld zu verdienen. Geschicklichkeit hat er genug zu Allerlei, obgleich er von Natur in Allem, was er thut, sehr langsam und gemächlich ist. Schade,

daß er dann und wann sich gar närrisch aufführt, denn man hat schon gesehen, daß er, der ungern oder nie mit Andern zankt, sich zuweilen in seinem Stall, wie wild, selber beim Kopfe nimmt und Ohrfeigen versetzt. Andere lachen dann dazu; Europa pflegt aber mitleidig die Achseln zu zucken.

Man sieht aus dem Allen: es geht bei Frau Europa im Hause nicht besser zu, als in vielen andern Häusern. Der Schweizerbote wünscht ihr daher, wie seinen Lesern und Leserinnen, den lieben Hausfrieden.

Vom gegenseitigen Unterricht in Schulen.

---

1) Was gegenseitiger Unterricht sei.

Es wird viel vom gegenseitigen Unterricht gesprochen, dafür und dawider. Ich habe vor Zeiten auch dagegen Vorurtheil gehabt; das heißt, ich habe auf Beschreibungen hin geurtheilt, vor ich die Sache aus eigener Erfahrung genauer kannte. — Wie ist es nun mit dem Dinge? Ist es eine neue Lehrart, wie die Pestalozzische? Antwort: Nein! — Ist es eine neue Lehre? Ant-

wort: Nein: — Nun, was ist es denn? — Ich will's euch erzählen.

Es war einmal ein frommer und gelehrter Mann, der hieß Andreas Bell, ein Engländer, welcher sich nach Ostindien begab, und daselbst die armen, blinden Heiden zum Lichte des christlichen Glaubens führen wollte. Er war ein Geistlicher, und ließ sich besonders den Unterricht der armen verlassenen Waisenkinder angelegen seyn. Aber es wurden deren gar zu viel, und er war allein. Da hat er's im Jahr 1790 gemacht, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe, daß es der gute, alte Vater Pestalozzi mit den achtzig armen Waisenkindern zu Stans in Unterwalden gemacht hat im Jahr 1799.

Wie hat es der Vater Pestalozzi gemacht? — Er setzte immer ein Kind, das schon die Buchstaben kannte, zwischen zwei Kinder, welche die Buchstaben noch nicht kannten, und legte des mittlern Kindes Arme um die beiden kleinen Nachbarn und sprach: Nun lehre du diese Beiden die Buchstaben recht freundlich kennen. Also geschah es. Eben so verfuhr er mit denen, die lesen und nicht lesen konnten. Und so wurden die kleinen Lehrer der Unwissendern wiederum Schüler von andern, die mehr wußten. Und Vater Pestalozzi wandelte unter den Waisen von Unterwalden, alle beobachtend und ermunternd, und die Bessern un-

terrichtete und führte er weiter, damit sie die Kleinern auch weiter führen könnten. Und also konnte er achtzig Kinder in einer Stunde alle zugleich unterrichten in den allerverschiedensten Dingen, und war doch jedes einzelne Kind besonders beaufsichtigt, besonders beschäftiget, und alle lernten mit großer Freude, und selbst beim Lehren und Unterrichten der Kleinern lernten die Größern.

Also nur das ist der gegenseitige Unterricht und nichts anderes? — Antwort: Nichts anderes, als nur dies.

2) Wie es mit dem gegenseitigen Unterricht weiter ging.

Das war ja nichts Neues. Denn also sieht man im Hause gar oft die Mutter ihre ältern Kinder unterrichten, und diese müssen dann wieder die Jüngern anleiten.

Aber in den Schulen hatte man diese Einrichtung noch nicht nachgeahmt. Als nun bekannt ward, wie der fromme Bell in Ostindien ganz allein so viele Kinder mit großem Nutzen und Segen unterrichtet habe, lebte zu London ein gottesfürchtiger Mann, Namens Joseph Lancaster. Der dachte wie Bell und Pestalozzi und sprach wie unser Heiland: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, zumal die armen und verlassenen, ich

will ihr Vater und Lehrer sein!" — Und er sammelte die Kinder, also, daß er im Jahr 1805 nicht weniger als 880 beisammen hatte und sie nach oben beschriebener Weise im Lesen, Schreiben, Auswendiglernen, Rechnen und Zeichnen unterrichtete. Und weil die vielen Kinder so ansehnliche Fortschritte machten und freudiger lernten, als in den andern gemeinen Schulen, verwunderte sich Jedermann.

Da kamen gelehrte Herren und Bischöfe, und untersuchten die Lancastersche Schule. Und sie erstaunten, mit welcher Ordnung die vielen Kinder nach ihren verschiedenen Kenntnissen abgetheilt waren; wie die untern Abtheilungen durch Kinder von den obern Abtheilungen unterwiesen wurden; und wie jeder kleine Unterlehrer darauf Acht gab, daß die Schüler seiner Abtheilung immerdar sauber gewaschen und gekämmt wären und sich artig betrügen.

Nun kamen die vornehmen Herren aus England, und sogar königliche Prinzen, selbst der jetzige König von England. Und keineswegs verfolgten und verlästerten sie den guten Lancaster, sondern ehrten ihn und unterstützten seine Anstalt und verbreiteten die Einrichtung des gegenseitigen Unterricht in alle Anfangsschulen von England. Denn die Engländer sind viel kenntnißvoller und verständiger, als manche andere Nationen, darum

auch die englischen Waaren in der ganzen Welt beliebt und gesucht sind.

Auch in Frankreich, in italienischen und andern Ländern benutzte man diese zweckmäßige Einrichtung der Anfangsschulen, und die Kinder lernten dabei fröhlicher und mehr, als in den gemeinen Schulen, also, daß die Schulmeister weder Stock noch Ruthe mehr gebrauchten.

Da brummten die alten Schulmeister und sprachen: „Das taugt nichts! das ist eine Juden-, aber keine Christenschule! Ohne Stockhiebe gibts keine Gottes- und Menschenfurcht! Lasset uns die liebe Jugend ferner zart klopfen, gleich wie man uns mürbe geklopft hat!"

Und als viele von den vornehmen und eifrigen Herren des alten Testaments hörten, daß sogar gemeine Handwerker- und Bauernkinder mehr lernten, denn sonst in Schulen üblich gewesen, erzürnten sie sich und sprachen: „Das gehört nicht für den Pöbel. Er soll Pöbel bleiben, auf daß wir seine Herren bleiben. Und seine Kinder sind zum Dienste unserer Kinder geboren, also sollen sie nicht lernen, was unsere Kinder. Sonst führt sie das zum Revolutioniren, Kritisiren, Räsonniren, Regieren, Jubiliren und Triumphiren."

Und als manche geistliche Herren solches hörten, erschracken sie und sagten: „Was soll daraus werden, wenn Bürger und Bauern fast so viel

Kopf haben, wie wir? Das geht auf den Untergang der Religion los!“ Und sie predigten mit eifrigem Herzen wider die Verbesserung der Schulen, und sagten: „das ist gegen die Religion und guten Sitten und ist Ketzerei. Amen.“

Aber die verständigen Leute antworteten und sprachen: „Wenn zu Hause die Mutter ihre ältern Kinder lehrt, und diese dann wieder die jüngern unterrichten, so ist das keine Revolution und nicht gegen Religion. Ist's nun ein Anderes in der Schule?“

Also spricht man Vieles für und dawider.

3) Was kann durch gegenseitigen Unterricht gelehrt werden?

Antwort: Nur dasjenige, was durch Gedächtniß oder geübten Blick oder Fertigkeit der Hand erlernt werden muß, und nicht viel eigenes Nachdenken, oder große Vorkenntnisse erfordert; also: Schönschreiben und Nachmalen von Buchstaben und Zahlen, Buchstabiren, Lesen und Erklären oder Zergliedern des Gelesenen; Auswendiglernen und Rechnen; Anfänge des Zeichnens; und zwar Alles, wenn es der Schullehrer versteht, nach Vater Pestalozzi's naturgemäßerer Stufenfolge und Verstand erweckender Weise. — Für die Kinder der obersten Abtheilungen ist gegenseitiger Unterricht möglich in der Sprachlehre, im Entwerfen

schriftlicher Aufsätze, in Landkartenkenntniß durch Landkartenzeichnung, Anfänge in der Erdbeschreibung und Feldmeßkunst.

Hingegen der Unterricht in der Religion, wenn er nicht bloßes Auswendiglernen werden soll, Unterricht in der Kenntniß der Länder, ihrer Bewohner und Erzeugnisse, Unterricht in der Geschichte der Welt, oder auch nur des Vaterlandes, Unterricht und Erklärung der vornehmsten Naturerscheinungen, Unterricht im Gesang u. s. w., das und Aehnliches muß vom Schullehrer selber im Allgemeinen oder nur den Gebildetsten seiner Schüler gegeben werden.

„Was? Auch Kindern der Bauern, Taglöhner und Handwerker?“

Allerdings. Sie sollen vernünftige Menschen bleiben, so gut, als du.

„Wozu braucht ein Bauerbube von der Meßkunst zu wissen?“

Damit er einmal selbst das Land, was er kauft, ausmessen, und wenn er einen Stall oder ein Wohnhaus bauen will, den Bauriß machen, oder, was dazu gehört, berechnen könne.

„Wozu braucht ein Bauerbube Erdbeschreibung?“

Damit er Gottes Größe und Majestät kennen lerne, und zur Noth auch wisse, wo und wie?

wenn Briefe und Berichte von fernen Ländern und Orten kommen.

„Wozu braucht ein Bauerbube Naturgeschichte?“

Damit er Gottes Größe und Majestät kennen lerne, und die Sterne am Himmel nicht für kleine Ampeln, und das Gewitter nicht für göttlichen Zorn halte, zur Noth auch vor giftigen Pflanzen warnen könne u. dgl.

Ein Bischof warnte eine vornehme Frau, ihr Kind nicht in die Schule des gegenseitigen Unterrichts zu schicken, denn da treibe man Naturgeschichte und zeichne sogar Hähne und Hühner, und das sei der Sittlichkeit der Kinder nachtheilig. „Ach, Herr Bischof!“ sagte die Frau, „wenn das ist, warum verbieten Sie denn nicht das Herumlaufen der Hähne und Hühner auf den Gassen?“

4) Wie es in der Schule des gegenseitigen Unterrichts aussieht.

Da kommen die Kinder Morgens, und setzen sich, abgetheilt nach ihren Kenntnissen, auf die Bänke, und jede Bank hat ihren Aufseher, der ist das ältere und bravere der Kinder.

Dann gibt der Schullehrer ein Zeichen, und es treten die kleinen Aufseher im Kreis um ihn, und zeigen ihm beide Seiten ihrer Hände, und ihr freundliches Antlitz, zum Beweis, sie seien sauber gewaschen und gekämmt, und haben keine Nägel,

wie Geierkrallen. Und hat er sie entlassen, mustern sie längs ihren Bänken die Gesichter, Hände, Nägel und Haare. Ist aber ein unsauberer Gast dabei, sagt man ihm leise ins Ohr: geh zum Brunnen und komm bald wieder!

Dann aller Anfang mit Gott, durch frommes Gebet.

Darauf gehts an die Arbeit. Jeder weiß, was er zu thun hat, oder der Lehrer sagts.

Ein Theil der Kinder bleibt an den Tischen sitzen, und schreibt oder zeichnet nach Vorschrift oder Vorzeichnung, jedes nach seiner Fähigkeit unter Leitung und Aufsicht eines geschicktern Mitschülers, der die Ehre hat, für diese Abtheilung Unterlehrer oder Führer zu sein.

Ein anderer Theil der Kinder steht auf und geht zu den Kreisen. Nämlich längs den Wänden der Schulstube sind Halbringe, wie von halben Faßreifen, angebracht. Inner dem Ring steht ein kleiner Unterlehrer oder Führer. Um den Reif aussen stehen mit verschränkten Armen vier und sechs Kinder. Die lehrt nun der kleine Führer Buchstaben, Buchstabiren, Lesen, oder überhört ihnen das zu Hause auswendig Gelernte, oder lehrt sie Zahlen aussprechen, Rechnen mit unbenannten und benannten Zahlen, mit und ohne Brüche; oder zeigt ihnen die Länder der Landkarte, spricht ihnen die Namen der Hauptstädte, Hauptflüsse,

Hauptberge vor, die sie nachsprechen, und stellet jeden seiner Schüler nach dem Rang, der ihrem Fleiße gebührt. — Da ist denn Alles gar aufmerksam, denn jedes ist unmittelbar beschäftiget, jedes will gern in eine höhere Abtheilung, jedes möchte gern auch bald ein Führer der Kleinern werden.

Unterdessen unterrichtet auch der Schullehrer Einzelne, und hat die Augen auf Alles.

Das währte eine gute halbe Stunde, dann setzen sich, die da standen, und die bisher saßen, stellen sich mit verschränkten Armen zu den Kreisen, und das Lehren und Lernen geht auf allen Seiten wieder, wie zuvor, seinen Weg. Und alle halbe oder drei Viertel-Stunde ändert sich's. Und obschon die an den Kreisen halblaut sprechen, und viel Gemurmels und Gesurres ist, stört doch keins das andere, denn jedes ist mit ganzer Aufmerksamkeit bei seiner Sache und kann nicht anders, weil es der Führer bemerkt, und den Unachtsamen heruntersetzt unter den Achtsamern. Das kostet dann Thränen. Und wenn der Führer seine Sache nicht recht macht, wird einem Andern das Amt gegeben, und das thut dann bitterlich weh.

Daneben wird beim Aufstehen, Gehen und Niedersitzen aller Abtheilungen Ordnung gehalten. Da lauft man nicht durcheinander, sondern der Führer befehligt, und eins marschirt mit verschränkten Armen ehrbar hinter dem andern. So

auch, wenn die Abtheilungen hinausgehen, ihr Bedürfniß zu befriedigen, und jeder steht da in Reihe und Glied, und wartet, bis es an ihn kommt.

Ist ein Unterricht beendet, sammelt der Führer die Bücher, Tafeln, Karten u. s. w. von seiner Abtheilung und legt sie an den bestimmten Ort. Denn da muß Alles seine Zeit, Alles seinen Ort haben. Und die Ordnung, und das Befehlen und Gehorchen gefällt selbst den Kleinen wohl. Es kommt ihnen wie Soldatenspiel vor, darum lieben es die Kinder, und ist doch Ernst dabei.

Der Schullehrer aber theilt Lob aus und Tadel, ist freundlich, wie ein Vater, mit Allen, selbst mit den Fehlbaren, die er wegen ihrer Unart oder Unachtsamkeit nur bedauert und vor Allen beklagt. Daher kommt es dann, daß die Herzen der Kinder alle dem Lehrer anhangen, denn sie fühlen, wie er sie lieb hat.

5) Vom Nutzen dieser Unterrichtsart für die Kinder.

Wenn diese Einrichtung der Anfangsschulen nicht größern Nutzen für die Kinder brächte, als die bisher meistens bei uns noch übliche, ei, so wäre sie nicht schon von den einsichtvollsten Männern beliebt und belobt, von den wohlwollendsten Obrigkeiten zum Besten ihrer Unterthanen begün-

stigt, und in der Welt überall so schnell und weit verbreitet worden. Es muß also doch wohl etwas Rechtes und Gutes dahinter sein. Und wer einen gesunden Kopf und fünf Finger hat, kann sich das an seinen fünf Fingern selbst herzählen.

Man kann es auch schon daraus ersehen, daß, wo die Schulen auf solche Weise eingerichtet sind, die Kinder immer mit Lust und Freude zur Schule gehen, wenn der Schulmeister nicht gar ein Starr- und Stierkopf und wohlgeborner Prügelmajor ist. Daß Kinder gern zur Schule gehen, ist schon ein gutes Zeichen für einen Schulmeister und für seine Schule und Lehrart. Es nimmt mich das aber auch gar nicht Wunder. Denn

1) Beim gegenseitigen Unterricht lernen die Kinder abwechselnd, bald sitzend, bald an den Kreisen stehend, und diese Abwechselung ist ihnen angenehmer, als wenn sie Morgens drei Stunden und Nachmittags drei Stunden hinter einander auf einem einzigen Fleck Holz, wie angenagelt, sitzen müssen. Denkt, ihr Alten, wenn ihr das alle Tage selbst aushalten müßtet! Das lange Sitzen ermüdet die Kinder, macht ihnen Langeweile, und bringt sie dazu, im Stillen allerlei Possen und schlechte Sachen zu treiben, von denen der Schullehrer nichts hört und sieht. Hingegen abwechselndes Stehen und Sitzen erleichtert

ihnen Alles, befördert ihre Gesundheit offenbar, und macht, daß sie mit frischer Lust an neue Arbeit gehen.

2) Bei dieser Schuleinrichtung können auch die Kinder schon von frühester Jugend an zu größerer Ordnung, Artigkeit und Reinlichkeit gewöhnt werden. Ordnung aber und Reinlichkeit ist nebst Fleiß und Gottesfurcht der Grund zum Wohlstand jedes Hauswesens. Der Schullehrer hat in kurzer Zeit und ohne Mühe Kopf und Hände, Haare und Nägel, zur Noth auch Kleidung von zehn bis fünfzehn Knaben, welche die Führer oder Aufseher ihrer Mitschüler sind, untersucht; und diese haben dasselbe Geschäft eben so gut und bald bei den Kindern abgethan, von denen sie für den Tag oder für die Woche Aufseher sind. Aber nun denke man sich, wenn das ein einziger Schullehrer bei sechszig, siebenzig oder achtzig Kindern besorgen soll! Das nimmt zuviel Zeit. Das ermüdet ihn. Er läßt es lieber ganz unterwegs. Und so kommt es, daß die Kinder häufig sehr sau-bar, aber nicht sauber gewöhnt bleiben, und jedem Fremden und Einheimischen, der sie sieht, Ekel machen.

3) Die Kinder lernen bei solcher Schuleinrichtung ganz natürlich viel leichter und schneller, weil jedes Kind einzeln genommen, einzeln beobachtet, einzeln unterrichtet wird.

Wo man zwanzig bis dreißig Kinder im Haufen mit einemmale im Buchstabieren, Lesen u. s. w. unterrichtet, weiß der Schulmeister nie mit Sicherheit, wer Achtung dabei gab oder nicht. Wenn unterdessen dreißig bis vierzig schreiben oder rechnen sollen, kann der Schulmeister nicht wissen, wer Männlein und andere Narrethei treibt. Ein Schullehrer hat nur zwei Augen, und nicht achtzig, am Kopf, und kann nicht bei allesammt zugleich sein. Daher kommt es, daß die Kinder, wenn sie lange genug in die Schule gegangen sind, wenig genug gelernt haben, ausgenommen einige, die natürlichen Fleiß haben und noch zu Hause angehalten worden sind. Sie können zur Noth lesen, schreiben und rechnen. Das ist denn Alles.

4) Hingegen beim wechselseitigen Unterricht kommt's anders. Denn weil sie da früher lesen, schreiben und rechnen lernen, bleibt den Bessern noch Zeit übrig, mehr Nützliches zu erlernen, was ihnen auf Lebenslänge wohlthut; z. B. über allerlei Aufgaben ihre Gedanken schriftlich und mit gehöriger Rechtschreibung abzufassen; schöne und genaue Zeichnungen und Grundrisse von Gebäuden, Maschinen und Werkzeugen zu machen; Feld und Wald richtig zu messen und den Inhalt des Vermessenen zu berechnen; den Erdball, die Länder, die Völker, ferner die Geschichte des Vaterlandes, und endlich die

Größe und Herrlichkeit Gottes in den Werken der Natur kennen zu lernen. Was der Schulmeister selbst nicht weiß, kann er noch lernen, und der Herr Pfarrer hilft mit Freuden nach, wenn er ein rechter Mann Gottes ist.

5) Auch daß die Kinder selbst Lehrer und Führer der unwissendern Mitschüler sind, wie das oft im Hause der Aeltern der Fall ist, bringt ihnen großen Nutzen. Beim Lehrer lernen sie noch mehr. Da ist ihr Geist selbstthätig; er nimmt nicht bloß, er gibt. Da wird ihr Verstand, ihre Aufmerksamkeit, ihr Urtheil geübt. Da lernen sie das, was sie wissen, mittheilen, und lernen erkennen aus Erfahrung, welche Mühe ihr guter Lehrer auch mit ihnen gehabt hat und noch hat. Das erweckt Ehrfurcht und Dankbarkeit, und lehrt sie Nachsicht und Geduld haben mit den Schwächern.

6) Vom Nutzen dieser Unterrichtsart für die Schullehrer.

Schulen sind eigentlich für Kinder und nicht für Lehrer vorhanden; wenn daher die Kinder vom gegenseitigen Unterricht offenbar Nutzen haben, so sollte das wohl genügen.

Aber auch die Schullehrer finden dabei nicht geringen Vortheil. Denn

1) ungerechnet, daß ihnen die schnellern Fort-

schritte ihrer Schulkinder nicht geringe Freude verursachen müssen, und eine solche Freude ist auch etwas werth;

2) so wird ihnen auch die mühsame Tagesarbeit sehr erleichtert. Denn sie stehen nicht ganz allein, sondern haben Gehilfen, die sie aus ihren eigenen Schülern erwählen. Ihr Blick zeigt ihnen gleich, wo es fehlt. Und wenn sie da nachhelfen, haben sie nicht zu befürchten, daß man hinter ihnen, an einem andern Ort, wo sie nicht hinsehen, Possen und Männerchen mache.

3) Zugleich ist das für einen rechten Schullehrer kein geringer Genuß, daß er nicht Jahr aus Jahr ein mit den allerersten Anfängen des Lesens, des Rechnens, des Schreibens sich herumplagen muß, sondern seine Zeit nützlicher auch mit Kindern anwenden kann, die im Lernen weiter gebracht sind. Es gibt da in seinem Amt auch etwas für ihn zu denken und er selber lernt mehr, um mehr lehren zu können.

4) Und dann arbeitet der Schullehrer nicht bloß für Lohn und Gehalt; er arbeitet auch für die Ehre. Aber bei der alten Art, Schule zu halten, kann er es mit Kindern selten um Vieles weiter bringen, als es seine Vorfahren mit allem Fleiß und Eifer gebracht haben. Hingegen gereicht es ihm zu keinem geringen Ruhm, wenn

Aeltern und Schulräthe und alle Vorsteher das Zeugniß geben müssen, daß noch kein Meister, wie er, vor ihm gefunden worden sei, der Herz und Kopf der Jugend besser gebildet habe, und von dem mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten den jungen Leute während der Schulzeit beigebracht worden wären, als man ehemals für möglich gehalten hätte.

7) Vom Nutzen dieser Unterrichtsart für die Gemeinden.

Aber den größten Vortheil haben gewißlich die Gemeinden selbst.

1) Nicht nur lernen die Nachkommen mehr, als sonst, und wer heut zu Tage nichts lernt und mit vorwärts geht, bleibt zurück und ein armer Tropf: sondern es ist dabei auch für die Gemeinden Geld zu ersparen, indem sie mit einem Schullehrer mehr, als sonst mit zwei oder drei ausrichten. Statt also in großen Gemeinden oft drei, vier Schullehrer zu besolden, können sie es mit wenigern machen, und diesen den Gehalt dagegen aufbessern, womit man denselben auch bessern Muth macht. So ist das für Gemeinden kein geringes jährliches Ersparniß, zumal in Zeiten, wo man viel zahlen muß und wenig

einnimmt. Ich kenne selbst Gemeinden, die es auf die Art recht gut mit einem oder zwei Lehrern haben, statt daß sie, nach alter Schulweise, drei oder vier Lehrer halten sollten.

2) Auch braucht es dabei weniger Schulhäuser oder weniger Schulzimmer, wenn diese nur geräumig genug sind, daß rings um die Bänke ein Gang sein kann, wo die Kleinen stehen können, ohne einander zu hindern. Es gibt Gemeinden, die, statt ein zweites oder drittes Schulhaus neu zu erbauen, nur das alte erweiterten, damit alle Kinder für den einzigen Lehrer Platz genug fänden. Auch das ist Ersparniß, besonders wenn man das Bauen recht versteht.

3) Endlich aber, je unterrichteter, kenntnißvoller und verständiger die Leute in einer Gemeinde sind, je besser wissen sie sich in allerlei Fällen zu helfen und je mehr Wohlstand kommt in die Familien. Fleiß und Arbeit allein thuts nicht immer, sondern wenn mit Fleiß, Arbeit und Sparsamkeit auch Einsicht und Verstand verbunden ist. Das heißt die Hauptsache.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Ausgewählte Schriften

Bd.: 13. Des Schweizerboten Spruch u. Schwank.

Aarau 1825 - 1828

Opp. 582 t-13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604830-5